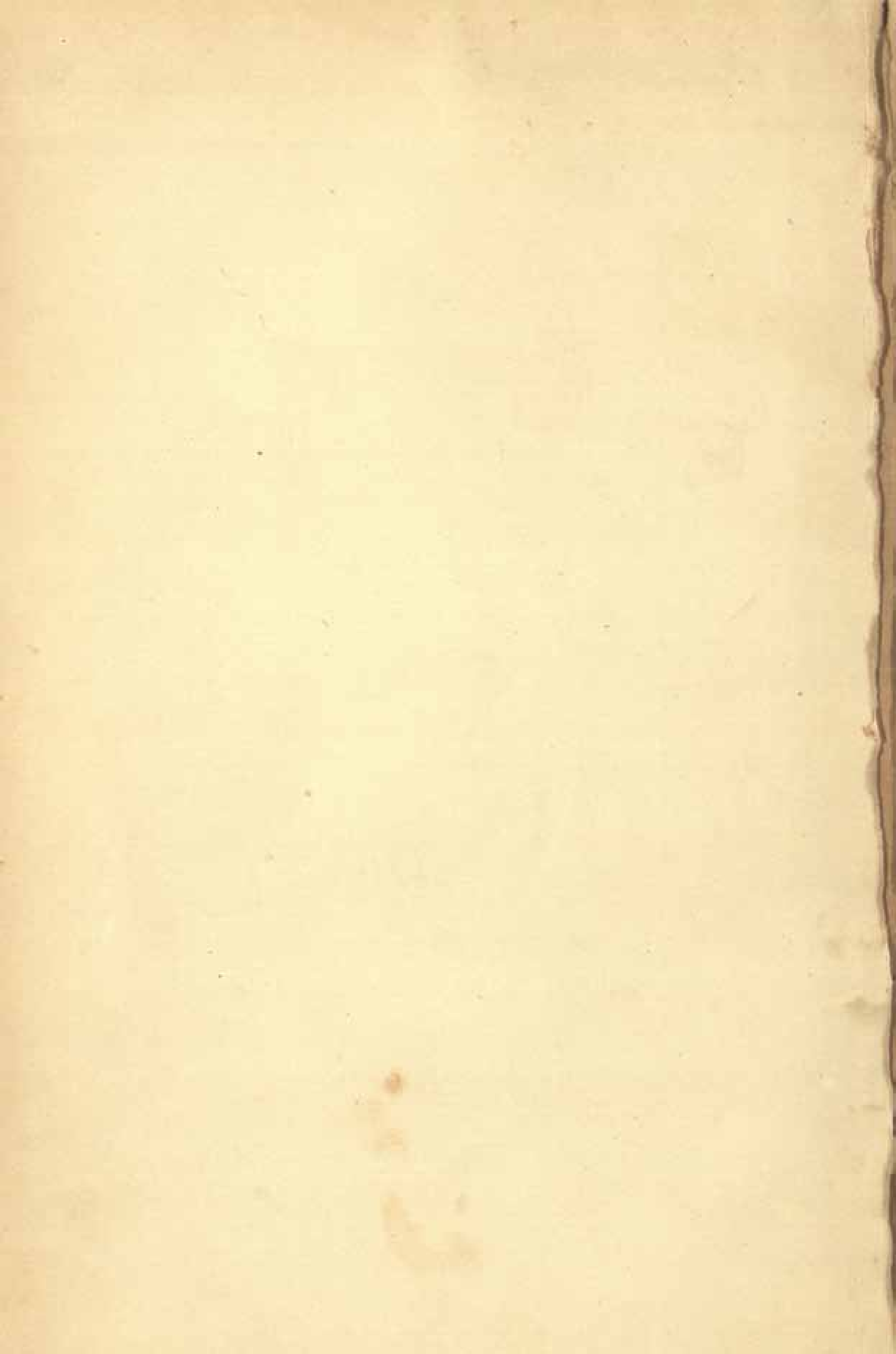








# Nachrichten
von
## der Gesellschaft der Wissenschaften
zu
## Göttingen

### Geschäftliche Mitteilungen
aus dem Berichtsjahr
1927/28



INHALT





BERLIN
Weidmannsche Buchhandlung
1928





## Bericht des abtretenden Vorsitzenden Sekretärs über das Geschäftsjahr 1927/28.

Die wissenschaftliche Tätigkeit der Gesellschaft der Wissenschaften war im verflossenen Geschäftsjahr sehr rege. Außer den beiden öffentlichen Sitzungen fanden 17 ordentliche und 1 außerordentliche Sitzung statt, deren wissenschaftliches Ergebnis aus den nachstehend kurz wiedergegebenen Protokollen zu ersehen ist; die laufenden Geschäfte wurden in einigen Sitzungen der Geschäftskommission vorbereitet.

Die „Nachrichten" unserer Gesellschaft umfassen in diesem Jahre in der Mathematisch-Physikalischen Klasse 4 Hefte, in der Philologisch-Historischen Klasse 3 Hefte. An „Abhandlungen" wurden herausgebracht:

a) Math.-Phys. Klasse, Bd. XII, Nr. 1—3 und Bd. XIII, 1 der Neuen Folge, enthaltend

   Mortensen, Hans: Der Formenschatz der nordchilenischen Wüste.

   Vogel, Rudolf: Über die Strukturformen des Meteoreisens und ihre spezielle Beeinflussung durch Umwandlung und beigemengten Phosphor.

   Stille, Hans: Über westmediterrane Gebirgszusammenhänge (Heft 1 der „Beiträge zur Geologie der westlichen Mediterrangebiete", herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen von Hans Stille).

   Neugebauer, Otto: Zur Entstehung des Sexagesimalsystems.

b) Phil.-Hist. Klasse, Bd. XIX, 4, XX, 2, 3 und XXI, 1—3 der Neuen Folge:

   Fecht, Rudolf: Theodosii de habitationibus liber, de diebus et noctibus libri duo.

   Eckhardt, Karl August: Rechtsbücherstudien. I. Vorarbeiten zu einer Parallelausgabe des Deutschenspiegels und Schwabenspiegels.

   Erdmann, Carl: Papsturkunden in Portugal.

Thiersch, Hermann: Ludwig I. von Bayern und die Georgia Augusta. Mit 6 Tafeln und 1 Facsimile.

Appel, Carl: Raimbaut von Orange.

Hilka, Alfons: Beiträge zur lateinischen Erzählungsliteratur des Mittelalters. I. Der Novus Aesopus des Baldo. II. Eine lateinische Übersetzung der griechischen Version des Kalilabuchs.

Die „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ sind im Jahre 1927 unter der Redaktion von Herrn Dr. Joachim in 6 Heften (30 Bogen) erschienen. Die Gesellschaft hat auf Antrag des Hern Dr. Joachim beschlossen, den Umfang der „Gelehrten Anzeigen“ auf jährlich 38-40 Bogen zu erweitern.

Der Tauschverkehr der Druckschriften hat auch in diesem Geschäftsjahr weitere Fortschritte gemacht; in 21 Fällen wurde er neu angeknüpft.

Für wissenschaftliche Unternehmungen wurden folgende Summen, im Ganzen 18080 Mk., bewilligt:

a) auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiet:

Herrn Richard Courant für die Herausgabe der Gauss-Werke . . . . . . . . . . . . . . . . 500 Mk.

Herrn Prof. Hermann Schmidt-Göttingen für Studien über das mährische Paläozoikum . . . . . 280 „

Herrn Prof. v. Wettstein-Göttingen für Vererbungsversuche an Moosen . . . . . . . . . . . 1800 „

Herrn Alfred Kühn für Vererbungsversuche mit Vögeln . . . . . . . . . . . . . . . . . . 1000 „

Herrn Privatdozent Dr. Brinkmann-Göttingen für paläontol.-phylogenetische Untersuchungen im englischen Jura . . . . . . . . . . . . . . . 600 „

b) auf geisteswissenschaftlichem Gebiet:

Herrn Albert Brackmann zur Fortführung der Germania pontificia . . . . . . . . . . . . . . 3000 „

Herrn Alfred Rahlfs zur Fortführung des Septuagintaunternehmens . . . . . . . . . . . . . . . 6000 „

Herrn Alfons Hilka zur Untersuchung und Edition altfranzösischer Graltexte . . . . . . . . . 500 „

Herrn Karl Brandi als Beitrag zu Studien betr. die Korrespondenz Karls V. . . . . . . . . . . . 500 „

Herrn Hermann Thiersch für Arbeiten zur Kartographie Aegina's . . . . . . . . . . . . . . . 500 „

Herrn Bibliotheksdirektor Wendel-Königsberg für Vorbereitung einer Ausgabe der Apollonios-Scholien . 800 „

Herrn Prof. Krause-Göttingen als Zuschuß zu einer Reise nach China und Japan zu sinologischen Studien 1500 „

Herrn Edward Schröder für die Herausgabe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge . . . . . . . . 1000 „

Herrn Hermann Thiersch für Untersuchungen über die Münzen Aeginas . . . . . . . . . . . . . . 100 „

Im Vergleich mit dem verflossenen Geschäftsjahre konnte in diesem Jahre nur ein geringerer Betrag für wissenschaftliche Unternehmungen bewilligt werden, da ein großer Teil der zur Verfügung stehenden Summen zum Druck der Abhandlungen verwandt werden mußte.

Die Berichte über die einzelnen wissenschaftlichen Unternehmungen der Gesellschaft werden weiter unten bekannt gegeben werden.

Eine neue wissenschaftliche Unternehmung sind die unter Leitung von Hans Stille erfolgenden „Geologischen Untersuchungen im westlichen Mediterrangebiete“, die von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft eine große finanzielle Unterstützung erfahren haben. Über die Ergebnisse soll berichtet werden in den Abhandlungen der Mathematisch-physikalischen Klasse in einer Reihe von Arbeiten, die den zusammenfassenden Titel tragen: „Beiträge zur Geologie der westlichen Mediterrangebiete, herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen von Hans Stille“. Heft 1 ist erschienen (Verfasser Hans Stille).

Über den Versuch einer Wiederbelebung der Lagarde-Stiftung, die durch die Inflation ihrer Barmittel beraubt worden ist, hoffen wir übers Jahr berichten zu können.

Im Personalbestand der Gesellschaft traten im abgelaufenen Geschäftsjahr folgende Veränderungen ein:

Es wurden gewählt:

1.) Zu Ordentlichen Mitgliedern
- a) der Phil.-Hist. Klasse:
  - am 29. Juli 1927: Hermann Kees
- b) der Math.-Phys. Klasse:
  - am 24. Febr. 1928: Fritz v. Wettstein

2.) Zu Auswärtigen Mitgliedern der Math.-Phys. Klasse:
- am 29. Juli 1927: Fritz Haber in Berlin
- am 24. Febr. 1928: G. H. Hardy in Oxford
- F. G. Hopkins in Cambridge

3.) Zu Korrespondierenden Mitgliedern

a) der Phil.-Hist. Klasse:

am 29. Juli 1927: Georg Friederici in Ahrensburg in Holstein

b) der Math.-Phys. Klasse:

am 29. Juli 1927: Paul Ehrenfest in Leiden
Ludwig Rhumbler in Hann.-Münden

am 27. Jan. 1928: Viktor Moritz Goldschmidt in Oslo

am 24. Febr. 1928: Paul Alexandroff in Moskau
Rudolf Ladenburg in Berlin
Otto Diels in Kiel
Wilhelm Trendelenburg in Berlin.

Die Gesellschaft der Wissenschaften verlor durch den Tod ihr langjähriges ordentliches Mitglied Emil Wiechert, ihre auswärtigen Mitglieder Sv. Arrhenius und G. Mittag-Leffler in Stockholm, Hendrik Antoon Lorentz in Haarlem, Gustav Tschermak in Wien und Vilhelm Thomsen in Kopenhagen. Sie beklagt ferner den Tod ihrer Korrespondenten Dietrich Barfurth in Rostock, Theodor Curtius in Heidelberg, Wilhelm Einthoven in Leyden, Erik Ivar Fredholm in Stockholm, Albrecht Kossel in Heidelberg, Walter Amelung in Rom, Rudolf Ehwald in Gotha, Joh. Ludwig Heiberg in Kopenhagen und Alfred Hillebrandt in Deutsch-Lissa bei Breslau.

Was uns Emil Wiechert gewesen ist, kommt in der nachfolgenden Gedächtnisrede zum Ausdruck. Ferner folgen Gedächtnisreden auf Svante Arrhenius, Gustav Mittag-Leffler und Hendrik Anton Lorentz.

Am 4. Mai starb in Wien im Alter von über 90 Jahren Gustav Tschermak, der Nestor der deutschen Mineralogen, zugleich eines unserer ältesten Auswärtigen Mitglieder.

Am bekanntesten ist er durch seine Untersuchungen über die chemische Zusammensetzung der Kalk-Natron-Feldspäte geworden; sie führten ihn zur Auffassung dieser sog. Plagioklase als isomorpher Mischungen, einer Hypothese, die in der Folge durch die genaue Ermittlung der physikalischen und geometrischen Eigenschaften, namentlich auch seitens seiner Schüler, bestätigt wurde und deren außerordentliche Bedeutung auch daraus erhellt, daß etwa die Hälfte der ganzen festen Erdkruste aus diesen Mineralien sich aufbaut. Für mehrere andere Familien gesteinsbildender Mine-

ralien, wie Pyroxene, Amphibole, Glimmer, Chlorite, Epidote, sind seine mit Ludwig ausgeführten Untersuchungen ebenfalls grundlegend gewesen, und dasselbe gilt außer von manchen petrographischen Arbeiten, auch von solchen über die Zusammensetzung und Struktur der Meteorite.

Es ist daher begreiflich, daß sein Einfluß auf das Studium der Mineralogie und Petrographie sich weit über die österreichischen Länder hinaus erstreckte. Er wurde noch verstärkt durch sein seit 1881 in vielen Auflagen erschienenes Lehrbuch der Mineralogie, das namentlich den Zusammenhang mit den geologischen Wissenschaften betonte.

Vilhelm Thomsen, Professor in Kopenhagen, geb. 25. 1. 1842, unser auswärtiges Mitglied seit 1901, starb am 15. Mai. Er war ein Sprachforscher größten Formats, der seine Forschungen über die Sprachen Europas und Asiens bis nach Australien ausdehnte. Der Lieblingsschüler Madvigs hat er mit philologischer Exaktheit, Sicherheit des Urteils und genialem Blick Gebiete erobert, die bis dahin nicht angebaut waren. Er hat das Problem des Sprach- und Kultureinflusses der Germanen und Balten auf die finnischen Völker gestellt und zum großen Teil gelöst. Ihm ist es geglückt, die alttürkischen Runeninschriften zu entziffern. Die Geschichtswissenschaft verdankt ihm den Nachweis des skandinavischen Ursprungs des russischen Staates.

Dietrich Barfurth war ein geborener Rheinländer und von Hause aus mit rheinischem Humor begabt, was auch seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu Gute gekommen ist. Er wurde geboren am 25. Januar 1849, studierte zunächst Naturwissenschaften und Mathematik und hat dann auch 4 Jahre lang die Facultas docendi darin ausgeübt. Der Einfluß dieser im engsten Sinne des Wortes exaktwissenschaftlichen Betätigung ist auch in seiner späteren wissenschaftlichen Haltung auf anderem Gebiete deutlich zu erkennen.

Nach jenen 4 Jahren aber wandte sich B., innerem Drange folgend, dem Studium der Medizin zu und habilitierte sich schließlich nach (1882) erfolgter Promotion zum Dr. med. und nach absolvierter ärztlicher Prüfung (1883) für Anatomie in Bonn, woselbst er ganz besondere Anregungen erhielt durch den Physiologen Pflüger, den Zoologen Troschel und den Anatomen v. Leydig, die Charakter und Methode seiner ersten selbständigen wissenschaftlichen Leistungen auf physiologischem und deskriptiv-anatomischem Gebiete mitbestimmt haben.

Von Bonn führte sein Weg nach dem von ihm schon von der Studentenzeit her so sehr geliebten Göttingen, wo er unter Friedrich Merkel Prosektor am anatomischen Institute wurde. Seit dieser Zeit hat ihn eine nie getrübte, treue, erst mit dem Tode erloschene Anhänglichkeit mit Göttingens Lehrstätte verbunden, an der er so reichen Grund für seine anatomische Ausbildung und Laufbahn gelegt hatte. Dorpat und dann auf lange Zeit Rostock

sahen ihn als Ordinarius der Anatomie und Direktor des anatomischen Institutes, hochangesehen als Mensch und aufrechter nationaler Mann, hochgeschätzt als Lehrer und Forscher.

Barfurths wissenschaftliche Bedeutung liegt, wenn auch nicht ausschließlich, so doch in der Hauptsache auf dem Gebiete der in erster Linie von M. Roux geschaffenen Entwickelungsmechanik. Er hat sich aus diesem großen, weitverzweigten Gebiete als Sonderarbeitsfeld das Problem der Regeneration ausgewählt, einen für die exakte Forschung besonders schwierigen, weil regulatorischen Teil. Durch zahlreiche Arbeiten hat er mittels feiner und feinster Methoden und großer Energie und Geduld Hervorragendes geleistet in dem doppelten Bestreben, ein Mal Einzelfragen dieses dunklen Gebietes erfolgreich zu durchleuchten und dauernd zu erhellen; sodann durch Deskriptives und Kausal-analytisches zusammenfassende Gesamtdarstellungen selbst Ueberblick zu gewinnen und Anderen Einblick zu ermöglichen über das Gesamtgebiet der Regeneration in vollem Umfange, „der Regeneration der Kristalle, der Pflanzen und Tiere nebst der Postgeneration, der kompensatorischen Hypertrophie, der Transplantation, Regulationen, Spezietät, Metaplasie, Geschwülste“ (W. Roux, 1919). — Unschätzbar sind ferner seine im Laufe von 25 Jahren gegebenen, die immer mehr anwachsende Literatur zusammenfassenden 23 Berichte über „Regeneration und Involution“, in denen er sich auch dadurch ein Verdienst erwarb, daß er durch seinen Humor oft genug goldene Brücken gefunden hat zwischen den sich heftig bekämpfenden Meinungen der Fachgelehrten.

Diese umfassende, mit größter Kritik und Selbstkritik geübte wissenschaftliche Betätigung auf einem äußerst schwierigen und besonders dunkelen Spezialgebiete der umfassenden Entwickelungsmechanik sichert Dietrich Barfurth ein dauerndes, ehrenvolles Andenken.

Am 8. Februar 1828 verstarb unser korrespondierendes Mitglied Theodor Curtius. Er wurde am 27. Mai 1857 in Duisburg geboren; unter seinen Vorfahren finden sich hervorragende Aerzte und Chemiker. Nach Alsolvierung des Duisburger Gymnasiums (1876) studierte er in Leipzig und Heidelberg und promovierte 1882 in Leipzig. Er ging dann nach München zu A. von Baeyer und habilitierte sich 1886 in Erlangen. Schon 1889 wurde er ordentlicher Professor und Direktor des Chemischen Instituts in Kiel. 1898 leistete er einem Rufe nach Heidelberg als Nachfolger Bunsens und Viktor Meyers Folge. Hier hat er 28 Jahre gewirkt. Ende des Wintersemesters 1925/1926 trat er vom Lehramt zurück; er blieb in Heidelberg und ist auch dort gestorben. Seit 1919 gehörte er unserer Gesellschaft an.

Die Lebensarbeit von Curtius ist von einer großartigen Einheitlichkeit. Seine Habilitationsarbeit führt den Titel „Diazoverbindungen der Fettreihe, eine neue Klasse von organischen Körpern, welche durch Einwirkung von salpetriger Säure auf Amidoverbindungen entsteht.“ Was Curtius aus dieser ersten großen Ent-

deckung durch systematische experimentelle Arbeit gemacht hat, verdient die höchste Bewunderung; ausgehend von den aliphatischen Diazoverbindungen hat er zwei wichtige anorganische Verbindungen, das Hydrazin und die Stickstoffwasserstoffsäure, entdeckt. Mit Hilfe der Diazoverbindungen, der Säurehydrazide und der Säureazide hat er neue Aufbau- und Abbaumethoden in der organischen Chemie geschaffen. Noch die Arbeiten aus den letzten Lebensjahren beschäftigen sich mit der Einwirkung aromatischer Kohlenwasserstoffe auf eine Gruppe von Säureaziden und bringen unerwartete Ergebnisse. Sein Leben lang hat er die Freude am chemischen Experimentieren behalten und er ist einer der großen Meister des chemischen Experimentierens gewesen. Für Theorien und Spekulationen scheint er wenig Interesse gehabt zu haben; jedenfalls vermeidet er in seinen Veröffentlichungen Erörterungen von solcher Art.

Es starb am 28. September der Professor der Physiologie an der Universität Leyden, Willem Einthoven, Korrespondent unserer Gesellschaft seit 1923, der ideenreiche Experimentator, der sich besonders durch die Konstruktion und außerordentlich erfolgreiche Einführung seines Saitengalvanometers in die Physiologie und Medizin ein kaum abzuschätzendes Verdienst um diese Wissenschaften erworben hat.

Erik Ivar Fredholm, seit 1907 korrespondierendes Mitglied unserer Mathem.-Phys. Klasse, wurde geboren am 7. April 1866 in Stockholm und verstarb am 17. August 1927. Er war eine sehr bescheidene und sich im Hintergrunde haltende Gelehrtennatur, die aber plötzlich und für das große mathematische Publikum unerwartet mit einer ganz entscheidenden Leistung hervortrat und dadurch die Entwicklung der mathematischen Analysis für mehrere Jahrzehnte in höchstem Maße anregte. Es handelt sich um die große, nach Inhalt und Form klassische Arbeit über Integralgleichungen, durch welche mit einem Schlage wichtige Zusammenhänge aufgedeckt und geklärt und ein neues fruchtbares Arbeitsgebiet erschlossen wurden. Wenn auch Fredholm die persönliche Führung in dieser Entwicklung aus der Hand gegeben hat, so wird seine entscheidende Arbeit stets zu den wenigen großen und vollkommenen mathematischen Leistungen dieser Epoche zu rechnen sein.

Albrecht Kossel wurde am 16. September 1853 in Rostock geboren. Nach dem Abiturientenexamen, das er am Gymnasium seiner Vaterstadt ablegte, ging er im Jahre 1872 zum Studium der Medizin nach Straßburg, wo der Chemiker Baeyer und der Botaniker De Bary seine Lehrer waren. Nach dem Physikum setzte er sein Studium in Rostock fort und bestand dort 1877 sein medizinisches Staatsexamen; dann kehrte er nach Straßburg zurück, um unter Leitung von Hoppe-Seyler physiologisch-chemisch zu arbeiten. Im Jahre 1881 habilitierte er sich, und schon 1883 wurde er als Leiter der chemischen Abteilung an das physiolo-

gische Institut in Berlin berufen; dort blieb er zwölf Jahre; 1895 ging er als ordentlicher Professor der Physiologie nach Marburg und 1901 nach Heidelberg, wo er bis zu seinem Tode blieb. Von 1895 bis 1927 redigierte er die Zeitschrift für physiologische Chemie, 1910 erhielt er den Nobelpreis für Medizin, 1923 wurde er von den amtlichen Verpflichtungen entbunden; er starb am 20. Juli 1927.

An der Akademie der Wissenschaften zu Heidelberg hat er lange Jahre bis zu seinem Tode die Stelle des Sekretärs der Mathem.-Physik. Klasse bekleidet. Unserer Gesellschaft hat er als Korrespondent seit 1918 angehört.

Kossel war Mediziner, aber seine Arbeiten haben großenteils einen chemischen Inhalt; denn Kossel sah die erste und dringendste Aufgabe physiologisch-chemischer Forschung darin, daß sie zunächst die chemische Zusammensetzung der Organismen aufklärte. Indessen erschien ihm als Physiologen die Kenntnis der chemischen Struktur nur deshalb wertvoll, weil er hiervon ein Verständnis für biologische Fragen erhoffte. Der größte Teil seiner Arbeiten beschäftigt sich mit der Chemie der Zellkerne, weil er erwartete, in diesen Gebilden, deren „Funktion mit den allgemeinen Lebensprozessen zusammenhängen muß", auf chemisch besonders interessante Funde zu stoßen. Was wir über die chemische Zusammensetzung der Zellkerne wissen, verdanken wir zum größten Teil ihm und seinen Schülern. Er hat in diesem Material die Nucleinsäuren entdeckt und weitgehend in ihrer Struktur geklärt; er hat sich eingehend mit den basischen Proteinen der Fischspermatozoen beschäftigt und diese als Protamine bezeichneten Verbindungen als die einfachsten Eiweißkörper charakterisiert.

Seine Veröffentlichungen sind stets klar und sachlich gehalten und vermeiden jede Spekulation; und erst nach seinem 50. Lebensjahr hat er begonnen, in Vorträgen biologische Schlußfolgerungen aus seinen Untersuchungen zu ziehen und die großen Gesichtspunkte, die ihn bei seinen Forschungen geleitet haben, hervorzuheben.

Kossel ist wohl derjenige gewesen, der auf die Entwicklung der physiologischen Chemie in Deutschland den größten Einfluß ausgeübt hat.

Walter Amelung, geb. 16. Okt. 1865 zu Stettin, gestorben in Bad Nauheim am 12. Sept. 1927, hat unserer Gesellschaft als korrespondierendes Mitglied 10 Jahre lang angehört. Eine stark künstlerisch veranlagte Natur, wie sein von ihm hochverehrter Lehrer Heinrich von Brunn in München, war Amelung seit Furtwänglers Tode unbestritten der erste Kenner antiker Plastik. Seine „Florentiner Antiken" 1893 und sein Führer durch die Antiken von Florenz 1895, sein Cicerone Roms 1902, seine durchgreifende Neubearbeitung von Helbigs Führer durch die antiken Sammlungen Roms in der 3. Auflage 1913 waren Vor- und Nebenarbeiten seiner großen umfassenden Bearbeitung der Skulpturen des Vatikans. Immer mehr im Süden wurzelnd und seine zweite Heimat

in Rom findend, war er der gegebene Mann, um in den schweren Jahren nach dem Kriege das dort sehr gefährdete Deutsche Archäologische Institut wieder aufzubauen. Kein anderer hätte so wie er in den 6 Jahren, die ihm dort noch vergönnt waren, dies so glücklich vermocht. Mit feinstem Takt und größtem persönlichen Geschick hat er das Institut, äußerlich wie innerlich, zu neuer Gestalt und neuer wissenschaftlicher Blüte emporgehoben. Auch die deutsche Schule, ja die deutsche Kolonie in Rom verdanken ihm mit ihr rasches und kräftiges Wiederaufleben.

Rudolf Ehwald, ein Gelehrter, der ganz mit seiner engeren Heimat verwachsen war, ist in Gotha am 7. Nov. 1847 geboren hat dort seine Jugend verlebt, dann dort als Gymnasiallehrer und später als Direktor der Herzoglichen Bibliothek gewirkt und ist dort hochbetagt am 13. Juli 1927 gestorben. Als Vertreter eines echten Humanismus hat er auf das gesamte geistige Leben seiner Vaterstadt einen starken Einfluß geübt, die Schätze der Bibliothek der wissenschaftlichen Forschung und dem Bildungsbedürfnis seiner Mitbürger erschlossen und sich die Pflege der Heimatgeschichte durch eigene Forschung und durch Organisation gemeinsamer Arbeiten bewußt zur Pflicht gemacht. Ueber die Heimat führte ihn die eigene wissenschaftliche Tätigkeit hinaus. Sie galt vornehmlich der römischen Dichtung, namentlich Ovid, dessen Verständnis er durch eine kritische Ausgabe und durch vortreffliche erklärende Beiträge förderte. Durch den Handschriftenbestand der Gothaer Bibliothek wurde er dann auf den britischen Bischof Aldhelm geführt, dessen Werke er, obwohl sie ihn innerlich nicht so wie die Ovids anzogen, mit der gleichen Sorgfalt, Sicherheit und Sprachkenntnis herausgab.

Ehwald war Korrespondent unserer Phil.-Histor. Klasse seit 1919. Er gehörte zu den Männern, die der Aufnahme unter die Mitglieder unsrer Gesellschaft besonders würdig sind, weil sie ohne beruflichen Zusammenhang mit der Universität die wissenschaftliche Arbeit als höchsten Lebensinhalt betrachten.

Johann Ludwig Heiberg, geboren am 27. Nov. 1854 in Aalborg, studierte namentlich in Kopenhagen und ist seiner Landeshauptstadt, wo er erst als Gymnasiallehrer, dann als Professor der Klassischen Philologie wirkte, bis an sein Lebensende treu geblieben. Seine wissenschaftliche Tätigkeit begann er mit einer Dissertation über Archimedes, und der antiken Mathematik und Naturwissenschaft hat, obwohl er keineswegs einseitig war — er ist z. B. an der Herausgabe von Kierkegaards Werken beteiligt gewesen — seine Lebensarbeit gegolten. In einer Fülle von kritischen Ausgaben konnte er dank seiner Beherrschung beider Gebiete die Werke von Archimedes, Eukleides, Ptolemaios und vielen andren in gesicherter Textgestalt herausgeben. Als reife Frucht seiner Studien hat er 1925 für das deutsche Handbuch der Altertumswissenschaft die Geschichte der Mathematik und Naturwissenschaften im Altertum geschrieben.

Die gelehrten Körperschaften aller Kulturländer erkannten ihn durch die Wahl zum Mitglied als Autorität auf seinem Gebiete an. Der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften gehörte er seit 1899 als korrespondierendes Mitglied an, und noch im letzten Jahre hat er in ihren Abhandlungen die lange halbvergessenen „Sphaerica“ des Theodosius veröffentlicht.

Am 18. Oktober verstarb im 75. Jahre seines Lebens der Breslauer Indologe Alfred Hillebrandt. Hillebrandt, ein geborener Schlesier, hatte 1876 in München promoviert, aber seit 1877, wo er sich in Breslau habilitierte, ist er dauernd seiner Heimatuniversität treu geblieben. 1886 wurde er zum Extraordinarius ernannt, 1887 erhielt er das durch den Tod Stenzlers erledigte Ordinariat daselbst. Seit 1910 war er als Vertreter der Universität Mitglied des Herrenhauses. 1921 wurde er von seinen amtlichen Verpflichtungen entbunden. Korrespondierendes Mitglied unserer Gesellschaft ist er seit 1907 gewesen.

Hillebrandt hatte als Schüler Martin Haugs das Glück, von einem Manne in den Veda und das altvedische Ritual eingeführt zu werden, der vermöge seiner hohen Stellung als anglo-indischer Beamter Gelegenheit gehabt hatte, aus eigener Anschauung den Opferdienst der Brahmanen kennen zu lernen, was sonst keinem europäischen Gelehrten möglich gewesen ist. Haugs Lehren haben bei Hillebrandt glänzende Früchte getragen: Zeit seines Lebens ist der Veda und die vedische Ritualliteratur sein Hauptarbeitsgebiet geblieben. Schon im Anfang seiner Laufbahn mit vedischmythologischen Problemen beschäftigt — seine Dissertation handelte über die Göttin Aditi, seine Habilitationsschrift über Varuna — krönte er seine Forschungen auf diesem Gebiet mit dem dreibändigen Werk „Vedische Mythologie“ 1891—1902. Die Hillebrandtschen mythologischen Arbeiten sind besonders dadurch beachtenswert, daß die Stellung, welche die einzelnen Gottheiten im Ritual einnehmen, eingehend mitgewürdigt wird. Es spricht für ihren hohen wissenschaftlichen Wert, daß der Verfasser noch kurz vor seinem Tode den ersten Band der Neuauflage seiner „Vedischen Mythologie“ erleben konnte. Aus Hillebrandts Sonderbeschäftigung mit dem vedischen Ritual sind hervorgegangen die beiden musterhaften Monographien: „Ueber das altindische Neu- und Vollmondsopfer“ 1879 und die im Grundriß der arischen Philologie 1891 erschienene „Ritualliteratur, vedische Opfer und Zauber“.

Ueber diesen Arbeiten am Veda, zu denen auch seine „Lieder des Rigveda“ in den „Quellen zur Religionsgeschichte“ 1913 gehören, hat Hillebrandt aber keineswegs das klassische Sanskrit vernachlässigt. Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen auf diesem Gebiet seien hier nur genannt: „Ueber die Anfänge des indischen Dramas“ 1914; „Kalidasa, Versuch zu einer literarischen Würdigung“ 1921; seine aus Kauṭilya-Studien hervorgegangene „Altindische Politik“ 1923. Selbst den Buddhismus hat er durch sein 1925 erschienenes Buch „Buddha und seine Lehre“ in den Bereich seiner Forschung gezogen.

Der am 27. Januar 1928 64jährig in Hermannstadt verstorbene Stadtpfarrer und Bischofsvikar Adolf Schullerus ist nur wenige Jahre unser Korrespondent gewesen. Wir ehrten in ihm den Schöpfer, Leiter und tätigsten Mitarbeiter des großen Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuchs, aber wir beklagen heute auch den wirkungsreichen Kirchen- und Schulmann, der seiner Nation in den Zeiten schwerer politischer Not als ein aufrechter Führer vorangeschritten ist.

Bei der 400 Jahr-Feier der Universität Marburg vom 29.—31. Juli 1927 war die Gesellschaft durch ihr ordentliches Mitglied Edward Schröder, bei der Feier des 25jährigen Bestehens der Römisch-Germanischen Kommission des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches zu Frankfurt a. M. vom 9.—11. Dezember 1927 durch ihr korrespondierendes Mitglied Friedrich Koepp vertreten.

Ihrem korrespondierenden Mitgliede Karl v. Amira in München übersandte die Gesellschaft ein Glückwunschschreiben zu seinem 80. Geburtstage.

An 4 Tagungen des Kartells der deutschen Akademien (19. und 20. April in Berlin, 21. Mai in Würzburg, 16. Juli in Leipzig und 23. Dezember in Leipzig) nahmen einer oder beide Sekretäre teil. Seit dem 1. Januar 1928 führt Göttingen die Geschäfte des Vororts des Kartells.

Anläßlich einer vom 12.—14. Mai in Göttingen stattgehabten Internationalen Historiker-Konferenz veranstaltete die Gesellschaft am 13. Mai einen Nachmittagsempfang im Historischen Saal der Bibliothek.

---

## Verzeichnis der im Jahre 1927/28 abgehaltenen ordentlichen und öffentlichen Sitzungen und der darin gemachten wissenschaftlichen Mitteilungen.

Ordentliche Sitzung am 29. April 1927.

Herbert Meyer legt vor:

K. A. Eckhardt, Rechtsbücherstudien. H. 1: Vorarbeiten zur Ausgabe des Deutschenspiegels (Abhandl. Phil.-Hist. Kl. N. F. XX, 2).

G. Misch, Wolframs Parzival. Eine Studie zur Geschichte der Autobiographie (Erschienen in der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Jg. V. Heft 2. 1927).

R. Reitzenstein, Hellenistische Mysterienreligionen. 3. Aufl.

Öffentliche Sitzung am 6. Mai 1927.

Der abtretende Vorsitzende Sekretär H. Thiersch erstattet den Bericht des abgelaufenen Geschäftsjahres 1926/27.

Gedächtnisreden von

Ludwig Prandtl auf Carl Runge.

Edward Schröder auf Gustav Roethe.

Ordentliche Sitzung am 20. Mai 1927.

A. O. Meyer, Bismarcks Kampf mit Österreich am Bundestag zu Frankfurt (1851—1859).

A. Windaus, Über die Formeln der Digitalisglykoside (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1926, Heft 2).

M. Born legt vor:

J. v. Neumann, Über die mathematischen Grundlagen der Quantenmechanik (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1927, Heft 1).

Ordentliche Sitzung am 3. Juni 1927.

U. Kahrstedt legt vor:

a) Adolf Schulten, Numantia, Bd. III.

b) Studien zur politischen und Wirtschafts-Geschichte der Orts- und Zentralalpen vor Augustus (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1927, Heft 1).

L. Prandtl legt vor:

a) L. Prandtl und A. Betz, Vier Abhandlungen zur Hydrodynamik und Aerodynamik. Selbstverlag des Kaiser Wilhelm-Instituts f. Strömungsforschung Göttingen 1927.

b) Ergebnisse der Aerodynamischen Versuchsanstalt zu Göttingen. Lfg. III. 1927.

R. Zsigmondy legt vor:

Kolloidforschung in Einzeldarstellungen. Bd. 1 (Zsigmondy-Thiessen, Das kolloide Gold). Bd. 6 (W. Hückel, Katalyse mit kolloiden Metallen).

Ordentliche Sitzung am 17. Juni 1927.

K. Brandi legt vor:

a) Studien und Vorarbeiten zum historischen Atlas Niedersachsens, Bd. 8, 9 und 10.

b) C. Erdmann, Papsturkunden in Portugal (Abhandl. Phil.-Hist. Kl. XX, 3).

c) „Die deutsche Reformation", Leipzig, Quelle & Meyer, 1927.

H. Wagner legt vor:

3. Lieferung der Lichtdruckwiedergabe 1:40000 der Topograph. Aufnahme des Churfürstentums Hannover 1764/86 enthaltend das Fürstentum Calenberg und die Grafschaften Hoya und Diepholz, hrsg. von der Historischen Kommission von Niedersachsen.

R. Pohl, Einführung in die Elektrizitätslehre. Berlin 1927.

H. Stille legt vor:

F. Lotze, Die Joly'sche Radioaktivitätshypothese zur Erklärung der Gebirgsbildungen (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1927, Heft 1).

A. Hilka legt vor:

A. Appel, Raimbaut von Orange (Abhandl. Phil.-Hist. Kl. XXI, 1).

H. Thiersch legt vor:

Gerh. Krahmer-Göttingen, Die einansichtige Gruppe und die späthellenistische Kunst (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1927, Heft 1).

M. Pohlenz legt vor:

Erich Reitzenstein-Bonn, Cicero-Reden im einem Palimpsest zu Bologna (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1927, Heft 1).

Ordentliche Sitzung am 1. Juli 1927.

O. Mügge legt vor:
a) Eigenartige Kristalle von Kaliophilit.
b) Über sogen. einfache Schiebungen an den Kristallen des Weißen Zinns (beides aus Zeitschr. f. Kristallogr. 1927).

H. Thiersch, Ludwig I. von Bayern und die Georgia Augusta (Abhandl. Phil.-Hist. Kl. XXI, 1).

W. Heubner legt vor:
W. Heubner und Rolf Meier, Über typische Giftwirkungen am Stoffwechsel der Hefe (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1927, Heft 2).

R. Courant legt vor:
S. Cohn-Vossen, Zwei Sätze über die Starrheit der Eiflächen (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1927, Heft 2).

E. Landau legt vor:
W. Saxer, Über die Grenzen der Anwendbarkeit der Wimanschen Sätze in der Theorie der ganzen Funktionen (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1927, Heft 1).

J. Franck legt vor:
Lazarew-Moskau, Spektral-Atlas. 1. Teil. Leningrad 1927.

Ordentliche Sitzung am 15. Juli 1927.

A. Peter, Vorlage von 7 neuen ostafrikanischen Nymphaea-Arten aus dem Material der II. Afrika-Expedition 1925/26.

E. Schröder, Handschriftenfunde von einer Bibliotheksreise in Mittel- und Süddeutschland (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1927).

E. Wiechert, Bemerkungen über die anormale Schallausbreitung in der Luft. Vierte Mitteilung (gehörig zu den „Forschungsarbeiten über Sprengungen, unterstützt durch die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1927).

R. Courant legt vor:
a) Vorlesungen über Differential- und Integralrechnung (Berlin 1927).
b) O. Neugebauer-Göttingen, Zur Entstehung des Sexagesimalsystems (Abhandl. Math.-Phys. Kl. N. F. XIII, 1).

Ordentliche Sitzung am 29. Juli 1927.

M. Born legt vor:
W. Kossel-Kiel, Zur Theorie des Kristallwachstums.

A. Kühn legt vor:
Karl Heider-Berlin, Über das Nervensystem von Beroe ovata.

G. Tammann legt vor:
G. Tammann und W. Rienacker, Über die Giftwirkungen einiger Metalle und Legierungen auf Bakterien.
A. Kühn, Über das Unterscheidungsvermögen der Bienen für Wellenlängenunterschiede im Spektrum.
(sämtliches für die Nachrichten, Math.-Phys. Kl.).

Ordentliche Sitzung am 28. Oktober 1927.

R. Courant legt vor:
a) F. Klein, Entwicklung der Mathematik im 19. Jahrhundert;
b) Hans Lewy-Göttingen, Über den analytischen Charakter partieller Differentialgleichungen;
c) Kurt Friedrichs-Göttingen, Die Verallgemeinerung der Riemannschen Methode auf eine beliebige gerade Anzahl von Dimensionen;
d) Alwin Walther-Göttingen, Über lineare Differenzengleichungen mit konstanten Koeffizienten und fastperiodischer rechter Seite;
e) Hermann Weyl-Zürich, Strahlbildung nach der Kontinuitätsmethode;
f) G. Polya-Zürich, Eine Verallgemeinerung des Fabry'schen Lückensatzes
(b—f für die Nachrichten, Math.-Phys. Kl.).
Alfons Hilka, Eine lateinische Übersetzung der griechischen Version des Kalilabuches (für die Abhandlungen, Phil.-Hist. Kl.).
K. Brandi legt vor:
Deutsches Biographisches Jahrbuch, 1921 (Berlin und Leipzig 1927).
E. Schröder legt vor:
K. Zwierzina-Graz, Der Pelagiatypus der fabulosen Märtyrerlegende (Nachrichten, Phil.-Hist. Kl. 1927, Heft 2).
H. Thiersch und K. Brandi legen vor:
Regesta pontificum Romanorum, Vol. II, Pars II: Alb. Brackmann, Helvetia pontificia. Berlin 1927.
H. Thiersch legt vor:
Fritz Roeder-Göttingen, Die sächsische Schalenfibel der Völkerwanderungszeit. (Aus der Festschrift der 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Göttingen 1927.)
A. Rahlfs legt vor:
Manuskript von Prof. Techen-Wismar „Konkordanz zu dem

von Lagarde herausgegebenen Evangeliarium hierosolymitanum".

Öffentliche Sitzung am 5. November 1927.

Rede des Herrn A. Rahlfs: Zur Gedächtnisfeier des 100. Geburtstages Paul de Lagardes (erscheint in den „Geschäftl. Mitteilungen" 1927).

Ordentliche Sitzung am 11. November 1927.

O. Wallach, Abwandlung der Oxime von Orthodiketonen in Pyrazine.

H. Stille, Die sog. Rückfaltung des Apennin.

W. Meinardus, Die mittlere Höhe und Eisbedeckung der Antarktis.

M. Born legt vor:

J. v. Neumann-Berlin, 1. Wahrscheinlichkeitstheoretischer Aufbau der Quantenmechanik; 2. Thermodynamik quantenmechanischer Gesamtheiten.

(sämtliches für die Nachrichten, Math.-Phys. Kl.).

Ordentliche Sitzung am 25. November 1927.

R. Pohl legt vor:

M. Flechsig-Göttingen, Zur Sättigung des lichtelektrischen Primärstromes.

A. Windaus legt vor:

A. Windaus, P. Borgeaud und J. Brunken, Über die photochemische Oxydation und Dehydrierung des Ergosterins.

R. Courant legt vor:

a) P. Alexandroff-Moskau, Über die Dualität zwischen den Zusammenhangszahlen einer abgeschlossenen Menge und des zu ihr komplementären Raumes.

b) L. Pontrjagin-Moskau, Zum Alexanderschen Dualitätssatz (sämtliches für die Nachrichten, Math.-Phys. Kl.).

Außerordentliche Sitzung am 2. Dezember 1927.

D. Muschketow-Leningrad berichtet über „Die neueren Ergebnisse der russischen geologischen Forschungen im Pamirgebiete". (Auszug erscheint in den Nachrichten der Math.-Phys. Kl.).

H. Stille legt vor:

Herm. Schmidt-Göttingen, Stratigraphische Beobachtungen im ostsudetischen Paläozoikum.

W. Meinardus legt vor:

Der Wasserhaushalt der Antarktis. 2. Mitteilung.

D. Hilbert legt vor:

R. Fueter-Zürich, Reziprozitätsgesetze in quadratisch-imaginären Körpern.

(Sämtliches für die Nachrichten, Math.-Phys. Klasse).

W. Heubner, Otto Heubner's Lebenschronik (Berlin 1927).

E. Sieg, Zu Rigveda I, 161 (erschienen in Zeitschr. f. Indologie u. Iranistik 5, S. 203 ff.).

A. Rahlfs, Paul de Lagarde als Gelehrter und Lehrer (erscheint als Bd. 4, H. 1 der Mitteilungen des Septuaginta-Unternehmens).

Ordentliche Sitzung am 13. Januar 1928.

H. Thiersch, Aeginetische Studien I. Chthonische Kulte (für die Nachrichten, Phil.-Hist. Klasse).

H. Thiersch legt vor:

Jul. Kärst, Geschichte des Hellenismus. 3. Aufl. 1928.

U. Kahrstedt, Zur Geschichte von Elis und Olympia (für die Nachrichten, Phil.-Hist. Klasse).

E. Hermann legt vor:

Hans Mortensen, Die litauische Wanderung (für die Nachrichten, Phil.-Hist. Klasse).

Ordentliche Sitzung am 27. Januar 1928.

Ed. Schröder, Sünde und Schande (erscheint in der Zeitschrift f. vergleichende Sprachforschung).

Herb. Meyer legt vor:

Cornelius van Bijnkeshoek. Observationes tumultuariae I. Haarlem 1927.

Ordentliche Sitzung am 10. Februar 1928.

Ed. Hermann, Die Wortklassen (für die Nachrichten, Phil.-Hist. Kl.).

A. Kühn, Über Prädetermination und Vererbung der Pigmentierung durch Kern- und Plasmafaktoren bei Habrobracon juglandis Ash. (für die Nachrichten, Math.-Phys. Kl.).

H. Kees, Zum Ursprung der sog. „Horosdiener" (für die Nachrichten, Phil.-Hist. Kl.).

R. Zsigmondy, Kolloidforschungen in Einzeldarstellungen. Bd. 7: E. Hückel, Adsorption und Kapillar-Kondensation.

M. Born legt vor:
- a) E. Wigner-Göttingen, Über die Erhaltungssätze in der Quantenmechanik.
- b) W. Heitler-Göttingen, Elektronenaustausch und Molekülbildung.

(Beides für die Nachrichten, Math.-Phys. Kl.).

H. Thiersch, Lykurg von Sparta? Ein späthellenistisches Idealporträt. (Für die Nachrichten Philol.-Hist. Klasse).

Ordentliche Sitzung vom 24. Februar 1928.

V. M. Goldschmidt, Über das Wöhler'sche Cyanstickstofftitan.

G. Tammann, Die Bedeutung der inneren Diffusion für die Einstellung chemischer Gleichgewichte.

J. Reinke-Preetz: Über die Beziehungen zwischen Assimilation und Epiplastie. Eine Studie aus dem Gebiete der theoretischen Biologie. (Einige Erläuterungen gibt Herr G. Berthold.) (Sämtliches für die Nachrichten, Math.-Phys. Kl.).

Herb. Meyer legt vor:

J. Kaufmann, Hausgeschichte und Diplomatarium der Grafen Schaffgotsch. II: Fideikommißgeschichte.

Ordentliche Sitzung am 9. März 1928.

A. Bertholet legt vor:
- a) Die Religion in Geschichte und Gegenwart. 2. Aufl. 1928. Bd. I.
- b) Religionsgeschichtliches Lesebuch, Heft 4—8:
  - M. Nilsson, Die Religion der Griechen.
  - K. Latte, Die Religion der Römer.
  - Er. Schmitt, Die Chinesen.
  - W. Schubring, Die Jainas.
  - R. Thurnwald, Die Eingeborenen Australiens und der Südseeinseln.

R. Courant legt für die Nachrichten Math.-Phys. Kl. vor:
- a) L. Pontrjagin-Moskau, Zum Alexanderschen Dualitätssatz. 2. Mitteilung.
- b) F. Hund-Rostock, Jacobische Polynome und vierdimensionale Potentialgleichung.
- c) R. Fueter-Zürich, Reziprozitätsgesetze in quadratisch-imaginären Körpern. 2. Mitteilung.

Herb. Meyer legt vor:

Paul Wagner-Wiesbaden, Zur Geschichte des Eltviller Oberhofes. Ein Beitrag zur Kritik F. J. Bodmanns (für die Nachrichten, Phil.-Hist. Kl.).

Ordentliche Sitzung am 23. März 1928.

Herb. Meyer, Zur Rechtsgeschichte der Unternehmungen im deutschen Mittelalter (erscheint in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte).

H. Thiersch legt vor:

P. Kehr, Papsturkunden in Spanien. Bd. II: Navarra und Aragon. I: Archivberichte über die eigenen und die Forschungen von P. Rassow, J. Ruy und P. Galinda.

A. Peter, Wasserpflanzen und Sumpfgewächse in Deutsch-Ostafrika (für die Abhandlungen, Math.-Phys.).

G. Tammann, Zur Umwandlung unterkühlter Flüssigkeiten in Gläser (für die Nachrichten, Math.-Phys. Kl.).

# Verzeichnis der Mitglieder der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen Ende März 1928.

## Sekretäre.

Math.-Phys. Klasse: Hans Stille, seit 1925 (z. Z. Vorsitzender Sekretär).

Phil.-Hist. Klasse: Hermann Thiersch, seit 1924.

## Ehren-Mitglieder.

Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, Exzellenz, in Berlin-Westend, seit 1918. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1892, auswärtiges Mitglied seit 1897.)

Theodor Nöldeke in Karlsruhe i. B., seit 1918. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1864, auswärtiges Mitglied seit 1883.)

Sven von Hedin in Stockholm, seit 1918.

Friedrich Schmidt-Ott, Exzellenz, in Berlin, seit 1919.

Georg Dehio in Tübingen, seit 1926.

## Ordentliche Mitglieder.

### Mathematisch-Physikalische Klasse.

Gottfried Berthold, seit 1887.

Albert Peter, seit 1889.

Otto Wallach, seit 1890.

David Hilbert, seit 1895.

Otto Mügge, seit 1909.

Gustav Tammann, seit 1910.

Georg Elias Müller, seit 1911.

Paul Jensen, seit 1914.

Richard Zsigmondy, seit 1914.

Ludwig Prandtl, seit 1914.

Edmund Landau, seit 1914.

Hans Stille, seit 1916, z. Zt. Sekretär.
Adolf Windaus, seit 1918.
Robert Pohl, seit 1921.
Wilhelm Meinardus, seit 1921.
Hugo Fuchs, seit 1921.
Max Born, seit 1921.
James Franck, seit 1921.
Alfred Kühn, seit 1921.
Wolfgang Heubner, seit 1921.
Richard Courant, seit 1925.
Gustav Herglotz, seit 1927. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1925.)
Fritz von Wettstein, seit 1928.

Philologisch-Historische Klasse.

Hermann Wagner, seit 1880.
Ferdinand Frensdorff, seit 1881.
Lorenz Morsbach, seit 1902.
Edward Schröder, seit 1903. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1894, Sekretär von 1917 bis 1924.)
Friedrich Andreas, seit 1904.
Karl Brandi, seit 1909.
Max Lehmann, seit 1914.
Richard Reitzenstein, seit 1914. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1904.)
Max Pohlenz, seit 1916.
Alfred Rahlfs, seit 1918.
Mark Lidzbarski, seit 1918. (Zuvor korresp. Mitgl. seit 1912.)
Eduard Hermann, seit 1918.
Hermann Thiersch, seit 1919, z. Zt. Sekretär.
Georg Graf Vitzthum, seit 1921.
Karl Mirbt, seit 1921.
Herbert Meyer, seit 1921.
Emil Sieg, seit 1921.
Georg Misch, seit 1923.
Arnold Oskar Meyer, seit 1923.
Ulrich Kahrstedt, seit 1923.
Alfons Hilka, seit 1925.
Walter Bauer, seit 1925.
Hermann Kees, seit 1927.

## Auswärtige Mitglieder.

### Mathematisch-Physikalische Klasse.

Friedrich Becke in Wien, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1904.)

Niels Bohr in Kopenhagen, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1921.)

Woldemar Brögger in Oslo, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1902.)

Karl Correns in Berlin-Dahlem, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1923.)

Peter Debye in Zürich, seit 1920. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1916.)

Erich von Drygalski in München, seit 1927.

Walter von Dyck in München, seit 1914.

Albert Einstein in Berlin, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1915.)

Karl von Goebel in München, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1902.)

Fritz Haber in Berlin, seit 1927. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1918.)

Arthur Hantzsch in Leipzig, seit 1926.

Johannes Hartmann in La Plata, seit 1926. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1914.)

Godfrey Harold Hardy in Oxford, seit 1928. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1921.)

Frederick Gowland Hopkins in Cambridge, seit 1928.

Alexander v. Karpinski in Leningrad, seit 1926. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1892.)

Johannes von Kries in Freiburg, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1917.)

Karl von Linde in München, seit 1918.

Ernst Lindelöff in Helsingfors, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1921.)

Robert Millikan in Pasadena (Californien), seit 1926.

Walter Nernst in Berlin, seit 1905. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1898.)

Friedrich Paschen in Berlin, seit 1924. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1918.)

Max Planck in Berlin, seit 1918. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1901.)

Josef Pompeckj in Berlin, seit 1913. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1911.)

Johannes Reinke in Preetz i. Holst., seit 1885. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1882.)

Fritz Rinne in Leipzig, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1911.)

Ernst Rutherford in Cambridge, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1906.)

Adolf Schmidt in Potsdam, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1917.)

Charles Scott Sherrington in Oxford, seit 1906.

Arnold Sommerfeld in München, seit 1924. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1917.)

Josef John Thomson in Cambridge, seit 1911.

Emil Warburg in Berlin, seit 1924. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1887.)

Richard Willstätter in München, seit 1920. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1910.)

## Philologisch-Historische Klasse.

Karl von Amira in München, seit 1922.

Karl Julius Beloch in Rom, seit 1926.

Alfred Bertholet in Berlin, seit 1928. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1919.)

Petrus Johannes Blok in Leiden, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1906.)

Franz Ehrle in Rom, seit 1901.

Adolf Erman in Berlin-Dahlem, seit 1919. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1888.)

Karl Florenz in Hamburg, seit 1925.

Ernst Heymann in Berlin, seit 1925.

Hermann Jacobi in Bonn, seit 1918. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1894.)

Adolf Jülicher in Marburg, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1894.)

Panagiotis Kabbadias in Athen, seit 1924.

Paul Kehr in Berlin-Dahlem, seit 1916. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1895.)

Axel Kock in Lund, seit 1924. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1902.)

Bruno Krusch in Hannover, seit 1921. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1911.)

Enno Littmann in Tübingen seit 1917. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1913, ordentl. Mitglied seit 1914, Sekretär 1915—1917.)

Heinrich Maier in Berlin-Wilmersdorf, seit 1918. (Zuvor ordentliches Mitglied seit 1918.)

Giovanni Mercati in Rom, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1901.)
Eduard Meyer in Berlin-Lichterfelde, seit 1921. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1895.)
Gerold Meyer von Knonau in Zürich, seit 1914.
Karl Müller in Tübingen, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1899.)
Oswald Redlich in Wien, seit 1920.
Dietrich Schäfer in Berlin-Steglitz, seit 1919. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1894.)
August Schmarsow in Leipzig, seit 1923.
Wilhelm Schulze in Berlin, seit 1902. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1898.)
Eduard Schwartz in München, seit 1909. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1902.)
Kurt Sethe in Berlin, seit 1924. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1914.)
Eduard Sievers in Leipzig, seit 1920.
Ulrich Stutz in Berlin, seit 1925.
Jacob Wackernagel in Basel, seit 1914. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1901, ordentl. Mitglied seit 1902, Sekretär 1913—1915.)
Ulrich Wilcken in Berlin-Westend, seit 1921.
Theodor von Zahn in Erlangen, seit 1913.

## Korrespondierende Mitglieder.

### Mathematisch-Physikalische Klasse.

Paul Alexandroff in Moskau, seit 1928.
Gustav Angenheister in Potsdam, seit 1926.
Karl von Auwers in Marburg, seit 1920.
Charles Barrois in Lille, seit 1901.
Louis Agricola Bauer in Washington, seit 1906.
Luigi Bianchi in Pisa, seit 1924.
Wilhelm Biltz in Hannover, seit 1924.
George D. Birckhoff in Cambridge Mass., seit 1922.
Max Bodenstein in Berlin, seit 1924.
Harald Bohr in Kopenhagen, seit 1925.
Josef Boussinesq in Paris, seit 1886.
Alexander von Brill in Tübingen, seit 1888.
Egbertus Brouwer in Amsterdam, seit 1918.
Constantin Carathéodory in München, seit 1919.
Guido Castelnuovo in Rom, seit 1923.

Ernst Cohen in Utrecht, seit 1925.
Otto Diels in Kiel, seit 1928.
Paul Ehrenfest in Leiden, seit 1927.
Otto H. Erdmannsdörffer in Heidelberg, seit 1925.
Hans v. Euler-Chelpin in Stockholm, seit 1925.
Leopold Fejér in Budapest, seit 1917.
Hans Fischer in München, seit 1926.
Fritz Foerster in Dresden, seit 1921.
Robert Fricke in Bad Harzburg, seit 1904.
Viktor Moritz Goldschmidt in Oslo, seit 1928.
Antonio de Gregorio-Rocasolano in Zaragoza, seit 1924.
Otto Hahn in Berlin-Dahlem, seit 1924.
Erich Hecke in Hamburg, seit 1918.
Oskar Hecker in Jena, seit 1919.
Karl Heider in Berlin, seit 1922.
Richard von Hertwig in München, seit 1910.
Friedrich Heussler in Dillenberg-Isabellenhütte, seit 1926.
William Hillebrand in Washington, seit 1907.
Wladimiar Nicolajewitsch Ipatjew in Leningrad, seit 1923.
Alexander Joffé in Leningrad, seit 1924.
Arrien Johnsen in Berlin, seit 1924.
Erich Kallius in Heidelberg, seit 1919.
Theodor von Kármán in Aachen, seit 1925.
Ludwig Kiepert in Hannover, seit 1882.
Martin Knudsen in Kopenhagen, seit 1919.
Paul Koebe in Leipzig, seit 1915.
Wladimir Koeppen in Graz, seit 1925.
Dmitrij Petrowitsch Konowalow in Leningrad, seit 1923.
Eugen Korschelt in Marburg, seit 1918.
Walter Kossel in Kiel, seit 1924.
Franz Kossmat in Leipzig, seit 1925.
Friedrich Küstner in Mehlem, seit 1917.
Nikolai Semenowitsch Kurnakow in Leningrad, seit 1923.
Rudolf Ladenburg in Berlin, seit 1928.
Paul Langevin in Paris, seit 1911.
E. Ray Lankester in London, seit 1901.
Max von Laue in Berlin, seit 1921.
Tullio Levi-Civita in Rom, seit 1921.
Ferdinand Lindemann in München, seit 1882.
John Littlewood in Cambridge, seit 1925.
Richard Lorenz in Frankfurt, seit 1921.
Erwin Madelung in Frankfurt a. M., seit 1923.

Rudolf Magnus in Utrecht, seit 1922.
Johannes Meisenheimer in Leipzig, seit 1921.
Lisa Meitner in Berlin-Dahlem, seit 1926.
Hans Horst Meyer in Wien, seit 1922.
Gustav Mie in Freiburg i. Br., seit 1921.
Carl Neuberg in Berlin-Dahlem, seit 1921.
Paul Niggli in Zürich, seit 1924.
Carl Wilhelm Oseen in Upsala, sei 1923.
William F. Osgood in Cambridge Mass., seit 1922.
Wilhelm Ostwald in Großbothen bei Leipzig, seit 1901.
William Henry Perkin (jun.) in Oxford, seit 1906.
Edmond Perrier in Paris, seit 1901.
Alfred Pringsheim in München, seit 1904.
Santiago Ramon y Cajal in Madrid, seit 1906.
Wilhelm Ramsay in Helsingfors, seit 1922.
Ludwig Rhumbler in Hann.-Münden, seit 1927.
Gerhard Schott in Hamburg, seit 1925.
Friedrich Schottky in Berlin-Steglitz, seit 1911.
Hubertus Schreinemakers in Leiden, seit 1913.
Issai Schur in Berlin, seit 1919.
Jakob Johannes Sederholm in Helsingfors, seit 1922.
Manne Siegbahn in Upsala, seit 1922.
Hans Spemann in Freiburg i. Br., seit 1923.
Johannes Stark in Ullersricht b. Weiden, seit 1913.
Alfred Stock in Karlsruhe, seit 1925.
Eduard Study in Bonn, seit 1911.
Theodor Svedberg in Upsala, seit 1925.
Geofrey Ingram Taylor in Cambridge, seit 1925.
Emil Tietze in Wien, seit 1911.
Wilhelm Trendelenburg in Berlin, seit 1928.
Vito Volterra in Rom, seit 1906.
Aurelius Voß in München, seit 1901.
Paul Walden in Rostock, seit 1913.
Rudolf Wegscheider in Wien, seit 1917.
Hermann Weyl in Zürich, seit 1920.
Heinrich Wieland in München, seit 1921.
Willy Wien in München, seit 1907.
Wilhelm Wirtinger in Wien, seit 1906.
Robert Williams Wood in Baltimore, seit 1911.
Hendrik Zwaardemaker in Utrecht, seit 1923.

Philologisch-Historische Klasse.

Karl Appel in Breslau, seit 1926.
Antonio Ballesteros y Beretta in Madrid, seit 1926.
Erich Berneker in München, seit 1919.
Friedrich von Bezold in Bonn, seit 1901.
Christian Blinkenberg in Kopenhagen, seit 1923.
Johannes Boehlau in Kassel, seit 1912.
Johannes Bolte in Berlin, seit 1914.
Konrad Borchling in Hamburg, seit 1925.
Albert Brackmann in Berlin, seit 1925.
Carlo Conti-Rossini in Rom, seit 1908.
Franz Cumont in Rom, seit 1910.
Olof August Danielsson in Upsala, seit 1914.
Georg Dittmann in München, seit 1923.
Alfons Dopsch in Wien, seit 1920.
Gustav Ehrismann in Heidelberg, seit 1924.
Janis Endselins in Riga, seit 1926.
Sir Arthur J. Evans in Oxford, seit 1991.
Bernhard Fehr in Zürich, seit 1927.
Georg Friederici in Ahrensberg, Holst., seit 1927.
Percy Gardner in Oxford, seit 1886.
Karl Geldner in Marburg, seit 1919.
Sir George A. Grierson in Rathfarnham, seit 1906.
Georg Gronau in San Domenico di Fiesole bei Florenz, seit 1924.
Albert Grünwedel in Lenggries bei Bad Tölz, seit 1905.
Ignazio Guidi in Rom, seit 1887.
Joseph Hansen in Köln, seit 1921.
Georgios N. Hatzidakis in Athen, seit 1901.
Richard Heinze in Leipzig, seit 1917.
Wilhelm Heräus in Offenbach a. M., seit 1919.
Friedrich Freiherr Hiller von Gärtringen in Berlin, seit 1920.
Georg Hoffmann in Kiel, seit 1881.
Felix Jacoby in Kiel, seit 1923.
Julius Jolly in Würzburg, seit 1904.
Finnur Jónsson in Kopenhagen, seit 1901.
Julius Kaerst in Würzburg, seit 1927.
Friedrich Keutgen in Hamburg, seit 1924.
Friedrich Koepp in Frankfurt, jetzt Göttingen, seit 1922.
Carl von Kraus in München, seit 1901.
Paul Kretschmer in Wien, seit 1920.

Friedrich Küch in Marburg, seit 1921.
Charles Rockwell Lanman in Cambridge (Mass.), seit 1905.
Albert von Le Coq in Berlin, seit 1910.
Hans Lietzmann in Berlin-Wilmersdorf, seit 1914.
Einar Löfstedt in Lund, seit 1920.
Heinrich Lüders in Berlin, seit 1907.
John Matthäus Manly in Chicago, seit 1924.
Ernst Mayer in Würzburg, seit 1926.
Paul Jonas Meier in Braunschweig, sei 1904.
Antoine Meillet in Paris, seit 1908.
Rudolf Meissner in Bonn, seit 1921.
Friedrich W. K. Müller in Berlin, seit 1905.
Jacob Wijbrand Muller in Leiden, seit 1918.
Eduard Norden in Berlin, seit 1910.
Adolf Noreen in Stockholm, seit 1924.
Sergej Fedorovič v. Oldenburg in Leningrad, seit 1926.
Magnus Olsen in Oslo, seit 1920.
Henri Omont in Paris, seit 1906.
Hermann Oncken in München, seit 1919.
Paolo Orsi in Syracus, seit 1904.
Giorgio Pasquali in Florenz, seit 1924.
Holger Pedersen in Kopenhagen, seit 1908.
Pio Rajna in Florenz, seit 1910.
Wilhelm Reinecke in Lüneburg, seit 1927.
Gerhart Rodenwaldt in Berlin, seit 1925.
Otto Rubensohn in Berlin-Lankwitz, seit 1912.
Antonio Rubió y Lluch in Barcelona, seit 1926.
Heinrich Schäfer in Berlin, seit 1921.
Luigi Schiaparelli in Florenz, seit 1907.
Heinrich Alfred Schmid in Basel, seit 1919.
Carl Schuchhardt in Berlin-Lichterfelde, seit 1904.
Reinhold Seeberg in Berlin, seit 1917.
Emil Setälä in Helsingfors, seit 1921.
Nathan Söderblom in Upsala, seit 1921.
Ferdinand Sommer in Bonn, seit 1925.
Heinrich von Srbik in Wien, seit 1926.
Julius Stenzel in Kiel, seit 1925.
Friedrich Techen in Wismar, seit 1919.
Rudolf Thurneysen in Bonn, seit 1904.
Girolamo Vitelli in Florenz, seit 1904.
Aby Warburg in Hamburg, seit 1926.

Adolf Wilhelm in Wien, seit 1920.
Georg Wissowa in Halle a. S., seit 1907.
Robert Zahn in Berlin, seit 1924.
Thaddaeus Zielinski in Warschau, seit 1910.
Paul Zimmermann in Wolfenbüttel, seit 1914.
Heinrich Zimmern in Leipzig, seit 1918.

---

## Preisaufgabe.

Die für das Jahr 1927 gestellte Preisaufgabe der Philologisch-Historischen Klasse:

*Der preußische Staat des 18. Jahrhunderts
im Urteil des zeitgenössischen Deutschlands*

ist, da im vergangenen Jahre kein befriedigendes Ergebnis erzielt wurde, für das Jahr 1928 wiederholt worden.

Von den beiden diesmal eingegangenen Bearbeitungen hat die eine schon vor einem Jahre vorgelegen und ist in den Nachrichten der Gesellschaft, Geschäftliche Mitteilungen 1926/27, S. 27, besprochen worden. Der Verfasser hat von dieser Besprechung Nutzen gezogen und manches an seiner Arbeit kritisch gebessert, auch an der Form gefeilt. Er hat auch den Stoff in manchen Partien noch vermehrt, vor allem ein Kapitel über die Stellung der großen Dichter und Denker zur Politik und zu Preußen angehängt — freilich leider nur angehängt, nicht den Gedanken des Gegensatzes zwischen Humanitätsideal und Staatsgesinnung, der in den Klassikern am sichtbarsten wird, über sie hinaus verfolgt und in das Ganze hineingearbeitet. Daher ist ihm auch jetzt noch nicht klar bewußt geworden, daß die antipreußische Gesinnung der meisten gebildeten Deutschen des 18. Jahrhunderts eine antiabsolutistische Gesinnung zur Grundlage hatte und in der inneren Ablehnung eines Staates wurzelte, dessen Wesen ihnen mit dem Humanitätsideal unvereinbar erschien. Ein zur Erklärung der Preußenfeindschaft so wesentliches Motiv wie die Abneigung der friedensseligen Zeit gegen die stehenden Heere wird nur an einer Stelle beiläufig berührt.

Geblieben ist auch ein anderer Mangel, die ungenügende Kennzeichnung der Urteilenden nach ihrer Persönlichkeit, Herkunft und Stellung. Daher ist die in dem vorjährigen Gutachten geforderte „Prüfung der Voraussetzungen für die Urteilsbildung im Einzelnen“ oft unzureichend ausgefallen oder ganz unterblieben. Auch trägt die Schrift in weiten Partien noch immer stark den Charakter der Materialsammlung statt den einer zusammenfassenden Gestaltung und innerlichen Verarbeitung des Stoffes. Vor allem aber

liegt das Schwergewicht der Arbeit nach wie vor in der Geschichte des Urteils über die preußische Politik, und zwar die Außenpolitik, nicht aber über den preußischen Staat.

Andererseits aber muß das, was schon vor Jahresfrist an der Arbeit gerühmt werden konnte, vor allem die fleißige und fruchtbare Sammelarbeit, jetzt noch stärker unterstrichen werden. Für die Geschichte des Urteils über die preußische Politik hat die Arbeit neue Gesichtspunkte gewonnen und bedeutet eine willkommene Förderung der Forschung. Ein Teil der gestellten Aufgabe ist damit gelöst. Deshalb, und damit ernstem Wollen und Streben nicht jede Anerkennung versagt bleibe, hat die Gesellschaft beschlossen, dieser Arbeit, die das Motto trägt „Le premier devoir d'un citoyen est de servir sa patrie", den halben Preis zuzuerkennen.

Die zweite Arbeit, mit dem Motto „Nichts wahrhaft Gutes geht in dem Strome der Zeiten verloren — es kommt doch der Zeitpunkt, wo es sich Bahn bricht" (Fichte, S. W. VII 88), steht als Gesamtleistung trotz ihres wesentlich geringeren Umfanges hoch über der ersten. Der Verfasser hat das eigentliche Thema wirklich erfaßt. Von der preußischen Politik ist nur beiläufig die Rede, dafür umsomehr vom Wesen des preußischen Staates und vom Staatsgedanken der Zeit. Eine erschöpfende Behandlung des Themas würde gewiß die zeitgenössische Beurteilung der Außenpolitik stärker berücksichtigt haben; das Zuviel der ersten Arbeit ist hier ein Zuwenig. Denn in der Außenpolitik gibt sich der Machtcharakter des preußischen Staates am eindrucksvollsten kund, und durch sie ist ein Moment der Preußenfeindschaft, die Annexionsfurcht, erzeugt worden. Das für das Thema Entscheidende liegt aber doch in dem tiefen Gegensatz zwischen dem absolutistischen Machtstaat, den Preußen verkörpert, und dem deutschen Humanitätsideal, dessen Welt weitab von allem Politischen in der Persönlichkeitsbildung ruht. Und die Herausarbeitung dieses Gegensatzes kommt in der zweiten Arbeit vortrefflich heraus.

Die Ideale des Deutschen jener Zeit, Menschenwürde, Freiheit, sittliche Selbstbestimmung, aber auch der feminine Zug des Jahrhunderts, werden in ihrer Unvereinbarkeit mit dem preußischen Militärstaat lebendig gemacht und zugleich in ihrer Nachwirkung auf den Liberalismus des 19. Jahrhunderts und den Pazifismus der Gegenwart gewürdigt. An Horizontweite und geistiger Reife, aber auch in der literarischen Form, ist die zweite Arbeit der ersten weit überlegen. Sie erkennt auch in seiner vollen Bedeutung den in der ersten Arbeit ganz übersehenen konfessionell-

weltanschaulichen Gegensatz, der im katholischen Deutschland, besonders in Österreich, gegen das protestantische Preußen bestand, und stellt die Verflechtung dieses Gegensatzes mit der allgemeinen Ideengeschichte gut dar. Im Einzelnen wäre der Arbeit noch manche Ergänzung zu wünschen. Als Ganzes, durch ihr Niveau, ihre Stoffdurchdringung, ihren Blick für das Wesentliche und ihre Gestaltungsgabe, genügt diese Arbeit den an eine Preisschrift zu stellenden Anforderungen in so hohem Maße, daß die Gesellschaft beschlossen hat, ihr den vollen Preis zuzuerkennen.

Nach Öffnung der mit den Mottos versehenen Briefumschläge ergibt sich als Verfasser der ersten Abhandlung, die einen halben Preis erhielt,

Herr Studienrat Erwin Zindler zu Hamburg,

als Verfasser der zweiten, mit dem vollen Preis gekrönten Abhandlung

Herr Professor Lic. Dr. Ernst Schaumkell in Ludwigslust (Mecklenburg).

---

## Bericht der Luftelektrischen Kommission für das Rechnungsjahr 1927/28.

Im Berichtsjahr 1927—1928 wurden vom Geophysikalichen Institut aus folgende luftelektrische Arbeiten durchgeführt.

I. Es wurde die durchdringende Höhenstrahlung im Mont-Blanc-Gebiet mit besonderer Berücksichtigung der täglichen Periode registriert, letztere in Göttingen auf ihre sternzeitliche Verschiebung untersucht. Ferner fanden Absorptionsmessungen im Flugzeug und Messungen der durchdringenden Strahlung im Steinsalzbergwerk Volpriehausen statt.

II. Es wird eine Apparatur gebaut, die gestatten soll, Erdoberflächenladung, Raumladung und Luftpotential gleichzeitig photographisch zu registrieren.

---

Geplant ist in nächster Zeit eine Wiederholung der Absorptionsmessungen im Flugzeug in großen Höhen mit verbesserter Apparatur; im Bau befindet sich ein variabeler Bleipanzer, der zu Vergleichsmessungen der durchdringenden irdischen und kosmischen Strahlung dienen soll.

I. V. K. Wölcken. H. Mothes.

---

## Bericht der Religionsgeschichtlichen Kommission bei der Gesellschaft der Wissenschaften über das Geschäftsjahr 1927/28.

Im Berichtsjahre wurde veröffentlicht: Hermann Lommel, Die Yäšt's des Awesta.

Der Notgemeinschaft, die diese Veröffentlichung durch ihre Unterstützung ermöglicht hat, sei auch an dieser Stelle Dank ausgesprochen.

Bertholet.

---

## Bericht der Gauss-Kommission.

Während des Berichtsjahres ist der seit langem im Druck befindliche Band XI, 1 der Gauß' Werke erschienen, welcher Nachträge zur Physik, Chronologie und Astronomie enthält.

Auch die Vorbereitungen für die Herausgabe der noch ausstehenden Teile haben erhebliche Fortschritte gemacht, sodaß mit einem Abschluß des Unternehmens in verhältnismäßig kurzer Zeit gerechnet werden kann.

Courant.

---

## Bericht der Wolfskehl-Kommission.

Während des Berichtsjahres ist keine Arbeit eingelaufen, welche Aussicht auf die Zuerkennung des Preises hat.

Courant.

---

## Zwanzigster Bericht über das Septuaginta-Unternehmen.

(Berichtsjahr 1927.)

In der Septuaginta-Kommission und in der Arbeitsleitung ist im Berichtsjahr 1927 keine Änderung eingetreten.

Auch die Mitarbeiter waren dieselben wie im Vorjahre: Studienrat Möhle und die Studierenden Kappler, Polotsky, Raude. Die Kollation der Handschriften, besonders zu den Propheten, und die Bearbeitung des zweiten Makkabäerbuches wurden fortgeführt und neue Arbeiten begonnen.

Die Verpflichtung, zu Largardes 100. Geburtstag (2. Nov. 1927) die Gedächtnisrede in der Gesellschaft der Wissenschaften zu halten, zwang Herrn Rahlfs, sämtliche Werke Lagardes und auch einen Teil der Akten in seinem bisher verschlossen gehaltenen Nachlasse durchzusehen. Hieraus erwuchs eine längere Abhandlung über Lagardes wissenschaftliches Lebenswerk, welche demnächst in den „Mitteilungen des Septuaginta-Unternehmens" erscheinen wird. Sie wird zum erstenmal die Septuaginta-Pläne Lagardes in ihrer Entwickelung und allmählichen Umbildung darstellen. Die in der Festsitzung der Gesellschaft der Wissenschaften am 5. November 1927 gehaltene Gedächtnisrede ist ein Auszug aus jenem umfänglicheren Werke; sie ist in den „Geschäftlichen Mitteilungen" der Gesellschaft der Wissenschaften gedruckt.

Durch diese Arbeiten erlitt die begonnene Ausgabe des Psalters eine unliebsame Verzögerung; doch geht die Ausarbeitung des Manuskripts jetzt ihrem Ende zu, und es steht zu hoffen, daß die Ausgabe noch im Jahre 1928 wird erscheinen können..

Septuaginta-Kommission.

Bertholet. R. Reitzenstein. Bauer.

Rahlfs. M. Pohlenz.

# Bericht der Kommission für die Sammlung und Herausgabe der älteren Papsturkunden.

I. *Germania Pontificia.* Im Laufe dieses Berichtjahres ist der zweite, von Herrn Prof. Brackmann bearbeitete Halbband der Germania Pontificia II erschienen, der die Schweizer Kirchen und Klöster behandelt. Das Manuskript der Helvetia Pontificia war im Januar 1927 in die Druckerei geschickt und im August der Druck beendet. Damit ist einer der schwierigsten Teile des Werkes zum Abschluß gekommen, schwierig vor allem deshalb, weil die Überlieferung der Urkunden sehr verstreut war und verschiedene komplizierte Fälschungsfragen erledigt werden mußten. Besonders schwierig gestaltete sich die Untersuchung der Engelberger und Muri-Urkunden, die Herrn Prof. Brackmann schon im Jahre 1904 beschäftigt hatten. In einer größeren Abhandlung, die soeben (am 24. März 1928) in den Abhandlungen der Preußichen Akademie erschienen ist (Jahrgang 1927 Phil.-hist. Klasse Nr. 2), sind die Ergebnisse ausführlich dargelegt worden.

Neben diesen Untersuchungen galt die Arbeit der Vorbereitung von Band III. Er soll den dritten Teil der Erzdiözese Mainz bringen, und zwar die Diözesen Straßburg, Speyer, Worms, Würzburg und das exempte Bistum Bamberg sowie die Diözesen Prag und Olmütz. Herr Prof. Brackmann hat selbst im März 1927 die Archive und Bibliotheken Prags für diesen Zweck besucht und die dortigen Bestände durchgearbeitet. Dabei ergaben sich außer verschiedenen, bisher unbekannten Papsturkunden unbekannte Dictamina zur Geschichte Friedrich Barbarossas, über die er in den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften eingehender gehandelt hat (Phil.-hist. Klasse 1927 Nr. XXXII vom 8. Dezember). Vom Manuskript des dritten Bandes sind bisher unter gelegentlicher Mithilfe des Archivassistenten Dr. H. Meinert, der im Berichtjahre die kleineren böhmischen Archive und Bibliotheken besuchte, und unter regelmäßiger Mitarbeit von Herrn Dr. Werner Ohnesorge, der das in früheren Jahren gesammelte archivalische Material für die Diözesen Worms und Würzburg sichtete, die Diözesen Worms, Speyer, Prag und Olmütz fertiggestellt. Die tschechische Literatur dazu hat Herr Privatdozent Dr. Josef Pfitzner-Prag durchgesehen und für uns exzerpiert. Die übrigen Diözesen sind ebenfalls so vorbereitet, daß das Manuskript des

dritten Bandes bis zum Ende dieses Jahres druckfertig sein wird. Der Band wird daher voraussichtlich im Jahre 1929 erscheinen können.

Gewisse Vorarbeiten sind bereits auch für die nächsten Bände getan. Seit kurzem bearbeitet der frühere Mitarbeiter, Herr Staatsarchivrat Dr. Weise, der an das Staatsarchiv in Düsseldorf versetzt wurde, die dortigen Bestände für den 5. Band, der die Erzdiözese Köln umfassen soll. Er registriert vor allem die Archivbestände Belgiens und Hollands, die auf einer besonderen Archivreise durchgesehen werden sollen. So dürfen wir die begründete Hoffnung hegen, daß auch diese späteren Bände den übrigen bald nachfolgen werden.

II. *Italia Pontificia.* Die Arbeiten an den im Wesentlichen fertigen, aber noch der letzten Redaktion harrenden letzten Bänden, die Süditalien behandeln, haben zwar nicht stille gelegen, aber da der Unterzeichnete ganz mit Spanien beschäftigt war, nur in beschränktem Umfang gefördert werden können, und zwar durch den Assistenten am Preußischen Historischen Institut in Rom Herrn Dr. Vehse, der einige nicht unwichtige Ergänzungen beigesteuert hat, vornehmlich aus dem Archiv des fürstlichen Hauses Caetani in Rom, das erst jetzt dank der Initiative von Don Gelasio Caetani uns ganz zugänglich gemacht worden ist. Es enthält mehrere Papsturkunden süditalienischer Provenienz, und zweien davon hat Herr Dr. Vehse eine kritische Untersuchung gewidmet: jenem merkwürdigen Originalmandat Celestins III. vom Jahre 1191 für Torremaggiore, das ein späterer genealogischer Fälscher in eine Urkunde des Papstes Gelasius II (Johannes von Gaeta) umkorrigiert hat (J-L. 6646), und dem Privileg des Papstes Clemens III. von 1188 für S. Nicolo di Trontino (J-L. 16362), wovon er mehrere Rezensionen festgestellt hat, von denen die im Caetaniarchiv erhaltene sich als eine Fälschung erweist. Über die erstere Urkunde hat Herr Dr. Vehse in den Quellen und Forschungen XIX 389—394 im Anschluß an das große Werk von Don Gelasio Caetani Regesta chartarum gehandelt, über die andere wird er ebenda XX handeln. Außerdem hat er im Vatikanischen Archiv unsere früheren archivalischen Forschungen wesentlich ergänzt und durch die Auffindung eines vollständigen Textes des bekannten Privilegs Johanns X. für die Herzöge von Gaeta von 915 einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Jahres 915 geliefert (vgl. Quellen und Forschungen XIX 181—204). Dann hat er im Vatikanischen Archiv begonnen, die Materialien für Benevent durchzusehen, doch erweisen sie sich

für die ältere Zeit wenig ergiebig. Dagegen haben unsere Forschungen gerade in der Pariser Nationalbibliothek für Benevent willkommene Ergänzungen geliefert.

Der Unterzeichnete hat zu der Italia Pontificia einen Beitrag geliefert in Gestalt einer längeren Abhandlung über Rom und Venedig bis ins XII. Jahrhundert (in den Quellen und Forschungen XIX 1—180), welche einen historisch-diplomatischen Kommentar zu den beiden Halbbänden der Italia Pontificia VII darstellt.

III. *Hispania Pontificia.* Umfangreicher und bedeutender sind die Ergebnisse, die die Arbeiten in Portugal und Spanien während des Berichtjahres zu Tage gefördert haben. Jene in Portugal, welche Herr Dr. Erdmann, jetzt Assistent am Preußischen Historischen Institut in Rom, übernommen hatte, sind auf einer zweiten Reise nach Portugal im Juni 1927 zum Abschluß und jetzt zur Publikation gebracht worden. Es ist ein stattlicher Band der Abhandlungen unserer Göttinger Gesellschaft (XX, 3), welchen sein Bericht über die Archive in Portugal mit einem Anhang von 160 neuen Urkunden füllt; nach allen Richtungen gesichtet und kritisch durchgearbeitet liegt das portugiesische Material jetzt vor. Er hat daran das Hauptverdienst. Aber es ziemt sich doch auch, der vielfachen Hilfe dankbar zu gedenken, die er in Portugal bei einem schwierigen Unternehmen fand, vor allem bei dem Gelehrten, den vor kurzem ein frühzeitiger Tod abgerufen hat, Pedro de Azevedo in Lissabon. Zwei größere Abhandlungen Dr. Erdmanns über zwei wichtige Themata des portugiesischen älteren Geschichte bringen eine Untersuchung über den Erzbischof Mauritius Burdinus von Braga, der 1118 in Rom unter dem Namen Gregor VIII. zum Gegenpapst erhoben wurde (in den Quellen und Forschungen XIX 205—261), und über Rom und Portugal im XII. Jahrhundert, welche noch nicht abgeschlossen ist.

Von Lissabon und Porto wandte sich Dr. Erdmann im Juli nach Galicien, dann nach Asturien und ins Baskenland, um im Auftrag der Spanischen Kommission bei der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin die dortigen bisher noch wenig bekannten Archive aufzunehmen. Bedeutendere Archivalien ergaben aber nur die Archive von Santiagno, Orense, Lugo und vor allem Oviedo.

Unterdessen hat der Unterzeichnete zusammen mit Herrn Professor Don Pascual Galindo y Romeo in Zaragoza die schon seit langem geplante Reise nach Aragon und Navarra angetreten. Sie arbeiteten im Juni 1927 in den Archiven von Zaragoza und Huesca, gingen dann nach Logroño, San Millan und schließlich nach

Pamplona. Prof. Galindo hat dann im Juli und August die Archive von Calahorra, Tarazona, Tudela und Soria erledigt. Zur gleichen Zeit hat unser anderer Mitarbeiter Herr José Rius y Serra die noch ausstehenden Archive in Valencia, Segorbe, Daroca, Teruel, Calatayud und Silos besucht, im März dieses Jahres hat er noch einige Reste in Jaca, Pamplona, Vitoria, Najera und Valvanera erledigt. Damit sind die archivalischen Forschungen in Aragon und Navarra zum Abschluß gebracht, und der Unterzeichnete konnte an die Abfassung des zweiten Bandes der Papsturkunden in Spanien (Navarra und Aragon) gehen. Dieser Band (XXII, 1) ist bereits im Druck, er wird 234 neue Urkunden bringen.

Daneben gingen ohne Unterbrechung die archivalischen Arbeiten in Madrid durch Herrn Dr. P. Rassow weiter. Sie sind jetzt in der Hauptsache mit dem Ende seiner Mission zum Abschluß gebracht. Die noch erforderliche Revision in Madrid und Ergänzungen in Simancas und Toledo hat der Unterzeichnete sich für das kommende Jahr vorbehalten. Kastilien, Leon und Galicien wird der Inhalt des dritten und voraussichtlich letzten Bandes der Papsturkunden in Spanien bilden, der bereits in Vorbereitung ist.

IV. *Britannia Pontificia.* Nachdem der Herr Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die erforderlichen Mittel für die Erforschung der englischen Archive und die Bearbeitung der Britannia Pontificia durch den Privatdozenten an der Berliner Universität Herrn Dr. W. Holtzmann bewilligt hatte, hat dieser sogleich mit den vorbereitenden Arbeiten begonnen und dann Mitte August 1927 seine erste Reise nach London angetreten. Der Aufenthalt dort dauerte bis Ende Oktober. Dr. Holtzmann konzentrierte seine Forschungen hauptsächlich auf das British Museum und arbeitete zunächst die Cottonians ganz durch, andere zum Teil. Ferner nahm er die Bestände des Public Record Office und das Archiv der Westminister Abbey vor. Überall fand er die beste Aufnahme. Die Ausbeute dieser ersten Reise sind 400 Papsturkunden, von denen etwa 240 in den Regesten von Jaffé-Loewenfeld nicht verzeichnet sind. Nach seiner Rückkehr hat Dr. Holtzmann die von ihm gesammelten Urkunden durchgearbeitet, zum Teil auch schon druckfertig gemacht und die zweite Reise vorbereitet, für die die Bearbeitung der Harley-Sammlung im British Museum und der Handschriftenbibliothek des Erzbistums von Canterbury im Lambeth Palace in London vorgesehen ist. Diese hat er Anfang März dieses Jahres angetreten; über ihre Ergebnisse wird der nächstjährige Bericht weitere Mitteilungen bringen.

V. *Gallia Pontificia.* Früher als wir hofften, konnten auch die Arbeiten an den älteren Papsturkunden in Frankreich wieder aufgenommen werden. Nachdem festgestellt war, daß unsere Mitarbeiter auf eine freundliche Aufnahme und unsere Forschungen auf das erforderliche Entgegenkommen rechnen konnten, wurde beschloßen, zunächst in Paris einzusetzen und die Bestände der Nationalbibliothek und des Nationalarchivs systematisch durchzuarbeiten. Damit wurden die Herren Prof. Dr. Wiederhold, der vor dem Kriege sich jahrelang mit den Vorbereitungen für die Gallia Pontificia beschäftigt und auch schon die Archive Südfrankreichs selbst besucht hatte, und Dr. P. Schmid beauftragt. Sie haben in den Monaten Mai bis Juli zusammen diesen Forschungen in Paris obgelegen, Dr. Schmid ist noch weiter bis Ende Oktober in Paris geblieben. Wie gewaltig diese Aufgabe ist, kann man daraus ersehen, daß trotz allen Entgegenkommens und der Ausnutzung jeder Arbeitsgelegenheit die beiden genannten Herren noch lange nicht die Nationalbibliothek zu bewältigen vermocht haben; es wird mindestens noch eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Paris bedürfen, um eine vollständige Übersicht über die dortigen Fonds und ihre Urkunden zu gewinnen. Aber der Erfolg ist doch sehr groß, weit größer als wir erwarteten. Darüber wird an anderem Orte noch zu berichten sein. Hier an dieser Stelle ist vor allem Herrn Henri Omont für seine nie erlahmende Förderung unserer Arbeiten zu danken.

So bedeutet das Jahr 1927 für unser großes Unternehmen wohl den größten Fortschritt, der überhaupt bis jetzt gemacht worden ist: in Deutschland gehen die Arbeiten dank den Bewilligungen unserer Gesellschaft tüchtig voran; die in Italien nähern sich dem vollen Abschluß; die Arbeiten in Portugal sind ganz, in Spanien in der Hauptsache abgeschlossen; das eben in Angriff genommene England verspricht eine reiche Ausbeute, und Frankreich, dessen fast unübersehbare Bestände allerdings noch mehrere Jahre gründlicher Arbeiten erfordern werden, wird vielleicht alle anderen Länder an Reichtum und Bedeutung seiner Fonds übertreffen. So sehen wir allmählich das Ende und den kommenden Lohn. Daran haben außer unseren Mitarbeitern das Hauptverdienst diejenigen, die uns die für das Unternehmen erforderlichen materiellen Mittel zur Verfügung gestellt haben, außer unserer Gesellschaft selbst der Herr Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und der Präsident der deutschen Notgemeinschaft, endlich der regierende Papst, Seine Heiligkeit Pius XI.

Kehr.

---

# Verzeichnis der im Jahre 1927/28 eingegangenen Druckschriften.

## A. Liste der Akademien, Gelehrten Gesellschaften und Vereine, Institute und Behörden, die mit der Gesellschaft der Wissenschaften während des Geschäftsjahres in Tauschverkehr standen.

### *Deutsches Reich.*

**Aachen.** Aachener Geschichtsverein.
**Altenburg.** Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
**Berlin.** Preußische Akademie der Wissenschaften.
— Archäologisches Institut des Deutschen Reichs.
— Astronomisches Recheninstitut.
— Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.
— Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.
— Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft.
— Deutsche Physikalische Gesellschaft.
— Reichspostministerium.
— Reichszentrale für naturwissenschaftliche Berichterstattung.
— Ungarisches Institut an der Universität.
— Verein für die Geschichte Berlins.
— Verein für Volkskunde.
— Zoologisches Museum.
**Bonn.** Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande.
— Naturhistorischer Verein der preußischen Rheinlande und Westfalens.
**Braunsberg.** Akademie.
— Historischer Verein für Ermland.
**Braunschweig.** Geschichtsverein.
— Verein für Naturwissenschaft.
**Bremen.** Bremer Wissenschaftliche Gesellschaft.
— Historische Gesellschaft des Künstlervereins.
— Naturwissenschaftlicher Verein.
**Breslau.** Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
— Sternwarte.
**Charlottenburg.** Physikalisch-Technische Reichsanstalt.
**Danzig.** Naturforschende Gesellschaft.
— Westpreußischer Botanisch-Zoologischer Verein.
**Dortmund.** Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark.
**Dresden.** Sächsischer Altertumsverein.
— Sächsische Landeswetterwarte.
— Verein für Erdkunde.
— Verein für Geschichte Dresdens.
**Düsseldorf.** Geschichtsverein.

**Eichstädt.** Historischer Verein.
**Eisenberg.** Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
**Elberfeld.** Bergischer Geschichtsverein.
**Erfurt.** Akademie gemeinnütziger Wissenschaften.
— Verein für die Geschichts- und Altertumskunde Erfurts.
**Erlangen.** Physikalisch-medizinische Sozietät.
**Frankfurt a. M.** Physikalischer Verein.
**Freiburg i. Br.** Kirchengeschichtlicher Verein für das Erzbistum Freiburg.
— Naturforschende Gesellschaft.
**Giessen.** Oberhessischer Geschichtsverein.
— Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
**Görlitz.** Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
**Greifswald.** Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
**Guben.** Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.
**Halle a. S.** Deutsche Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher.
— Landwirtschaftliches Institut der Universität.
— Deutsche Morgenländische Gesellschaft.
— Naturwissenschaftlicher Verein für Sachsen und Thüringen.
**Hamburg.** Mathematische Gesellschaft.
— Hauptstation für Erdbebenforschung.
— Naturwissenschaftlicher Verein.
— Deutsche Seewarte.
— Hamburger Sternwarte.
— Verein für Hamburgische Geschichte.
— Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
— Bibliothek Warburg.
**Heidelberg.** Akademie der Wissenschaften.
— Badische Landessternwarte. (Königstuhl.).
— Historisch-philosophischer Verein.
— Naturhistorisch-medizinischer Verein.
— Straßburger Wissenschaftliche Gesellschaft.
**Hildburghausen.** Verein für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde.
**Kahla.** Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Roda.
**Kassel.** Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.
**Kempten.** Historischer Verein für das Allgäu.
**Kiel.** Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.
— Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr.
— Astronomische Nachrichten (Redaktion).
— Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
— Sternwarte.
**Königsberg.** Gelehrte Gesellschaft.
— Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
— Altertumsgesellschaft Prussia.
**Landshut.** Historischer Verein für Niederbayern.
**Leipzig.** Sächsische Akademie der Wissenschaften.
— Deutsche Mathematiker-Vereinigung.
— Naturforschende Gesellschaft.
**Leisnig.** Geschichts- und Altertums-Verein.
**Lindenberg.** Preuß. Aeronautisches Observatorium.

**Lübeck.** Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.
**Magdeburg.** Verein für Geschichte u. Altertumskunde des Herzogtums und Erzstifts Magdeburg.
**Mainz.** Stadtbibliothek.
**Mannheim.** Altertumsverein.
**Marburg.** Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften.
**München.** Bayerische Akademie der Wissenschaften.
— Historischer Verein von Oberbayern.
— Bayerische Landeswetterwarte.
**Neuburg a. D.** Historischer Verein.
**Nürnberg.** Germanisches Nationalmuseum.
— Naturhistorische Gesellschaft.
— Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.
**Plauen i. V.** Verein für vogtländische Geschichte und Altertumskunde.
**Potsdam.** Preußisches Geodätisches Institut.
— Astrophysikalisches Observatorium.
**Regensburg.** Historischer Verein von Regensburg und Oberpfalz.
**Rostock.** Naturforschende Gesellschaft.
— Verein der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg.
— Verein für Rostocks Altertümer.
**Salzwedel.** Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte.
**Schmalkalden.** Verein für Hennebergische Geschichte und Landeskunde.
**Schwäbisch-Hall.** Historischer Verein für Württembergisch Franken.
**Speyer.** Historischer Verein der Pfalz.
**Stade.** Geschichts- und Heimatverein.
**Stuttgart.** Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
**Tübingen.** Württembergische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften.
**Wiesbaden.** Nassauischer Verein für Naturkunde.
**Worms.** Stadtbibliothek.
**Würzburg.** Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
— Physikalisch-medizinische Gesellschaft.
**Zwickau.** Altertumsverein für Zwickau und Umgegend.

### *Amerika. Vereinigte Staaten.*

**Albany.** New York State Museum.
**Baltimore.** Johns Hopkins University.
**Berkeley.** University of California.
**Boston.** American Academy of Arts and Sciences.
— Mediaeval Academy of America.
— Boston Society of Natural History.
**Cambridge, Mass.** American Academy of Arts and Sciences.
— Museum of Comparative Zoology at Harvard College.
**Chicago.** Chicago Academy of Sciences.
— Field Museum of Natural History.
— John Crerar Library.
— Society of Oriental Research.
— University of Chicago.
— University of Chicago Press.
**Cincinnati.** Lloyd Library.

**Cleveland.** Nela Research Laboratory National Lamp Works of General Electric Company.
**Columbia.** University of Missouri.
**Des Moines.** Jowa Geolozigal Survey.
**Flagstaff, Ariz.** Lowell Observatory.
**Jowa City.** State University of Jowa.
**Lawrence.** University of Kansas.
**Lincoln.** Library of the University.
— University of Nebraska.
**Madison.** Washburn Obervatory.
— Wisconsin Academy of Sciences, Arts and Letters.
— Wisconsin Geological and Natural History Survey.
**Minneapolis.** Agricultural Experiment Station.
— University of Minnesota.
**New Haven.** Connecticut Academy of Arts and Sciences.
— Astronomical Observatory of Yale University.
**New York.** Academy of Sciences.
— American Association for International Conciliation.
— American Chemical Society.
— American Geographical Society.
— American Mathematical Society.
**Philadelphia.** Academy of Natural Sciences.
— American Philosophical Society for promoting useful knowledge.
**Rolla.** Missouri Bureau of Geology and Mines.
**St. Louis.** Missouri Botanical Garden.
**San Francisco.** California Academy of Sciences.
**Urbana.** Division of the Natural History Survey.
— Division of Illinois State Geological Survey.
— University of Illinois.
**Washington.** Carnegie Endowment for International Peace: Division of economics and history.
— Carnegie Endowment for International Peace: Division of international law.
— Carnegie Endowment for International Peace: Division of intercourse and education.
— Carnegie Institution.
— Carnegie Institution. Department of Terrestrial Magnetism.
— Department of Commerce. Bureau of Standards.
— Library of Congress.
— Smithsonian Institution.
— Smithsonian Institution. United States National Museum.
— United States Geological Survey.
— United States Naval Observatory.

### *Argentinien.*

**Buenos Aires.** Sociedad científica Argentina.
**Cordoba.** Academia nacional de ciencias de la República Argentina.
**La Plata.** Universidad nacional de La Plata.

### *Australien.*

**Adelaide.** Royal Society of South Australia.

**Hobart.** Royal Society of Tasmania.
**Melbourne.** Royal Society of Victoria.
**Sydney.** Australasian Association for the Advancement of Sciences.
— Royal Society of New South Wales.
**Wellington.** Department of Lands and Survey.
— New Zealand Institute.
— Survey of New Zealand.

### *Belgien.*

**Brüssel.** Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique.
— Société des Bollandistes.
**Löwen.** Universitätsbibliothek.
**Maredsons.** Abbaye de Maredsons.
**Uccle.** Observatoire Royal de Belgique.

### *Canada.*

**Halifax.** Nova Scotian Institute of Science.
**Ottawa.** Canada Geological Survey.
**Toronto.** Royal Canadian Institute.

### *Chile.*

**Santiago.** Universidad.

### *Dänemark.*

**Kopenhagen.** Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

### *Estland.*

**Dorpat.** Universitätsbibliothek.

### *Finnland.*

**Åbo.** Akademi.
**Helsingfors.** Finska Vetenskaps Societeten.
— Geologiska Kommissionen.
— Societas pro Fauna et Flora Fennica.
— Societas Geographica Fennica.
— Suomalainen Tiedeakatemia.

### *Frankreich.*

**Clermont-Ferrand.** Société des amis de l'Université de Clermont.
**Marseille.** Faculté des sciences.
**Paris.** École polytechnique.
— Institut de France.
**Rennes.** Faculté des lettres de l'Université.
**Sèvres.** Bureau international des poids et mesures.

### *Griechenland.*

**Athen.** *'Ακαδημία 'Αθηνῶν.*
— *'Αρχαιολογικὴ 'Εταιρεία.*
— Deutsches Archäologisches Institut.
— École française d'Athènes.
— *'Επιστημονικὴ ἑταιρεία.*

### *Großbritannien und Irland.*

**Aberystwyth.** University College of Wales. Department of Zoology.

**Cambridge.** Philosophical Society.
**Dublin.** Royal Irish Academy.
— Royal Dublin Society.
**Edinburgh.** Royal Society.
— Mathematical Society.
**Greenwich.** Royal Observatory.
**Leeds.** Philosophical and Literary Society.
**Liverpool.** Biological Society.
**London.** British Academy.
— Royal Society.
— India Office.
— Secretary of the Admiralty.
— Classical Association.
— Linnean Society.
— Mathematical Society.
**Malta.** University.
**Manchester.** The Manchester Literary and Philosophical Society.

*Indien.*

**Calcutta.** Government of India.
— Asiatic Society of Bengal.
— Indian Chemical Society.
— Geological Survey of India.
— Surveyor General's Office.
— University.
**Madras.** Government of Madras. Finance (Separate Revenue) Department.
**Rajahmundry.** Andhra Historical Research Society.

*Italien.*

**Bologna.** R. Accademia delle scienze dell' Istituto di Bologna.
**Cagliari.** Società storica Sarda.
**Catania.** Società di storia patria per la Sicilia orientale.
**Florenz.** Biblioteca Nazionale Centrale.
— R. Università.
**Lucca.** R. Accademia Lucchese di scienze, lettere ed arti.
**Mailand.** R. Istituto Lombardo di scienze e lettere.
**Mantua.** R. Accademia Virgiliana.
**Neapel.** Società Reale di Napoli. Reale Accademia di archeologia, lettere e belle arti.
— — Reale Accademia delle scienze fisiche e matematiche.
— — Reale Accademia di scienze morali e politiche.
**Palermo.** Circolo matematico.
— Società di scienze naturali ed economiche.
— Società Siciliana per la storia patria.
**Pisa.** Biblioteca universitaria.
— R. Scuola normale superiore.
— Società Toscana di scienze naturali.
**Portici.** R. Istituto Superiore Agrario.
**Rom.** R. Accademia dei Lincei.
— Pontificia Accademia Romana di archeologia.

**Rom.** Pontificia Accademia delle scienze Nuovi Lincei.
— Deutsches Archäologisches Institut.
— Società Italiana per il progresso delle scienze.
— Società Romana di storia patria.
— Specola Vaticana.
**Siena.** R. Accademia dei Fisiocritici.
— R. Accademia dei Rozzi.
**Turin.** R. Accademia delle scienze.
— Società Piemontese di archeologia e belle arti.

*Japan.*

**Kioto.** Schola medicinalis universitatis imperialis.
**Sendai.** Tohoku Imperial University.
**Tokyo.** Botanical Garden.
— Imperial Academy.
— Imperial Univerty.
— National Research Council of Japan.
— Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.
— Institute of Physical and Chemical Research.
— Oriental Library.

*Jugoslavien.*

**Agram.** Jugoslavenska Akademija znanosti i umjetnosti.
**Laibach.** Muzejska društvo za Slovenijo.

*Lettland.*

**Riga.** Universitätsbibliothek.
— Naturforscher-Verein.

*Luxemburg.*

**Luxemburg.** Institut grand-ducal de Luxemburg.

*Mexiko.*

**Mexico.** Instituto geologico de Mexico.
— Sociedad Cientifica „Antonio Alzate."

*Niederlande.*

**Amsterdam.** Kon. Akademie van Wetenschappen.
— Kon. Nederl. Aardrijkskundig Genootschap.
— Wiskundig Genootschap.
— Kon. Zoologisch Genootschap „Natura artis magistra".
**De Bilt.** Kon. Nederl. Meteorologisch Instituut.
**Delft.** Technische Hoogeschool.
**s'Gravenhage.** Departement van onderwijs, kunsten en wetenschappen.
— Flora Batava.
— Kon. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl.-Indie.
**Haarlem.** Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen.
**Heerlen.** Geologisch Bureau voor het Nederlandsch Mijngebied.
**Leiden.** Physisch Laboratorium der Rijks-Universiteit.
— Maatschappij der Nederl. Letterkunde.
— Sterrewacht.
**Utrecht.** Physiologisch Laboratorium der Utrecht'sche Hoogeschool.

**Utrecht.** Sterrewacht.

*Niederländisch-Indien.*

**Batavia (Weltevreden).** Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
— Kon. Natuurkundige Vereeniging in Nederl.-Indie.
— Kon. Magnetisch en Meteorologisch Observatorium.
**Lembang (Java).** Bosscha-Sterrenwacht.

*Norwegen.*

**Bergen.** Bergens Museum.
**Oslo.** Norske Videnskapsakademi.
**Stavanger.** Stavanger Museum.
**Tromsø.** Tromso Museum.
**Trondjhem.** Det kong. norske videnskabers selskab.

*Oesterreich.*

**Graz.** Historischer Verein für Steiermark.
— Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
**Innsbruck.** Naturwissenschaftlich-medizinischer Verein.
**Klagenfurt.** Geschichtsverein für Kärnten.
— Verein „Naturhistorisches Landesmuseum für Kärnten".
**Linz.** Oberösterreichischer Musealverein.
**Wien.** Akademie der Wissenschaften.
— Geologische Bundesanstalt.
— Naturhistorisches Museum.
— Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
— Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik.
— Zoologisch-botanische Gesellschaft.

*Palästina.*

**Jerusalem.** Jewish National and University Library.

*Polen.*

**Krakau.** Polska Akademja umiejętności.
**Lemberg.** Institut Nat. Ossolinski.
— Ukrainische Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften.
— Towarzystwo Ludownawcze.
**Posen.** Historische Gesellschaft für Posen.
**Thorn.** Coppernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
**Warschau.** Societas scientiarum Varsaviensis.
— Towarzystwo Polskiego fizycznego.

*Portugal.*

**Coimbra.** Instituto geofisico.
**Lissabon.** Academia das Sciências.
— Sociedade Portuguesa de Sciências Naturais.
**Porto.** Academia polytecnica.

*Rumänien.*

**Bukarest.** Academia Română.

**Hermannstadt.** Verein für siebenbürgische Landeskunde.

*Rußland.*

**Baku.** Aserbaidschanische Archäologische Gesellschaft.
**Charkov.** Société mathématique à l'Université.
**Kasan.** Société physico-mathématique.
— Kasanskogo gosudarstv. Universiteta im. V. J. Ul'janova-Lenina.
**Leningrad.** Akademie der Wissenschaften der U. d. S. S. R.
— — Physiko-mathematisches Institut.
— — Zoologisches Museum.
— Physikalisch-Mathematische Gesellschaft.
— Central Geophysical Observatory.
— Observatoire central Nicolas.
— Russ. geografičeskago Obščestva.
**Moskau.** Gesellschaft der Naturforscher.
— Mathematische Gesellschaft.
**Odessa.** Wissenschaftliche Forschungsinstitute.

*Samoa.*

**Apia.** Observatory.

*Schweden.*

**Abisko.** Naturvetenskapliga Station.
**Göteborg.** Kgl. Vetenskaps- och Vitterhets-Samhället.
— Stadsbibliothek.
**Lund.** Universitetet.
— Humanistiska Vetenskapssamfundet.
**Stockholm.** K. Svenska Vetenskapsakademien.
— Kongl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien.
— Högskola.
— Statens meteorologisk-hydrografiska Anstalt.
— Ingeniörs Vetenskapsakademien.
**Upsala.** Meteorologiska institutionen (Observatoire météorologique de l'Université).
— Regia Societas scientiarum Upsaliensis.
— Universitätsbibliothek.
— K. Humanistiska Vetenskapssamfundet.

*Schweiz.*

**Aarau.** Historische Gesellschaft des Kantons Aarau.
**Basel.** Naturforschende Gesellschaft.
**Basel** und **Genf.** Schweizerische Chemische Gesellschaft. Société suisse de chimie.
**Bern.** Allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz.
— Schweizerische Naturforschende Gesellschaft (Société helvét. des sciences naturelles). Geologische Kommission.
— Naturforschende Gesellschaft in Bern.
**Chur.** Historisch-antiquarische Gesellschaft von Graubünden.
**Genf.** Conservatoire et Iardin botanique.
— Institut national Genevois.
— Société d'histoire et d'archéologie de Genève.
— Société de physique et d'histoire naturelle.

**Glarus.** Historischer Verein des Kantons Glarus.
**Lausanne.** Société Vaudoise des sciences naturelles.
— Société d'histoire de la Suisse romande.
**Luzern.** Historischer Verein der 5 Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug.
**St. Gallen.** Historischer Verein.
**Schaffhausen.** Historisch-antiquarischer Verein.
**Winterthur.** Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
**Zürich.** Schweizerisches Landesmuseum.
— Schweizerische Meteorologische Zentralanstalt.
— Antiquarische Gesellschaft.
— Naturforschende Gesellschaft.

### *Spanien.*

**Barcelona.** R. Academia de ciencias y artes.
— Institut d'Estudis Catalans.
— Obra del Cançoner Popular.
**Madrid.** R. Academia de ciencias exactas, fisicas y naturales.
**Montserrat.** Kloster Montserrat.

### *Südafrika.*

**Johannesburg.** Geological Society of South Africa.
**Kapstadt.** Royal Society of South Africa.

### *Syrien.*

**Beirut.** Université Saint-Joseph.

### *Tschechoslowakei.*

**Brünn.** Societas scientiarum naturalium Moraviae.
— Universität Masaryk.
— École supérieure d'agronomie.
— Naturforschender Verein.
**Prag.** Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.
— Kral. Česka společnost nauk.
— Deutscher naturwissenschaftlich-medizinischer Verein für Böhmen „Lotos".
— Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
**Pressburg.** Heil- und naturwissenschaftlicher Verein.
**Reichenberg.** Deutsche Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in der Tschechoslowakei.

### *Ungarn.*

**Budapest.** Ungarische Akademie der Wissenschaften.
— Ungarische Geologische Reichsanstalt.
— Ungarische Zentralstelle für Bibliothekswesen.

## B. Die sonst noch eingegangenen Druckschriften.

**Annalen,** Mathematische Hrsg. von David Hilbert, Otto Blumenthal und Albert Einstein. Bd. 97, Heft 3—5, 1927; Bd. 98, 1927.

**Annals** of mathematics. Publ. by the Princeton University Press. Vol. 28, Nr. 2 bis 4, 1927; Vol. 29, Nr. 1, 1927.

**Atlas** des spectres des substances colorantes. P. 1. Les spectres d'absorption des substances colorantes organiques mesurés par P. M. Nelopekin sous la direction de P. P. Lasareff. Leningrad 1927. (Académie des Sciences de l'URSS. Commission permanente pour l'étude des ressources naturelles de l'URSS).

**Blanck,** Edwin und **Rieser,** A.: Die wissenschaftlichen Ergebnisse einer bodenkundlichen Forschungsreise nach Spitzbergen im Sommer 1926. Mit einem Beitrag von Hans Mortensen. Jena 1928.
Aus: Chemie der Erde. Bd. 3, 1928.

**Boletin** de la Associación Argentina de Electrotécnicos. Número extraordinario. A. Volta 1745—1827. o. O. u. J.

**Bourgeois,** Nicolas: Les Théories du droit international chez Proudhon. Le fédéralisme et la paix. Paris 1927. (Bibliothèque générale d'économie politique).

**Brandi,** Karl: Deutsche Reformation und Gegenreformation. Hlbbd. 1. Leipzig 1927. (Deutsche Geschichte, hrsg. von Erich Marcks, Bd. 2).

**Brennecke,** Erich: Die Aufgaben und Arbeiten des Geodätischen Instituts in Potsdam in der Zeit nach dem Weltkriege. Vortrag. Stuttgart 1927.
Aus: Zeitschrift für Vermessungswesen. Jg. 1927.

**Bulletin** of the International Committee of Historical Sciences. Vol. 1. P. 2. 3. 1927.

The **Caedmon-Manuscript** of Anglo-Saxon biblical poetry. Junius XI in the Bodleian Library. With introduction by Sir Israel Gollancz. Oxford 1927.

**Cavvadias,** Panagiotis: Fouilles d'Epidaure. Vol. 1. Athènes 1893.

**Cejador,** Julio: Ibérica I. Alfabeto e inscripciones Ibéricas. Barcelona 1926.
Aus: Butletí de l'Associació Catalana d'Antropologia, Etnologia i Prehistòria. IV. 1926.

**Communications** Nr. 19 à 30 des résultats des recherches de Henryk Arctowshi et de ses collaborateurs. 1926—1927. (Institut de géophysique et de météorologie de l'Université de Lwow).

**Conti Rossini,** Carlo: Lingue nilotiche. Roma 1926.
Aus: Rivista degli studi orientali 11. 1926.

**Corbu,** J.: Die Rotation der nicht soliden Körper. 1926.
Aus: Astronomische Nachrichten. 1926.

**Ehrismann,** Gustav: Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. T. 2. Bd. 2. Heft. 1. 1927. (Handbuch des deutschen Unterrichts an Höheren Schulen. 6. 2. 2. 1.).

**Enzyklopädie** der Mathematischen Wissenschaften mit Einschluß der Anwendungen. II. 3. 9. III. 3. 7.

**Ferraz de Carvalho,** Anselmo: Clima de Coimbra. Resumo das observações feitas no Observatório Meteorológico da Universidade de Coimbra des de 1866. Lisboa 1922.

**Flügel,** H.: Bremens Schiffs- und Güterverkehr im Jahre 1926. Bremen 1927.
Aus: Jahrbuch des Norddeutschen Lloyd. 1926.

**Holmgren,** Rolf: Internationale Erdmessung. Ein Beitrag zur preußisch-deutschen Völkerrechtsgeschichte. Potsdam 1927.

**Hückel,** Erich: Adsorption und Kapillarkondensation. Leipzig 1928. (Kolloidforschung in Einzeldarstellungen. 7. 1928).

**Hückel,** Walter: Katalyse mit kolloiden Metallen. Leipzig 1927. (Kolloidforschung in Einzeldarstellungen. 6. 1927).

**Jacoby,** Felix: Die Fragmente der griechischen Historiker. Teil 2. Zeitgeschichte. B. Spezialgeschichten, Autobiographien, Zeittafeln. Lfg. 1. 2. 1927.

**Jahrbuch,** deutsches biographisches, hrsg. vom Verbande der Deutschen Akademien. 3. 1921. (1927.)

**Jahrbuch** über die Fortschritte der Mathematik. Hrsg. von Emil Lampe und L. Lichtenstein. 49. 1923. 1. 2.

**Kaerst,** Julius: Geschichte des Hellenismus. 3. Aufl. Bd. 1. Lpz. 1927.

**Kehr,** Paul Fridolin: Regesta Pontificum Romanorum. Germania Pontificia. Vol. 2. Provincia Maguntinensis. P. 1.

**Klein,** Felix: Vorlesungen über die Entwicklung der Mathematik im 19. Jahrhundert. T. 2. Die Grundbegriffe der Invariantentheorie und ihr Eindringen in die mathematische Physik. Für den Druck bearb. v. R. Courant und St. Cohn-Vossen. Berlin 1927. (Die Grundlehren der Mathematischen Wissenschaften. 25.)

**von dem Knesebeck,** Lothar Gottschalk: Die Wahrheit über den Propaganda-Feldzug und Deutschlands Zusammenbruch. Der Kampf der Publizistik im Weltkriege. München 1927.

**Krüss,** Hugo Andres: Deutschland und die internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit. Vortrag. Budapest 1928.

**Lasareff,** Petr Petrovič: Atlas des cartes des éléments magnétiques mesurés sous la direction générale de Lasareff. Moskau. Leningrad 1927. (L'Anomalie magnétique de Koursk.)

**Levi-Civita,** Tullio e **Amaldi,** Ugo: Lezioni di meccanica razionale. Vol. 2. P. 2. 1927.

**Literaturzeitung,** Deutsche. Hrsg. vom Verband der Vereinigten Akademien der Wissenschaften Deutschlands und Österreichs. 4. 14—53. 1927. 5. 1—10. 1928.

**Marenzi,** Franz Karl Graf: Der dynamische Trialismus. Budapest. 1927.

**Monografie** delle Regioni della Somalia. N. 3. 1927. (Regio Governo della Somalia Italiana.)

**Nelson,** Ernesto: Las Bibliotecas en los Estados Unidos. o. O. 1927. (Biblioteca interamericana. VI.)

**Neophilologus,** Driemaandelike tijdschrift voor de wetenschappelike beoefening van levende vreemde talen en van heer letterkunde. 12. 3. 4. 1927. 13. 1. 2. 1927/28.

**Nörlund,** N. E.: G. Mittag-Leffler. 1927.
Aus: Acta mathematica. 50. 1927.

**Norden,** Eduard: Logos und Rythmus. Rede zum Antritt des Rektorats der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. Okt. 1927. Berlin 1928.

**Page,** I. A.: Guide to the Quth, Delhi. Calcutta. 1927.

**Pavry,** Cursetji Erachji: Iranian Studies. Bombay 1927.

**Piváný,** Eugene: Hungarian-American historical Connections from Pre-Columbian times to the end of the American civil war. Budapest 1927.

**Pohl,** Robert: Einführung in die Elektrizitätslehre. Berlin 1927.

**Prandtl,** Ludwig u. **Betz,** Albert: Vier Abhandlungen zur Hydrodynamik und Ärodynamik. Neudruck a. d. Verhandlungen des III. Intern. Mathematiker-Kongresses

zu Heidelberg und aus den Nachr. d. Ges. d. Wiss. zu Gött. Mit einer Literaturübersicht als Anh. Göttingen 1927.

**Ravenna,** Felix. Bollettino storico romagnolo. 1915. 18—20. 1916. 21—24. 1917. 25—28. 1925. 30. 1926. 31.

**Reitzenstein,** Richard: Die hellenistischen Mysterienreligionen nach ihren Grundgedanken und Wirkungen. 3. Aufl. 1927.

**Rubio y Lluch,** A: Un Personatje Atenés de la época Catalana: Dimitrios Rendi. Madrid 1926.

Aus: Homenaje a Bonilla y San Martin, publ. por la Facultad de Filosofía y Letras de la Universidad Central.

**Šachmatov,** A. A.: Sintaksis russkogo jazyka. Vip. 1. 2. Leningrad. 1925—1927.

**Schapira,** Zekharia: Die Bibel als Ariadnefaden im Labyrinthe der Sprachen. Eine Probeschrift für Forscher aller humanistischen Gebiete. Tel-Aviv. 1927.

**Schulten,** Adolf: Numantia. Die Ergebnisse der Ausgrabungen 1905—1912. Bd. III. Die Lager des Scipio. München 1927. Text und Pläne.

**See,** T. J. J.: Discovery that aether waves are the cause of universal gravitation. 1927.

Aus: 1927 Year Book Society of Engineers.

**Stieda,** Wilhelm: Die Berufung von Gauß an die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. 1927.

Aus: Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven. N. F. 3. 1927.

**Studien** und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens. Göttingen. 8. 1926. 9. 10. 1927.

**L'Université** de Louvain à travers cinq siècles. Études historiques p. avec une introduction par Léon van der Essen. Bruxelles 1927. (5e Centenaire de la Fondation de l'Université de Louvain. ⟨1426—1926⟩).

**Verhandlungen,** der in Stockholm abgehaltenen Tagung der Baltischen Geodätischen Kommission. 2. 10/14 Aug. 1926.

**Wettstein,** Fritz von: Algen ⟨inkl. Bacillariaceen⟩ 1912. ⟨Referate⟩.
Algen ⟨ „ „ ⟩ 1913. ⟨Referate⟩.

Aus: Just's Botan. Jahresbericht. 1913. II. Abt. 1914. I. Abt.

**Ders.:** Kreuzungsversuche mit multiploiden Moosrassen. II. 1924.

Aus: Biologisches Zentralblatt. 44. 1924.

**Ders.:** Über plasmatische Vererbung, sowie Plasma- und Genwirkung. 1926.

Aus: Nachr. d. Ges. d. Wiss. Göttingen. Math. phys. Kl. 1926.

**Ders.:** Wie entstehen neue vererbbare Eigenschaften? 1927.

Aus: Züchtungskunde. 2. 1927.

**Wilcken,** Ulrich: Urkunden der Ptolemäerzeit. ⟨Ältere Funde.⟩ Bd. 1. Lfg. 4. 1927.

**Wilkens,** Alexander: Über die Analyse zweier erweiterter Integrale des asteroidischen Dreikörperproblems. Kiel 1926.

Aus: Astronomische Nachrichten. 228. 1926.

**Ders.:** Zur Erklärung der Planetoidenlücken im Sonnensystem. München 1927.

Aus: Sitzungsberichte der Bayer. Akad. d. Wiss. Math. nat. Abt. 1927.

**Wolf,** Johannes: Eine gelbe Gewerkschaft? Berlin 1927.

**Zimmermann,** Franz: Georg Loesche über das Ministerium Thun 1849 bis 1860. Aus amtlichen Quellen widerlegt. Steyr. 1927.

**Zsigmondy,** Richard und **Thießen,** P. A.: Das kolloide Gold. Leipzig 1925. (Kolloidchemie in Einzeldarstellungen. 1. 1925.)

---

# Emil Wiechert

von

**G. Angenheister.**

Emil Wiechert ist am 26. Dez. 1861 in Tilsit geboren, in Ostpreußen. Die Jugend war nicht leicht. Sein Vater, der Kaufmann Johann Wiechert, starb, als der Sohn, das einzige Kind, wenige Jahre alt war. Die Lebensverhältnisse der Familie erfuhren dadurch eine erhebliche Beschränkung. Die Mutter zog mit dem Knaben nach Königsberg. Er sollte das Realgymnasium besuchen, nachher die Universität.

Mutter und Sohn lebten zusammen, opferbereit für einander und eng verbunden durch alle Geschehnisse seines Lebens, die auch den Inhalt des ihrigen bildeten; bis zu ihrem Tode, nach 66 Jahren gemeinsamen Lebens, eine Mutter von seltener Einfachheit und Gradlinigkeit des Gefühls; in hoher Achtung bei allen, die sie näher kannten.

Herbst 1881 erhielt Wiechert das Reifezeugnis. Er studierte Physik bei Volkmann, war sein Assistent und promovierte am 19. Febr. 1889 bei ihm. 1890 habilitierte er sich an der Universität Königsberg für Physik.

Seine Königsberger Arbeiten beschäftigen sich mit der Konstitution der Materie; in seiner Dissertation über die elastische Nachwirkung mit den molekularen Eigenschaften; in seinen experimentellen Studien über Kathodenstrahlen mit der atomaren Struktur der Elektricität. Daran schlossen sich theoretische Arbeiten über das Wesen der Elektricität.

Diese Arbeiten erregten die Aufmerksamkeit der Göttinger Physiker Riecke und Voigt. So kam er 1897 nach Göttingen.

Die Geophysik, vor allem Geodäsie und Erdmagnetismus, war in Göttingen seit Gauß im Anschluß an die Astronomie gepflegt worden. Nach Webers Rücktritt 1868 wurde die Sternwarte in zwei Abteilungen geteilt: praktische Astronomie unter Klinkerfues, theoretische Astronomie, Geodäsie und Erdmagnetismus unter Schering. Schering starb Ende 1897.

In Göttingen entstand damals unter der geistigen Führung von Felix Klein eine Reihe naturwissenschaftlicher Institute. Die Anwendung mathematischen und physikalischen Wissens war ihre Aufgabe, auf die Chemie, auf technische Probleme; eine glückliche Ergänzung eines zu ausschließlichen Strebens nach theoretischer Erkenntnis.

Nach Scherings Tod wurde nun die Professur Scherings weiter geteilt in zwei Extraordinariate: in theoretische Astronomie und

in Geophysik. Ein geophysikalisches Institut wurde geplant. So wurde die Geophysik selbständig.

Schon in Königsberg hatte sich Wiechert mit geophysikalischen Fragen beschäftigt, insbesondere mit der Massenverteilung im Innern der Erde. Im Januar 1898 wurde ihm die außerordentliche Professur für Geophysik übertragen. Sofort wurde der Plan zum Neubau eines Instituts für Geophysik entworfen. Herbst 1899 begannen die Arbeiten auf dem Hainberg. Nach 2 Jahren konnte das Hauptgebäude bezogen werden. Die Arbeitsgebiete waren Seismik, Erdmagnetimus, Luftelektricität und Meteorologie. Die Vorlesungen erstreckten sich auf diese Gebiete und auf den Unterricht in der niederen Geodäsie.

Die Hauptarbeit des neuen Institutes lag in den folgenden Jahren auf dem Gebiet der Seismik. Instrumente mußten gebaut werden; der Beobachtungsdienst mit diesen Instrumenten, in Göttingen in Deutschland und darüber hinaus organisiert werden, die Ausbreitung der Erdbebenwellen untersucht werden.

Die Erdbebenkunde befand sich damals in der ersten Entwicklung. Schon seit Jahrzehnten hatte man in den erdbebenreichen Ländern versucht, Seismoskope zu bauen, ungedämpfte Pendel geringer Vergrößerung. Bei der Ankunft der Erdbebenwellen gerieten sie in Eigenschwingung. Es fehlte indes an getreuer Abbildung der Bodenbewegung, an richtiger Deutung der Wellennatur und an einer Auswertung dieser Beobachtung für den verborgenen Aufbau des Erdinnern. Das neu gegründete geophysikalische Institut stand also vor großen Aufgaben.

Eine Studienreise führte Wiechert 1899 durch die seismischen Stationen in Italien. Gleich nach der Rückkehr beginnt eine sehr lebhafte Tätigkeit, gleichzeitig der Bau automatischer Seismographen und die Ausarbeitung einer Theorie dieser Instrumente. Hiernach verhält sich ein Seismograph wie ein Pendel, das die Bewegung seiner Maße durch ein Hebelsystem vergrößert aufschreibt. Für diese Vergrößerung der Bewegung ist die Verteilung der Maße längs des Hebelsystems von größter Bedeutung. Die freie Eigenschwingung des Pendels wird durch Einführung einer Luftdämpfung ertötet. Die Aufzeichnung geschieht durch eine feine Platinfeder auf berußtem Papier. Zur Verminderung der Reibung in den Gelenken werden Kreuzfedergelenke angewendet. Der Rest der Reibung besonders an der Schreibfeder wird durch eine groß gewählte stationäre Masse überwunden. Die Fernbeben besitzen in den Vorläufern vorwiegend Perioden von 6 bis zu 12 sec. Soll die Hebelvergrößerung bei diesen Schwingungen voll wirksam werden, so muß die Eigenperiode des Seismographen mindestens ebenso groß sein. Beim Fadenpendel würde dies eine praktisch unmögliche Pendellänge von 36 m verlangen. Das astatische Pendel, als Wiechertscher Horizontalseismograph bekannt, gibt eine glückliche Lösung. Ein umgekehrtes Pendel von etwa 1 m Länge und einer Masse von 1200 kg dreht sich unten um ein kardanisches Federgehänge; oben wird es durch den Druck dünner Blattfedern aus Stahlblech in seiner Ruhelage gehalten. Diese Federn liefern

die Direktionskraft und bestimmen die Eigenperiode des Pendels. Bei sehr sorgsamem Ausbalanzieren können dünne Federn verwendet und dadurch eine Periode von 12, selbst 15 Sekunden erreicht werden.

Die Bodenbewegung wird 200 bis 300 fach vergrößert. Eine Verschiebung von 1/1000 mm, eine Neigung von 1/100 mm wird noch deutlich (rund 1/4 mm groß) in das berußte Papier eingekratzt.

Für besondere Zwecke, Nahbeben, künstliche Erschütterungen werden besondere Seismographen gebaut, je nach den Anforderungen mit kleiner oder großer Vergrößerung, zehn- bis fünfzigtausendfach; mit kurzer oder langer Periode, von 1 bis 60 sec; mit photographischer oder Rußschreibung, mit winzigen oder großen Gewichten, Gramm bis Tonnen. Die Reibung des Rußschreibers beträgt etwa 1 dyne, ist also nahe gleich dem Druck von 1 mgr. Sie wirkt am Ende des Hebelarmes. Bei 2000 facher Vergrößerung und bei nur 1 sec Eigenperiode verlangt ihre Überwindung doch schon mehrere Tonnen stationäre Pendelmasse. Ein solcher Seismograph, mit 17 Tonnen stationärer Masse, wurde gebaut.

Neben diesen seismischen wurden magnetische und insbesondere luftelektrische Arbeiten betrieben. Alle diese geophysikalischen Arbeiten fanden eine weitgehende Unterstützung von Seiten der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen. In dieser hatte sich damals eine geophysikalische Kommission gebildet, der Wiechert seit 1903 angehörte. Zwei Unternehmen waren es vor anderen, die die Gesellschaft mit der Geophysik und dem geophysikalischen Institut verband: die Luftelektrische Kommission im Rahmen der kartellierten Akademien und das Samoa-Observatorium der Gesellschaft der Wissenschaften.

Aus dem Luftelektrischen Fond, den die Regierung der geophysikalischen Kommission der Gesellschaft zur Verfügung stellte, konnten ein besonderer Assistent für luftelektrische Arbeiten und hinreichende sachliche Ausgaben bestritten werden. Auch hier mußten Instrumente und Beobachtungsmethoden ersonnen werden. Potentialgefälle, Leitfähigkeit, Regenelektricität wurde studiert, Probefahrten im Freiballon zur Messung des elektrischen Zustandes hoher Luftschichten wurden unternommen, auf Seereisen im Atlantik, Pacific und Indic, auf Inseln im freien Ozean, auf Samoa, auf Island wurde gemessen. Die vielen und schönen Ergebnisse dieser Arbeiten, des geophysikalischen Institutes sind für die Entwicklung der luftelektrischen Forschung von höchster Bedeutung geworden.

Das zweite Unternehmen wuchs aus der Erkenntnis, daß die großen Fragen der Geophysik nur lösbar sind durch das Zusammenwirken eines Netzes geophysikalischer Stationen, das die ganze Erde umspannt. Auf Betreiben von Hermann Wagner entschloß sich im März 1901 die Gesellschaft der Wissenschaften, in Samoa ein geophysikalisches Observatorium zu gründen, zunächst als temperäre Station für erdmagnetische, seismische und luftelektrische Messungen gedacht, und zwar standen hier die erdmagnetischen Arbeiten an erster Stelle. Die erheblichen dazu erforderlichen Geldmittel wurden zur Hälfte vom Reich, zur Hälfte von Preußen zur Ver-

fügung gestellt. Dem Unternehmen der Gesellschaft stand ein Kuratorium vor, bestehend aus Wagner, Riecke und Wiechert unter Wagners Vorsitz. Die Vorbereitungen wurden im Geophysikalischen Institut getroffen. 20 Jahre stand das Samoa-Observatorium unter deutscher Leitung. Das Göttinger Institut war während dieser Zeit in allen instrumentellen, methodischen und rechnerischen Arbeiten die Basisstation, das Mutterhaus. Hier wurden die Instrumente größtenteils gebaut, die anderen geprüft. Hier wurden die Observatoren ausgebildet, die Arbeitspläne entworfen, die Beobachtungen verarbeitet, die Drucklegung geleitet. Bei all diesen Arbeiten war Wiechert unermüdlich bereit zu raten und zu helfen. Seit dem Rücktritt Wagners als Vorsitzender des Kuratoriums, 1910, hatte er auch die umfangreiche geschäftliche Leitung in Göttingen.

Diese mannigfache Tätigkeit nahm Wiechert sehr in Anspruch. Er war stets äußerst beschäftigt, er hatte wenig Zeit. Er ging ganz in seiner Arbeit auf. Im Haus, im Garten, in der Eisenbahn, selbst auf seinen beliebten Spaziergängen nach Nikolausberg, wo man ihn immer traf, stets war er mit seinen Plänen beschäftigt, er zeichnete, rechnete, letzteres mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit.

Fast hätte er über dieser Vielbeschäftigtheit die wichtigsten Dinge vergessen. Da war aber wieder die prächtige Mutter, die ihn zeitig an alles erinnerte, ans Essen, ans Schlafengehen, an Ausruhen. Sommer 1908 heiratete Wiechert die Tochter des verstorbenen Göttinger Juristen Ziebart, mit der ihn eine heitere und harmonische Ehe bis zu seinem Tode verband. Nun war er ganz Göttinger geworden, weder der Ruf nach Rostock, nach Königsberg, noch nach München oder an das Potsdamer geodätische Institut hat ihn von seinem geliebten Hainberg fortlocken können. 1905 wurde er zum Ordinarius ernannt; 1903 zum Mitglied der Göttinger, 1902 der Berliner Akademie gewählt.

Die Früchte langjähriger und mühsamer Arbeit stellten sich ein. In allen Teilen der Welt schrieben jetzt Wiechert'sche Seismographen. Ihre Diagramme geben ein getreues Bild der Bodenbewegung, sie sind lesbar.

Schon früher hatten A. Schmidt, Ev. Rebeur-Paschwitz, Omori, Milne und andere zwei Vorphasen und eine Hauptphase im Seismogramm unterschieden. Die Wiechert'schen gedämpften Pendel hoher Vergrößerung lieferten, je nach der Entfernung, zwei, vier, sechs Vorphasen und teilten auch die Hauptphase. Jetzt begann die Entwirrung und Deutung dieses seismischen Spektrums. Eine fröhliche, doch mühsame Arbeit für Wiechert und seine Schüler.

Besondere Untersuchungen werden der physikalischen Natur der Wellen gewidmet, so wird die Lage der Schwingungsebene untersucht, der Anteil scheinbarer und wirklicher Bodenneigung bei den Wellen der Hauptphase, die Richtung der Bodenbewegung beim ersten Einsatz des ersten Vorläufers, die Periodenlängen in den einzelnen Phasen, die Emergenzwinkel des I. Vorläufers; die Absorption der Energie der Hauptwelle und so fort. Für alle

Welleneinsätze werden Laufzeiten vom Herd zur Station bestimmt und Laufzeitkurven dargestellt. Nun klärt sich das Bild: Quer durch die Erde laufen die Raumwellen des I. und II. Vorläufers; es sind longitudinale und transversale Wellen. An der Erdoberfläche werden siereflektiert, einmal, zweimal vielleicht dreimal. Rayleighwellen und Querschwingungen bilden die Hauptphase, es sind Oberflächenwellen; sie gleiten an der Erdoberfläche entlang ohne tief einzudringen. Den Schluß bilden Rückkehrwellen, die die ganze Erdeumlaufen haben.

Daran schließen sich die Untersuchung des Erdinnern mit diesen elastischen Wellen, die den Erdkörper durchstrahlen. Auch hier lagen Vorarbeiten anderer Forscher vor, wie von Rudzki, Kövesligethy, Benndorf. Sie gingen von bestimmten Voraussetzungen aus. Von solchen sucht sich Wiechert möglichst frei zu halten. Die Raumwellen dringen in die Erde ein. Ihr Wellenstrahl erreicht eine bestimmte Tiefe, besitzt dort eine bestimmte Geschwindigkeit. Kann man Scheiteltiefe und Scheitelgeschwindigkeit für jeden Strahl angeben, so läßt sich die Geschwindigkeit als Funktion der Tiefe darstellen. Die Theorie der Refraktion wies den Weg zur mathematischen Behandlung dieser Frage. Eine konstruktive Methode und eine rechnerische wurde verwendet. Letztere basiert auf Benutzung der Abel'schen Integralgleichung; hierauf hatte Herglotz und nahe gleichzeitig von Bateman hingewiesen. Umfangreiche Zeichnungen und Rechnungen dieser Art wurden von Wiechert und seinen Schülern ausgeführt; so konnte die Geschwindigkeit ermittelt und als Funktion der Tiere dargestellt werden. Eine zusammenfassende Darstellung dieser Arbeiten über die Ausbreitung der Erdbebenwellen im Erdinnern gibt Wiechert in den Nachr. d. Gesellsch. d. Wissensch. 1907.

Schon früher hatte Wiechert Rechnungen über die Massenverteilung im Erinnern angestellt. Die Dichte der uns zugängigen Schichten der Erdrinde liegt bei 3; die mittlere Dichte bei 5,5. Tief im Erdinnern muß dann die Dichte größer sein. Nach Laplace und Legendre nimmt die Dichte nach innen stetig zu infolge der zunehmenden Drucke der überlagernden Massen. Für den Mittelpunkt berechnen Legendre, Roche, Helmert Werte bei 10 und 11. Dies widerspricht Wiecherts Anschauungen. Nach ihm sind die Molekule sehr widerstandsfähig; schon unter dem normalen Druck an der Erdoberfläche liegen sie in festen Körpern infolge ihrer wechselseitigen Kräfte, so nahe beieinander, daß sie nur wenig komprimiert werden können. Die höhere Dichte im tieferen Erdinnern muß auf Materialwechsel beruhen. Nur Metalle kommen in Frage. Ihre Dichte beginnt bei 7. Vermutlich ist die Erde zweiteilig, ein Gesteinsmantel, ein Metallkern.

Eine richtige Annahme über die Massenverteilung im Erdinnern, muß auch mit den beobachteten Werten der Abplattung, Präzession und Nutation verträglich sein. Um die weitere Rechnung zu ermöglichen wird die Dichte im Mantel und im Kern als konstant angenommen und zwar im Mantel zwischen 3,0 und 3,4. Die Rechnung ergibt dann Dimension und Dichte des Kerns: die Tiefe

bis zum Kern zu 1200—1600 km, seine Dichte zu 8,0—8,4, also sehr nahe der Dichte des Eisens. Aus dem Vergleich von Präzession und Nutation mit der Abplattung folgt, daß im Erdinnern hydrostatisches Gleichgewicht besteht.

Diese Ergebnisse beruhten auf der erwähnten Annahme der Zweiteiligkeit der Erde. Die Erdbebenbeobachtungen boten nun ein Mittel, diese Annahmen zu prüfen.

Die Geschwindigkeitsänderung mit der Tiefe war ermittelt; sie verlief nicht kontinuierlich. Die ersten Berechnungen konnten Wellen verfolgen, die etwa 2500 km tief hinabtauchten. Es ergab sich ein linares Anwachsen der Geschwindigkeit von der Oberfläche bis 1200 km Tiefe, um etwa 50 %; von 1200 bis 2500 km eine merkliche Konstanz. Die Erde erschien zweitweilig; die Tiefe des Kerns in guter berstimmung mit den Berechnungen aus der Abplattung. Da kamen die Beobachtungen des Samoa-Observatoriums, sie erlaubten die Wellen tiefer hinab zu verfolgen bis nahe zum Mittelpunkt der Erde. Die Konstanz der Geschwindigkeit von 1200 km Tiefe ab bestand weiter, doch nur bis zu 2900 km, dann kam ein plötzlicher Abfall um 30 % mit nur geringem Anwachsen in noch größeren Tiefen. Die Erde war 3teilig, zwei Schalen um einen Kern, den Samoa-Kern, wie Wiechert ihn benannte.

Nun konnten die Rechnungen über Massenverteilung mit Hilfe der Abplattung, Präzession und Nutation für eine 3teilige Erde angestellt werden. Die Tiefe der Schichtgrenzen war jetzt gegeben; die Dichten gesucht. Die Dichte des äußeren Mantels wurde in Übereinstimmung mit der Dichte des Mondes, der ihm zu entstammen scheint, zu 3,4 angenommen. Die Dichte der Zwischenschicht ergab sich dann bei 6, des Kerns bei 9. Wie war nun die stoffliche Zusammensetzung dieser Teile der Erde? Die physikalische Chemie kam hier zur Hilfe. War die Erde im ganzen Innern einmal flüßig, so muß sich ein physikalisch-chemisches Gleichgewicht zwischen ihren Teilen hergestellt haben. Die Zusammensetzung der äußeren Erdrinde ist nun mit großer Genauigkeit bekannt. Nach Erfahrung an Schmelzflüssen in Hochöfen ist dann ein bestimmtes Mischungsverhältnis in den Schichten und im Kern zu erwarten: ein Silikatmantel, eine Eisensulfidschicht, darunter ein Eisennickelkern. Das paßt zu den berechneten Dichten.

Besonders wichtige Aufschlüsse ergeben sich für das elastische Verhalten der Stoffe unter den Drucken und Temperaturen des Erdinnern. Die Erdfigur lehrt das Bestehen hydrostatischen Gleichgewichts. Gegenüber der langdauernd, über Jahrmillionen wirkenden Schwerkraft ist die Erde vollständig nachgiebig, wie ein flüssiger Körper. Da die Geschwindigkeit der Transversalwellen und jetzt auch die Dichte im Erdinnern bekannt ist, läßt sich die Starrheit berechnen. Gegenüber den nur Sekunden wirkenden Deformationen der Erdbebenwellen ist die Erde mehrfach starrer als Stahl. Aber nur im Silikatmantel und der Sulfitzwischenschicht. Im Nickeleisenkern konnten wohl longitudinale, doch keine transversalen Wellen beobachtet werden. Er besitzt also keine Starrheit, er

verhält sich wie eine Flüssigkeit; ist das die Folge der Wärmebewegung im Metall; trotz der überlastenden Drucke von mehreren Millionen Atmosphären? Allmählich erwuchs so aus der Arbeit Wiecherts und seiner Schüler ein Bild des augenblicklichen Aufbaus des Erdinnern, eine Erkenntnis von großer Bedeutung auch für die Entwicklungsgeschichte unseres Planeten. Die Erde ist der einzige Weltkörper, in dessen Inneres wir dank der seismischen Methode hineinschauen können.

Eine Reihe glücklicher Jahre verliefen für Wiechert in froher Arbeitslust verehrt von seinen Schülern und in steigender Anerkennung unter den Geophysikern. Allwöchentlich versammelten sich seine Schüler zu einem Colloquium abends zum Thee in seiner Wohnung; die Institutsarbeiten wurden besprochen, auch kritisiert, sehr wohl vertrug er Einspruch; er selbst erkannte an, was eben anzuerkennen war, ging gern auf neue Ideen ein, in schneller Überschlagrechnung sie prüfend; stets heiter, frisch, oft freudig erregt, besonders wenn ein Experiment geglückt war oder wenn seine aufmerksamen und schnell bewegten Augen einen neuen Zacken im Seismogramm entdeckten; oft ein heiteres Lachen, wenn seine Seismographen, seine überempfindlichen Kinder, sich einmal besonders gut benommen hatten; ihre Unarten aber, mißglückte Versuche, drückten ihn nicht nieder, das waren Kinderkrankheiten, sogar sehr interessante, die aber bald überwunden sein würden. Über alles groß war seine Freude an der bloßen Erscheinung.

Dann kam der Krieg und die schwere Nachkriegszeit, und gerade in dieser Zeit wuchs langsam ein neues Unternehmen auf unter Wiecherts Antrieb und Leitung, das große Bedeutung gewinnen sollte. Schon vor und besonders auch während des Krieges hatten Beobachtungen über Wellen bei Explosionen stattgefunden; Schallwellen in der Luft, seismische Wellen im Boden. Die Struktur des Untergrundes und der Atmosphäre muß die Ausbreitung beeinflussen. Die Laufzeiten dieser Wellen müssen Schlüsse auf die Schichtungen von Atmosphäre und Untergrund erlauben. Hier lagen Aufgaben von praktischer Bedeutung, für die Meteorologie und für die Geologie. Anfang 1923 gelang es Wiechert die Unterstützung der Notgemeinschaft für diese großen Aufgaben zu gewinnen.

Gemeinsam mit dem Meteorologen Hergesell wurde eine großzügige Organisation geschaffen zu Forschungsarbeiten bei Sprengungen, insbesondere zur Beobachtung der Schallausbreitung in der Atmosphäre.

Auch für die zweite Aufgabe wurde eine Arbeitsgemeinschaft gebildet, wieder von der Notgemeinschaft gefördert. Gemeinsam mit der Geologie und in Zusammenarbeit der Institute in Göttingen, Jena und Potsdam wurde ein systematischer Ausbau geophysikalischer Methoden zur Erforschung der geologischen Schichtung begonnen. Eine Fülle neuer Arbeiten entstand.

Neue Seismometer wurden konstruiert, für transportable und für feste Aufstellung, von sehr hoher Vergrößerung, bis 2 Millionenfach. Ein neues Erdbebenhaus wurde gebaut. Steinbruchsprengungen

wurden beobachtet, bis über 200 km weit; mehrere tausend kg Dynamit waren die dazu nötige Sprengladung. Die seismischen Wellen tauchen dabei tief in den Boden ein, mehrere km tief, 10 vielleicht 20 km. Liegt da der Boden der Kontinente?

Schallempfänger wurden gebaut, verschiedene Typen, für photographische und Rußregistrierung. Fliegende Beobachtungsstationen wurden eingerichtet, mit registrierendem Schallempfänger ausgerüstet und drahtloser Empfangsstation zur Uhrkontrolle. Dann kamen die Beobachtungen, geglückte und Fehlschläge wechselten. Die Bearbeitung folgte. In 40 km Höhe beginnt eine warme Schicht. Vielleicht beginnt hier ein neuer selbständiger Kreislauf der Atmosphäre.

In den Tiefen der Erde, in den Höhen der Atmosphäre werden neue Schichten zum ersten Male experimentell erfaßt. Noch ist dies Neue unsicher, weitere Arbeiten sind nötig. Man muß weiter hinauf bis zur Höhe der Polarlichter und tiefer hinunter bis zur isostatischen Ausgleichfläche, wo die lebendige Schicht gebirgsbildender Kräfte endet und die homogene Schichtung beginnt. Die Seismik, die Luft- und Bodenseismik, wird eine experimentelle Wissenschaft. Ein neues Forschungsmittel für Meteorologie und Geologie.

Jetzt handelt es sich um die Feinstruktur der Erdrinde. Die Dicke der Kontinentalblöcke, die Schichtung der Meeresböden, das Massiv der Gebirge. Was bedeuten die großen und kleinen Anomalien der Schwerkraft und des erdmagnetischen Feldes; die regionalen, die lokalen, in Norddeutschland, in der Mark, in Mecklenburg, Schleswig? Was liegt unter den diluvialen Schichten des Norddeutschen Flachlandes verborgen? Ist die Verbindung zwischen dem westfälischen und schlesischen Karbon durch jüngere Tektonik in bergbaulich erreichbare Tiefe gerückt?

Seismische, gravimetrische und magnetische Methoden müssen zusammenwirken. Eine geophysikalische Vermessung Norddeutschlands mit allen geophysikalischen Methoden ist das letzte große Ziel.

Mitten in diese Arbeiten, in all diese Pläne kam die Krankheit erst schleichend, nicht gleich in der ganzen Schwere erkannt. Eine glückliche Operation schenkte ihm noch zwei Jahre wechselnden Befindens. Sie wurden ganz mit Arbeit ausgefüllt. Doch schließlich blieb auch ihm das nahe Ende nicht mehr verborgen. Nun war die Zeit kostbarer als je zuvor. Mit beispielloser Zähigkeit, mit leidenschaftlicher Energie wurde gearbeitet; der Krankheit die Zeit zur Arbeit abgerungen, immer die großen Probleme und ihre Lösung so nahe vor Augen; bis in die letzten Monate, bis in die Fieberträume der letzten Tage hinein.

Der Tod hat ihm nicht gegönnt es zu vollenden. Mitten in der Arbeit ist er gestorben.

Der weitaus größte Teil der Arbeiten Wiecherts und der von ihm geleiteten Arbeiten seiner Schüler sind experimenteller Natur: die Arbeiten über Kathodenstrahlen, über elastische und magnetische Nachwirkung, der Bau von Instrumenten zu luftelektrischen,

besonders zu seismischen und Schallbeobachtungen; dann die Beobachtungen mit diesen Instrumenten, die geophysikalischen Untersuchungen über das elektrische Feld der Erde, über die Ausbreitung elektrischer und elastischer Wellen in der Erde und in der Atmosphäre.

Das besondere Gebiet in dem er gerade arbeitete, war oft durch die zufälligen Anforderungen des Augenblicks bedingt. Doch geht durch alle seine Arbeiten das gleiche Streben nach einer universellen Auffassung der Welt, nach der Erkenntnis des Aufbaus der Materie und der mannigfachen Verkettung der materiellen Körper untereinander. Das gibt dem vielseitigen Streben einen höheren inneren Zusammenhang, der seinen letzten Ausdruck fand in zusammenfassenden Darstellungen großer Wissensgebiete. Diese führten ihn auf die Grundprobleme der Physik, so in seiner Elektrodynamik, in seiner Mechanik, in seiner Stellungnahme zur Relativitätstheorie.

Die heutige Anschauung über den Aufbau der chemischen Atome nimmt ihren Ausgang von den Beobachtungen an Kathodenstrahlen. Wiechert lieferte 1897 die erste brauchbare Messung der Geschwindigkeit dieser Strahlen durch einen geistreichen Ausbau der Des Coudres'schen Methode. Durch gleichzeitige Bestimmung der magnetischen Ablenkung ergab sich jetzt $\frac{e}{m}$ und die Masse der Elektrons in weit engeren Grenzen als bisher, zwischen $\frac{1}{900}$ und $\frac{1}{1900}$ der Masse des Wasserstoffatoms. Die Elektrizität besitzt atomare Struktur und eine bestimmte Masse.

Das führte entscheidend über die Anschauung von Maxwell, Helmholtz und Hertz hinaus. Ihnen erschien die Elektrizität zwar von atomarer Struktur, doch imponderabel, masselos. Eine neue Verkettung von Materie und Aether war erforderlich. Das Band zwischen beiden bilden jetzt die kleinen atomistischen Elementarteilchen der Elektrizität, die in allen ponderabelen Körpern enthalten sind. Die oscillierende Bewegung dieser Teilchen wird als Ursprung der Licht- und Wärmestrahlung angesehen, das Mitschwingen der ponderabelen Teilchen als Folge einer Ladung derselben.

An dem Ausbau dieser neuen Anschauungen hat Wiechert durch eine Reihe von Arbeiten mitgewirkt, in seiner „Theorie der Elektrodynamik“ und in den „Grundlagen der Elektrodynamik“. Hier zeigt sich deutlich, wie auch später immer wieder, seine besondere Wesensart. Für die Beschreibung der Naturvorgänge müssen Vorstellungsbilder gewonnen werden, die sich den sinnlichen Wahrnehmungen anpassen.

Vielfach konnte er seine Vorstellungen über den Bau der Materie aus eigenen Beobachtungen schöpfen, aus seinen Versuchen mit Kathodenstrahlen, über Nachwirkung, über das elastische Verhalten und die Massenverteilung im Erdinnern. Dabei formten sich ihm Bilder über die Vorgänge in der Materie. Die bloße Darstellung eines Vorganges in mathematischen Symbolen ohne

konkrete Modelvorstellung war seinem Wesen fremd und hierin liegt auch der letzte Grund für seine Ablehnung der Relativitätstheorie, die ihm weniger sinnenfällig schien. Er bedurfte der konkreten Vorstellung eines Aethers mit ganz bestimmten Eigenschaften. Für die Relativitätstheorie ist der Aether nur ein nutzloses Beiwerk, nachdem einmal auf eine mechanische Deutung des Lichtes verzichtet war. Die formale Schönheit der Relativitätstheorie hat Wiechert indeß in seinen letzten Arbeiten anerkannt, vor allem auch ihre Leistung zwei bisher unbekannte Erscheinungen vorauszusagen: die Lichtablenkung und die Rotverschiebung.

Es muß wohl verschiedene Wege geben, die Erfahrungen befriedigend darzustellen. Variabel mit der Zeit und verschieden von Mensch zu Mensch sind die Bilder, unter denen uns die Welt erscheint; uns allen gemeinsam aber ist der Wille, sie zu verstehen. Der aber war bei Wiechert besonders groß.

---

# Svante Arrhenius

von

**Gustav Tammann.**

Am 2. Oktober 1927 verschied Svante Arrhenius im Alter von 68 Jahren.

Seine Wanderjahre führten ihn an die deutschen Universitäten: Würzburg, Graz und nach Leipzig als wiederkehrenden, gern gesehenen Sommergast, der von älteren: Friedrich Kohlrausch, Ludwig Boltzmann, August Kundt und Wilhelm Ostwald als ideenreicher Anfänger, und von den Werdenden als immer heiterer Zecher hoch geschätzt wurde.

In seiner Heimat hatte er mit Widerständen zu kämpfen. Seine frohe und geniale Weise entsprach nicht der auf strenge Einzelforschung gerichteten Art der maßgebenden Schweden. Nur bei Edlund fand er eine Zuflucht und bei Pettersson Verständnis.

Die Anfänge seiner Dissoziationstheorie finden sich in seiner Doktorschrift vom Jahre 1884. Schon sie brachte die Unterscheidung von aktiven und inaktiven Molekülen in den Lösungen der Elektrolyten und die Beziehungen zu ihren chemischen Wirkungen, wenn auch die experimentellen Grundlagen noch viel zu wünschen übrig ließen.

Das größte Glück für die Entwicklung seiner Ideen war es, daß bald darauf die grundlegende Arbeit des genialen Holländers, van't Hoffs, des Begründers der Stereochemie, des Erweiterers der chemischen Thermodynamik und Kinetik, über die Theorie der verdünnten Lösungen in den Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften erschien.

In ihr war gezeigt, daß der osmotische Druck denselben Betrag hat, welchen der gelöste Stoff im gleichen Volumen als Gas auf seine Wände ausüben würde. Aber es gab auch starke Abweichungen, bei den Elektrolyten war der osmotische Druck zu groß, und Arrhenius konnte zeigen, daß der Quotient $i$, welcher angibt, um welchen Betrag der wirkliche osmotische Druck größer ist als der zu erwartende, sich richtig berechnen ließ, wenn man als Moleküle die Ionen mitzählt. Die Zahl der Ionen ließ sich aus dem molekularen Leitvermögen ableiten.

Arrhenius erzählte gern, wie im Winter 1887 van't Hoff, als er ihm diese Idee vortrug, sofort beistimmte und gleich hinzufügte, daß sich dann auch die Zahl der Ionen in Abhängigkeit von der Konzentration wie die der dissoziierten Moleküle eines Gases in Abhängigkeit vom Druck berechnen lasse. Van't Hoff und Arrhenius

erkannten aber auch bald, daß für die Lösungen stark dissoziierter Elektrolyte, also für alle Salze, diese Auffassung zu einem ganz unbefriedigenden Resultat führt. Daher wollte van't Hoff vor der Veröffentlichung seiner Idee dieselbe möglichst eingehend an einem wenig dissoziierten Elektrolyten prüfen. Diese Untersuchung zog sich länger hin. Im Sommer 1888 kam Ostwald auf denselben Gedanken und konnte an seinen Messungen zeigen, daß die Analogie zwischen Gas-Dissoziation und der Ionen-Dissoziation in Abhängigkeit von der Konzentration wirklich besteht.

Aber auf die große Mehrzahl der Elektrolyte, nämlich die stark dissoziierten, war das Ostwaldsche Verdünnungsgesetz nicht anwendbar.

Diese Abweichung zu deuten haben Arrhenius und nach ihm viele vergeblich versucht. Erst in jüngster Zeit sind erfolgreichere Versuche in dieser Richtung unternommen. Arrhenius selbst hat dies sich Nichtfügen der starken Elektrolyte immer als einen peinlichen Schönheitsfehler seiner so einfachen Theorie empfunden.

Die Theorie der elektrolytischen Dissoziation stieß vielfach auf heftigen Widerstand. Von 1888 dauerte der Kampf etwa 6 Jahre. Ihre Anwendung auf die Hydrolyse und die mit ihr verknüpfte Leitfähigkeit des reinen Wassers, sowie auf das Potential der Säure-Alkalikette zeigten von neuem ihre Fruchtbarkeit. Die Gegner schwiegen und die Lehrbücher wurden im Sinne der Ansichten von Arrhenius umgeschrieben.

Erst diese Erfolge brachten die Professur, nachdem Arrhenius schon früher einen Ruf nach Gießen abgelehnt hatte.

Neben den letzten Kämpfen um die Dissoziationstheorie liefen schon früh begonnene geophysikalische Arbeiten.

Durch die Erhöhung des Kohlensäuregehalts der Luft, in Folge der Verbrennung ungeheurer Massen von Steinkohle, wird die Sonnenstrahlung in der Atmosphäre stärker absorbiert, wodurch die mittlere Jahrestemperatur nach Arrhenius um 0,5°/Jahrhundert anwachsen kann.

Dem Nordlicht, seinen Perioden und den der Sonnenflecken, ist er mit Nils Ekholm mehrfach nachgegangen.

Die Abstoßung der Kometenschweife durch die Sonne führte er auf den Lichtdruck zurück.

Zahlreiche Einfälle über geophysikalische und kosmische Erscheinungen hat er in seinen verbreiteten kosmogenetischen Büchern geäußert, welche weite Leserkreise fanden, weil er in ihnen so schlicht und nicht dogmatisierend zu einem belehrungsbedürftigen Kreise sprach.

Eine größere Arbeit über kosmische Einflüsse auf physiologische Verhältnisse, 1898, lenkte die Aufmerksamkeit der Physiologen, welche damals von der Entwicklung der physikalischen Chemie noch nicht berührt waren, auf Arrhenius. Die Tatsachen, welche Ehrlich in seiner Immunitätslehre gesammelt hatte, forderten eine physikalisch-chemische Deutung, und Th. Madsen in Kopenhagen bat Arrhenius um Hilfe. Ein Toxin wird umso unschädlicher, je größere Gaben des Antitoxins dem Organismus zugefügt

werden. Das erinnerte Arrhenius an den analogen Vorgang der kontinuierlichen Neutralisation einer sehr schwachen Base durch eine sehr schwache Säure, und in gemeinsamer Arbeit mit Madsen wurde festgestellt, daß diese Analogie formal zutrifft. Aber diese Analogie scheint nur eine formale zu sein, denn von der Opposition konnte gezeigt werden, daß die Absättigung des Toxins durch Antitoxin nicht ein reversibler Vorgang ist wie der der Neutralisation.

1905 erhielt Arrhenius einen Ruf nach Berlin, aber die Schweden ließen ihn nicht ziehen, sondern bauten ihm das Nobel-Institut auf dem Experimentalfältet, eine größere Bibliothek mit kleinem Laboratorium und eine Wohnung entsprechend seinen Wünschen, die auf experimentelle Arbeit nicht gerichtet waren. Hier hat er die letzten 20 Jahre seines Lebens gewirkt, unausgesetzt beschäftigt mit literarischen Arbeiten.

Auch in unserer Stadt, auf der Versammlung der Kali-Interessenten 1912, hat sich ein Kampf um eine Idee von Arrhenius abgespielt.

Durch die grundlegenden Arbeiten von van't Hoff über die Bildung ozeanischer Salzlager kennt man die Reihenfolge der Salze und ihren Wassergehalt, ihre Abhängigkeit von der Temperatur des verdampfenden Meeres. Je höher die Temperatur beim Eintrocknen ist, desto geringer der Wassergehalt des zurückbleibenden Salzlagers. Der Wassergehalt unserer Salzlager entspricht einer Eindampftemperatur von etwa 80°. Aber eine solche Temperatur kann während der Bildung der Salzlager im Meere nicht geherrscht haben, weil die Lebewesen, deren Reste die Salzlager enthalten, eine so hohe Temperatur nicht vertragen hätten. Diesen Widerspruch zwischen dem Wassergehalt und der möglichen Temperatur bei der Bildung der Salzlager deutete Arrhenius dahin, daß ursprünglich der Wassergehalt der Salzlager einer Bildungstemperatur von etwa 20° entsprochen hätte, daß aber nach dem Eintrocknen des Meeres seine Salzreste von Ton- und Sandschichten bedeckt wurden, wodurch ihre Temperatur durch Erwärmen von unten her stieg, was der Spaltung der wasserreichen Salze in wasserarme und gesättigte Salzlösungen zur Folge hatte. Diese flüssigen Teile durchbrachen infolge ihres Auftriebes die spezifisch schwerere Decke und flossen in jüngere Meere ab.

Auch diese Hypothese stieß teils auf Zustimmung, teils auf Widerspruch. So ist es den Ideen von Arrhenius häufig ergangen.

Einen wirklichen Kampf hat er nur um seine Dissoziationstheorie geführt, das Schicksal seiner übrigen Ideen hat er ruhig der Zukunft überlassen. Ein Widerspruch fiel ihm nicht auf die Nerven, ruhig legte er seine Meinung sachlich dar, ohne zu kränken, weil er sich nicht reizen ließ.

Diese Art schaffte ihm zahlreiche Freunde in allen Ländern, mit denen er einen umfangreichen Briefwechsel unterhielt. Arrhenius war ein fleißiger Korrespondent, der einen begonnenen Briefwechsel immer wieder aufnahm, besonders in den Zeiten, in denen er allein lebte, war es ihm ein Bedürfnis, seine Aufgaben und

Resultate mitzuteilen, an die sich nicht selten Betrachtungen über die politische Lage und die Stockholmer Witterung knüpften.

Die Schatten des Alters senkten sich früh auf ihn, aber durch ein geregeltes Leben überwand er manches, bis er schließlich sanft entschlief.

Einer der ideenreichsten Forscher, ein Mann von seltener Güte, der ihm zugefügte Kränkungen verzeihen konnte, hatte seine Augen geschlossen.

# G. Mittag-Leffler

von

**R. Courant.**

Unser auswärtiges Mitglied Gösta Mittag-Leffler, der im vorigen Jahre hochbetagt starb, ist zweifellos eine der eigenartigsten und auffallendsten Persönlichkeiten gewesen, welche die mathematische Wissenschaft seiner Zeit aufzuweisen hatte. Schon seine eigentlich wissenschaftlichen Leistungen sichern ihm einen ehrenvollen Platz in der mathematischen Forschungsrichtung, welche an den Namen Weierstraß anknüpft. Mittag-Leffler geriet in seinen entscheidenden jungen Jahren in den Bann des Weierstraßschen Zauberkreises. Die von Weierstraß geschaffene Richtung in der Funktionentheorie wurde Mittag-Lefflers Arbeitsgebiet. Es gelang ihm, einer wichtigen Weierstraßschen Entdeckung über die Produktzerlegung eindeutiger meromorpher Funktionen eine analoge Tatsache über die Partialbruchzerlegung solcher Funktionen zur Seite zu stellen. Dieser Satz ist seitdem, verbunden mit Mittag-Lefflers Namen, in die Vorlesungen und Lehrbücher der Funktionentheorie übergegangen und hat Mittag-Leffler frühzeitig in den weitesten Kreisen der Jünger mathematischer Wissenschaften bekannt gemacht. Was Mittag-Leffler später gefördert hat, schließt mehr oder weniger an diese Arbeit an und klärt die Frage, wie man eindeutige analytische Funktionen formelmäßig darstellen kann.

Die mächtige Stellung und der überragende Einfluß Mittag-Lefflers unter seinen mathematischen Zeitgenossen wäre aber mit seinen wissenschaftlichen Leistungen nicht voll zu erklären. Er beruht vielmehr darauf, daß Mittag-Leffler einen unter Gelehrten und besonders Mathematikern überaus seltenen, vielleicht in seiner Zeit ganz einzigartigen Menschentypus darstellte. Er war nichts weniger als eine der beschaulichen Naturen, die sich in die geheimen Zusammenhänge der kontemplativen Wissenschaft versenken und dabei die Welt ringsherum vergessen. Er fühlte sich vielmehr als Grandseigneur, der nicht anders als mit repräsentativer Geste auftreten konnte. Die Selbstverständlichkeit, mit der er unter seinen Fachgenossen diese beherrschende Rolle spielte, ließ keinen offenen Widerstand aufkommen. In der Tat gab es zu seiner Zeit wohl kaum einen Gelehrten, dem in gleicher Weise die Häuser seiner Fachgenossen, wie die Salons der Diplomatie und die Paläste der regierenden Häuser offenstanden. Seine imposante dekorative Erscheinung ließ, wo er hinkam, niemals Zweifel darüber enstehen, daß man es mit einer hohen Persönlichkeit zu tun hatte. Man kann sich vorstellen, daß ein Mann dieser Prägung unter seinen

mehr spartanisch eingestellten Altersgenossen zuweilen Widerspruch fand.

Aber es wäre eine große Ungerechtigkeit, wenn man verkennen wollte, was Mittag-Leffler gerade durch die ungewöhnliche soziale Stellung, die er beanspruchte und einnahm, für unsere Wissenschaft geleistet hat. Alle äußeren Dinge waren ihm letzten Endes doch nicht Selbstzweck, sondern er stellte seinen Einfluß und seinen materiellen Reichtum bereitwillig in den Dienst der von ihm über alles geliebten mathematischen Wissenschaft. So hat er viele junge aufstrebende Talente neidlos gefördert, nicht zuletzt unseren Carl Runge.

Sodann hat er es in hohem Maße verstanden, die internationalen wissenschaftlichen Beziehungen unter den Mathematikern zu pflegen und zu festigen. Vor allem aber wird für lange Zeit mit seinem Namen die Gründung der Acta Mathematica verbunden sein, einer der wichtigsten und vornehmsten internationalen mathematischen Zeitschriften, die in Skandinavien herausgegeben wird und für deren Verbreitung in der Welt er alle Hilfsmittel spielen ließ, die ihm seine Beziehungen zu regierenden und diplomatischen Kreisen an die Hand gaben. Die gerechte, großzügige und wahrhaft internationale Art, mit welcher diese Zeitschrift von ihm geleitet wurde, hat für unsere Wissenschaft viel bedeutet.

Mittag-Leffler hat sein Leben damit krönen wollen, daß er seine Villa, seine Bibliothek und sein erhebliches Vermögen als eine wissenschaftliche in sich ruhende Stiftung zu Gunsten der Mathematik testamentarisch vermachte. Er hat dieses großzügige und für die Wissenschaft verheißungsvolle Testament lange vor seinem Tode veröffentlicht. Unglücklicherweise allerdings hat ein tragisches Schicksal den großartigen Plan des Verstorbenen stark eingeschränkt. Ein großer Teil des Stiftungsvermögens war in den für die Wirtschaft überall so kritischen Jahren verloren gegangen. Immerhin ist die herrliche Mittag-Lefflersche Villa bei Stockholm mit ihrer einzigartigen Bibliothek der Grundstock der geplanten großen Stiftung geblieben und wird hoffentlich durch das Eingreifen anderer Instanzen sich doch noch zu der Heimstätte wissenschaftlicher Forschung ausbauen lassen, die von dem Stifter geplant war.

Es wäre der Wissenschaft sehr zu wünschen, daß sie jederzeit großzügige und weltmännische Vertreter von der Art unseres verstorbenen Mitgliedes findet, bei denen die repräsentative Geste und die soziale Stellung nicht Selbstzweck sind, sondern nur Hilfsmittel, um aus der Liebe zur Wissenschaft die schaffende Tat ungehemmt herauswachsen zu lassen.

---

# Antoon Lorentz

von

**M. Born.**

Am 4. Februar dieses Jahres starb unser auswärtiges Mitglied, der große holländische Physiker Hendrik Antoon Lorentz, im 75. Jahre seines Lebens. Mit ihm ist einer der letzten jener ehrwürdigen Männer dahingegangen, die Führer und Repräsentanten waren in einem Abschnitt der Physik, den wir heute als die klassische Periode unserer Wissenschaft der neuen, im Jahre 1900 anhebenden revolutionären Entwicklung gegenüberstellen.

Lorentz war der Erbe und Vollender jener Gedankenreihen, die ein Jahrhundert zuvor von Young und Fresnel angebahnt, von Maxwell und Hertz zur Reife gebracht waren. Es handelt sich um das Wesen der Lichterscheinungen und ihren Zusammenhang mit den elektrischen und magnetischen Vorgängen. Fresnel, den Lorentz als Vorbild und Lehrmeister betrachtete, hatte die Wellenvorstellung vom Lichte sicher begründet und den Gedanken des Lichtäthers als Träger der Wellen geschaffen. Man stellte sich den Aether zunächst als eine Art festen elastischen Körper vor, ungeachtet der beträchtlichen Schwierigkeiten, die ein solches Bild mit sich bringt. Inzwischen hatte sich die Kenntnis von der Elektrizität und dem Magnetismus besonders durch die Experimentaluntersuchungen von Faraday so vertieft, daß Maxwell seine berühmte Theorie des elektromagnetischen Feldes aufstellen und die Behauptung wagen konnte, daß das Licht nichts sei als Wellen elektrischer Kraft. Die wirkliche Herstellung solcher elektromagnetischer Wellen durch Hertz und die experimentelle Durchforschung ihrer Eigenschaften hat dann der Maxwellschen Theorie zum Siege verholfen. Zu jener Zeit stand die Frage nach dem Wesen des elektromagnetischen Aethers als Träger der Wellen im Mittelpunkt des physikalischen Interesses, und so ist es kein Wunder, daß der junge Lorentz sich diesem Problem zuwandte und ihm den größten Teil seiner Lebensarbeit widmete.

Lorentz wurde am 18. Juli 1853 geboren. Er studierte 1870—72 in Leiden und wurde dann (bis 1877) Lehrer an der Bürgerabendschule in Arnheim. In dieser Zeit (1875) promovierte er in Leiden mit einer Dissertation über die Reflexion und Brechung des Lichts, die gleich entscheidend in die damals brennende Streitfrage „elastischer oder elektromagnetischer Aether" eingriff. Die Schwierigkeit aller elastischen Lichttheorien war, daß sie nicht nur transversale, sondern auch longitudinale Wellen zuließen, die besonders bei Reflexionen und Brechungen notwendig entstehen

mußten, im Widerspruch zu der beobachteten Transversalität der Lichtwellen. Die elektromagnetische Theorie kennt nur transversale Wellen, und aus diesem Grunde entschied sich Lorentz für sie und widmete seine Arbeitskraft ihrem Ausbau. Die nächste große Arbeit (1878) behandelte das Problem der Farbenzerstreuung oder Dispersion des Lichts; hier erkennt man bereits die Ansätze, die Lorentz später zu seinen großen Erfolgen führen sollten, nämlich die klare Unterscheidung zwischen dem überall gleichen, ruhenden Aether und den in ihn eingebetteten materiellen Teilchen, die man damals Ionen nannte. Vorher hatte die Vorstellung geherrscht, daß der Aether innerhalb der materiellen Körper mit diesen eng verbunden, durch sie verändert sei und an ihrer Bewegung teilnehme; Lorentz führt hier, zunächst an den Dispersionserscheinungen, den Gedanken durch, daß der Aether überall derselbe sei, auch innerhalb der Materie, und daß der Einfluß der Materie nur sekundär zustande komme. Die Lichtwelle im Aether bringt die Teilchen (Ionen) im Körper zum Mitschwingen, dadurch werden unzählige kleine Wellen erregt, die durch Interferenz mit sich und der einfallenden Welle diese in solcher Weise verändern, daß sie je nach der Schwingungszahl eine andere Geschwindigkeit zu haben scheint, wodurch das Phänomen der Farbenzerstreuung zustande kommt. Als praktisches Ergebnis dieser Ueberlegungen fand Lorentz eine Beziehung zwischen Brechungsvermögen und Dichte, die merkwürdigerweise zur gleichen Zeit von dem dänischen Forscher Lorenz gefunden wurde und seitdem Lorentz-Lorenzsche Formel heißt. Prinzipiell wichtiger war die Erkenntnis, daß die Annahme eines absolut ruhenden Aethers in diesem Falle tatsächlich durchführbar ist; und Lorentz ging sogleich daran, sie an schwierigeren Fällen zu erproben. Es handelt sich um die Elektrodynamik und Optik bewegter Körper; Lorentz' wichtigste Abhandlungen hierüber erschienen 1892 und 1895. Auch hier ist wieder die Grundannahme, daß der Aether überall, auch im Innern der bewegten materiellen Körper, „absolut" ruht; das Problem besteht darin, zu erklären, wie trotzdem der Anschein einer teilweisen Mitführung der Lichtwellen durch die Materie zustandekommt. Hier knüpft Lorentz direkt an seinen Meister Fresnel an, der zuerst mit Hilfe der astronomischen Aberration des Lichts den Schluß gezogen hatte, daß der Lichtäther innerhalb bewegter Materie weder ganz in Ruhe bleibe, noch vollständig mitgerissen werde, sondern in ganz bestimmter, vom Brechungsvermögen abhängiger Weise hinter der Bewegung der Körper zurückbleibe. Diese Behauptung war viel später von Fizeau durch direkte Experimente an fließendem Wasser bestätigt worden. Die einzige, damals vorhandene Theorie des elektromagnetischen Feldes in bewegten Körpern, von Heinrich Hertz, beruhte auf der Annahme vollständiger Mitführung, widersprach also der Erfahrung. Wie es Lorentz gelang, durch das Zusammenspiel der Sekundärwellen den Fresnelschen Mitführungskoeffizienten abzuleiten, ist eines der schönsten Beispiele für die Macht der mathematischen Analyse der physikalischen Welt. Einige andere Ergebnisse der Lorentzschen

Theorie, das Wechselspiel elektrischer und magnetischer Kräfte in bewegten Körpern betreffend, sind später von dem russischen Physiker Eichenwald bestätigt worden. Die wichtigste Folgerung aber betraf diejenigen Fragen, die wir heute unter der Bezeichnung Relativitätstheorie zusammenfassen. Die Annahme vom ruhenden Aether hat offenbar zur Folge, daß auf bewegten Körpern, z. B. der Erde, ein heftiger Aetherwind herrscht; heftig allerdings nur verglichen mit irdischen Geschwindigkeiten, jedoch noch immer klein (ein Zehntausendstel) gegenüber der Lichtgeschwindigkeit. Dieser Aetherwind müßte eine, wenn auch kleine Verwehung der Lichtwellen zur Folge haben, die sich wohl beobachten ließe. Lorentz zeigte nun, daß durch eine merkwürdige Kompensation der Wirkungen sich dieser Effekt des Aetherwindes in erster Näherung forthebt, d. h. bei Vernachlässigung des Quadrats der kleinen Größe $\beta = \frac{v}{c}$ $\left(v = \text{Erdgeschwindigkeit, } c = \text{Lichtgeschwindigkeit; } \beta = \frac{1}{10000}\right)$. Damit war die Relativität, d. h. die Unbeobachtbarkeit der absoluten Bewegung für einen mitbewegten Beobachter, hinsichtlich fast aller bekannten Erscheinungen begründet. Aber an einer Stelle blieb ein Widerspruch mit der Erfahrung: bei dem berühmten Interferenzversuch von Michelson (1881). Dieser ist so genau, daß er Größen der Ordnung $\beta^2$ zu messen erlaubt, bei denen die Kompensation der Wirkungen nicht mehr statthat und ein Einfluß des Aetherwindes bemerkbar sein müßte. Die Beobachtungen aber gaben stets negatives Resultat.

Dieses Rätsel hat Lorentz lange beschäftigt und beunruhigt, bis er schließlich eine Lösung fand, die für einen so klassisch gerichteten Geist wahrlich als kühn bezeichnet werden kann. Es ist die Kontraktionshypothese, wonach jeder Körper bei seiner Bewegung durch den Aether eine Zusammenziehung in der Bewegungsrichtung von einem durch die Geschwindigkeit bestimmten Maße erfahren soll. Im Jahre 1904 konnte Lorentz den Nachweis erbringen, daß dann alle Effekte des Aetherwindes in Strenge fortfallen. Diese Arbeit enthält den Inhalt der sogenannten speziellen Relativitätstheorie vollständig, und zwar in Form von Sätzen, die aus der Elektrodynamik zusammen mit der Kontraktionshypothese abgeleitet werden. Einstein hat dann den Gedankengang umgekehrt und das, was bei Lorentz Folgerung war, als Relativitätspostulat an die Spitze gestellt (1905). Alle relativ bewegten Bezugsysteme werden gleichberechtigt, zu jedem gehört ein eigenes Maß von Längen und Zeiten. Bei Lorentz sind diese Eigenlängen und Eigenzeiten der verschiedenen Systeme nur fiktive Hilfsgrößen, die man durch gewisse Formeln auf die absoluten Längen- und Zeitmaße umrechnen kann. Einstein hat diese Formeln mit Recht Lorentz-Transformation genannt, wenn er auch selbst erst den tieferen Einblick in ihre kinematische Bedeutung gewonnen hat. Lorentz hat Einsteins Leistung von Anfang an freudig anerkannt und später wertvolle Beiträge zur Relativitätstheorie geliefert. Schwer gefallen ist ihm nur die Einsicht, daß durch Einsteins

Deutung seine Lieblingsidee vom absolut ruhenden Aether, ja die Idee eines materiellen Aethers überhaupt, zerstört wird. Doch hat Lorentz sich auch schließlich zu dieser Wendung bekannt.

Neben diesem Hauptarbeitsgebiet von Lorentz laufen zahlreiche Untersuchungen in allen Teilen der Physik. Am wichtigsten ist wohl seine Theorie des Zeemaneffekts. Er erhielt Kunde von Zeemans Entdeckung der Verbreiterung einer Spektrallinie durch das magnetische Feld in einer Sitzung der Amsterdamer Akademie am letzten Sonnabend des Oktober 1896; bereits am folgenden Montag teilte er Zeeman seine Erklärung und daraus gezogene Folgerungen mit. Von diesen wurde die Behauptung, daß die Ränder der verbreiterten Linie polarisiert sein müßten, sofort bestätigt. Ueberraschend war das Ergebnis der Berechnung der Masse der schwingenden, lichtemittierenden Teilchen; sie ergab sich um mehr als 1000 mal kleiner als die des Wasserstoffatoms, und damit war das freie, negative Elektron als Träger der Lichtemission erkannt. Seitdem spricht Lorentz in seinen Darstellungen der Elektrodynamik nicht von Ionen, sondern von Elektronen, und wir zählen ihn selbst zu den Begründern der Elektronentheorie. Er hat dieses Gebiet in mehreren zusammenfassenden Büchern und Artikeln, vor allem in der Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften, dargestellt. An Lorentz' Erklärung des Zeemaneffekts knüpft die moderne Entwicklung der Atomphysik unmittelbar an, und wenn auch die Vorstellungen im einzelnen sich gewandelt haben, so ist der Lorentzsche Gedanke doch noch immer maßgebend.

Von anderen Untersuchungen Lorentz' seien Arbeiten über die Grundlagen der kinetischen Gastheorie, über verdünnte Lösungen, über die Kinetik der festen Körper, über Strahlungstheorie genannt. Besondere Hervorhebung verdient seine Elektronentheorie der Metalle (1904), die gerade heute wieder in der neuesten Phase der Entwicklung dieses Gebiets eine Rolle spielt.

Lorentz hat einen großen Einfluß als Lehrer auf die jüngere Physiker-Generation ausgeübt. Aus allen Teilen der Welt kamen junge Forscher nach Leiden, um seine berühmten Vorlesungen zu hören. Lorentz blieb trotz mancher Verlockungen (worunter auch ein Ruf nach München) seiner Universität Leiden treu; als er nach seiner im 70. Lebensjahr erfolgten Emeritierung seinen Wohnsitz in Haarlem nahm, hielt er doch noch als Gastprofessor Vorlesungen in Leiden. Er war der führende Mann der Amsterdamer Akademie und diente seinem Vaterlande durch sein Wissen und sein Organisationstalent. So war er von 1918—1926 Vorsitzender des Zuidersee-Komitees und interessierte sich lebhaft für die großen technischen Probleme, nach seines Meisters Fresnel Vorbild, der sein optisches Können zur Verbesserung der Leuchtfeuer und Leuchttürme ausgenutzt hat.

Mit Göttingen ist Lorentz in engere Verbindung getreten durch eine Reihe von Vorträgen über „alte und neue Fragen der Physik“, die er im Oktober 1910 auf Einladung der Wolfskehl-Stiftung in Göttingen hielt. Ich wurde damals mit der Ausarbei-

tung der Vorlesungen für die Publikation in der physikalischen Zeitschrift beauftragt und kam dadurch in engere Berührung mit seiner eindrucksvollen Persönlichkeit. Was bei seinem Anblick am meisten auffiel, war der Ausdruck seiner Augen, eine merkwürdige Mischung von tiefer Güte mit spöttischer Ueberlegenheit. Dem entsprach auch seine Redeweise, die klar, mild und eindringlich war, aber auch Töne der Ironie enthalten konnte. Lorentz' Wesen war von bezwingender Liebenswürdigkeit; er hatte die Fähigkeit der Menschenbehandlung und Menschenführung in hohem Grade, und so kam es, daß er seit Jahrzehnten der anerkannte Wortführer der Physik bei allen internationalen Zusammenkünften war. Er beherrschte neben seinem Holländisch die Sprachen aller großen Völker und fühlte sich als Denker und Forscher der Menschheit zugehörig. Wie konnte es anders sein, als daß der Ausbruch des Weltkrieges ihn in tiefe Trauer stürzte. Das Zerreißen aller Bande, die die zivilisierte Welt zusammenhielten, bereitete ihm den größten Schmerz. Sein Bestreben blieb es, gerecht zu bleiben und vermittelnd zu wirken. Nach dem Kriege war Lorentz' eifrigstes Bemühen, die internationale Annäherung zu fördern. Seit 1923 war er Mitglied der Völkerbundskommission für intellektuelle Zusammenarbeit und führte seit Bergsons Rücktritt ihren Vorsitz. Das letzte Lebensjahr hat ihm die Freude gebracht, seine Bemühungen um die Herstellung der wissenschaftlichen Internationale von Erfolg gekrönt zu sehen. Bei dem von der italienischen Regierung im Herbst 1927 nach Como berufenen Physikerkongreß zum Gedächtnis von Voltas Todestag vor 100 Jahren war Lorentz anwesend und wurde von den aus der ganzen Welt zusammengeströmten Physikern als Nestor und Princeps verehrt. Bald darauf präsidierte Lorentz dem 5. Conseil Solvay in Brüssel, einer kleinen internationalen Physikertagung, an der zum ersten Male seit dem Kriege wir Deutschen teilnahmen. Es war der höchsten Bewunderung würdig, wie der alte 74 jährige Mann die ungeheuer anstrengenden, langdauernden Sitzungen mit überlegener Beherrschung des Stoffes und aller Weltsprachen lenkte und durch Erläuterungen fruchtbar machte. In diese Woche fiel die hundertste Wiederkehr des Todes von Fresnel, und auf Lorentz' Veranlassung fuhr der ganze Solvay-Kongreß von Brüssel nach Paris, um an der Feier in der Sorbonne teilzunehmen. Die Rede, die er dort auf seinen Meister hielt, war selbst ein Meisterstück, ein Loblied auf den Geist der physikalischen Wissenschaft und ein Glaubensbekenntnis an ihre Zukunft. Wer ihn damals sah und sprechen hörte, in voller körperlicher und geistiger Frische, konnte nicht ahnen, daß er wenige Monate später zu den Toten abberufen werden sollte.

Lorentz' Bedeutung ist, daß er einen Abschnitt der Wissenschaft, die Lehre vom Weltäther, zum Abschluß brachte und eine neue Entwicklung vorbereitete, die zur Relativitäts- und Quantentheorie führte. Er wurde des doppelten Glückes teilhaftig, sein Werk vollendet zu sehen und es zugleich als Fundament neuen Wachstums bewußt zu erleben.

---

# Gedächtnisrede zu Paul de Lagardes 100. Geburtstag

von

**Alfred Rahlfs.**

Paul de Lagarde, dessen 100. Geburtstag wir in diesen Tagen feiern, besaß eine so umfassende Gelehrsamkeit, daß es wohl niemanden gibt, der ihm auf alle seine Arbeitsgebiete zu folgen vermöchte. Unter diesen Umständen ist es keine leichte Aufgabe, die mir als einem seiner letzten Schüler und Fortführer seines Haupt-Lebenswerkes zugefallen ist, in der Gesellschaft der Wissenschaften, der er 15 Jahre lang als eins ihrer eifrigsten Mitglieder angehört hat, die Festrede auf Lagarde als Gelehrten und Lehrer zu halten. Aber da Lagardes wissenschaftliche Werke so zahlreich sind, daß nicht e i n e Stunde, sondern Stunden oder Tage erforderlich wären, wenn man sie alle gehörig würdigen wollte, so ist ohnehin eine starke Beschränkung nötig. Und so will ich nur einen Ueberblick über die Entwickelung des Menschen und Gelehrten Lagarde geben und darin an geeigneten Stellen eine kurze Besprechung einiger seiner wichtigsten oder charakteristischsten Arbeiten einflechten.

Paul de Lagarde oder, wie er ursprünglich hieß, Paul Bötticher ist am 2. November 1827 als ältester Sohn des Gymnasiallehrers Wilhelm Bötticher zu Berlin geboren. Daß es gerade der Allerseelentag war, an dem er das Licht der Welt erblickte, hat er unter Nachwirkung romantischer Jugendeinflüsse gern betont; noch gegen Ende seines Lebens sagt er: „Ich bin am Allerseelentage geboren und erkenne so viele Seelen willig an, als es Seelen gibt; aber außer Beseeltem erkenne ich gar nichts an".

Lagardes Mutter starb 12 Tage nach seiner Geburt im Alter von noch nicht voll 19 Jahren. Ihren Verlust hat er später aufs schmerzlichste empfunden und bis in sein Alter nicht verwinden können. Er suchte sich von ihr, die er nie gekannt, ein möglichst deutliches Bild zu machen und war überzeugt, daß er, wenn er sie behalten hätte, ein ganz anderer, viel reifer und voller entwickelter Mensch geworden wäre. Noch in einem Gedichte, das er im 60. Lebensjahre gedichtet hat, klagt er:

> O Mutter, selbst ein Kind, als du gebarst,
> warum bliebst du mir als Gespielin nicht?
> Ich konnte ja nicht wachsen; denn mit wem?
> Und so bin ich ins Alter Kind geblieben.

Diese Stelle weist zugleich auf einen für Lagarde selbst tiefschmerz-

lichen Punkt in seinem Leben hin: es fehlte ihm das rechte Verhältnis zu seinem Vater.

Der Vater, der Gymnasialprofessor Wilhelm Bötticher am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, hat eine eigenartige Entwicklung durchgemacht. Als Studierender der Theologie und Philologie war er besonders von Schleiermacher beeinflußt und war mit diesem auch persönlich befreundet; Lagarde hat als Kind öfters auf Schleiermachers Schoße gesessen. Aber nach Schleiermachers Tode (1834) wandte sich Bötticher unter dem Einfluß trüber Lebenserfahrungen, wie er in seiner Autobiographie sagt, dem damals immer weiter um sich greifenden orthodoxen Pietismus zu und wurde nun, wie das bei Konvertiten oft vorkommt, mit der Zeit ein immer entschiedenerer Eiferer für die Sache, die er ergriffen hatte. Er trat auch öffentlich für seine Ueberzeugung auf: im letzten Jahrzehnt seines Lebens hat er nicht weniger als 27 populäre Schriften veröffentlicht, in welchen er religiöse und politische Fragen in christlich-konservativem Sinne behandelt, um sein Volk auf die rechten Bahnen zu weisen.

Ferdinand Ranke, der Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums, welcher dem verstorbenen Kollegen einen ausführlichen Nachruf gewidmet hat, spricht von dem „patriarchalischen Worte“ desselben. Mit diesem Ausdruck hat er ihn gewiß treffend gekennzeichnet. Bötticher schaltete in seinem Hause als Patriarch, manchmal wohl auch als Haustyrann, der unbedingte Unterwerfung unter seinen Willen verlangte. Zugleich war er ein strenger Pädagoge, streng gegen sich selbst und gegen andere. Daraus erklärt sich, daß er dem Sohne gegenüber, als dieser auf Schule und Universität die glänzendsten Fortschritte machte, ängstlich jedes Wort der Anerkennung vermied, was diesem Sohne gegenüber eine verkehrte Pädagogik war, da dieser zeitlebens nach Anerkennung geradezu gelechzt hat und durch Anerkennung stets zu neuen, größeren Leistungen angespornt worden ist. Auch hat der Vater mit dem Sohne nie von der verstorbenen Mutter gesprochen; auch das war ein großes Manko, da der Sohn gerade an ihr mit schmerzlicher Sehnsucht hing. Schon diese beiden Umstände werden in dem Verhältnis von Vater und Sohn eine gewisse Kälte erzeugt haben.

Dazu kamen mit der Zeit gewisse Reibungen, die hier nicht im einzelnen zu schildern sind. Nur so viel sei gesagt, daß es zwar nie zu einem offenen Bruch zwischen beiden gekommen ist, daß aber der Sohn, auch mit infolge seiner eigenen überfeinen seelischen Veranlagung, dadurch dem Vater innerlich so entfremdet worden ist, daß er schließlich, wie Frau Lagarde in den schönen Erinnerungen aus dem Leben ihres Mannes sagt, am Sterbebette des Vaters stand „mit dem grausamen Schmerze, über diesen Tod nicht trauern zu können“.

Diese völlige Entfremdung ist auch gewiß der letzte und tiefste Grund gewesen, weshalb der Sohn einige Jahre später sich von seiner Großtante Ernestine de Lagarde, die schon den verwaisten Knaben in seinen ersten Lebensjahren gepflegt hatte, hat adop-

tieren lassen und seit 1854 ihren Namen statt seines Vatersnamens geführt hat.

Wir sehen: Lagarde hat keine leichte Jugend gehabt. Die eigene Mutter tot; die Stiefmutter, die er später bekam, zwar sehr liebevoll, aber für dies liebebedürftige Herz kein voller Ersatz der eigenen Mutter; zum Vater kein rechtes Verhältnis. Was Wunder, wenn der hochbegabte, sensible Knabe sich auf sich selbst zurückzog, und wenn, wie er einmal sagt, Bücher und Träume auf seine Entwicklung stärkeren Einfluß gewannen, als er jemandem, den er liebte, wünschen würde.

Mit 7½ Jahren wurde der Knabe in die Sexta des Gymnasiums, an dem sein Vater Lehrer war, aufgenommen und durchlief die Schule in der normalen Zeit von 9 Jahren, sodaß er Ostern 1844 im Alter von 16½ Jahren zur Universität entlassen werden konnte. Schon in der Schulzeit begnügte sich sein ungestümer Lerneifer nicht mit den im Lehrplan vorgesehenen Fächern, sondern er trieb daneben noch vieles andere. So wurde er als Elfjähriger von einem Bekannten in Hoffmann v. Fallerslebens Horae belgicae eingeführt und trieb später Spanisch und Syrisch, stellte sich aus Jacob Grimms Grammatik ein angelsächsisches Glossar zusammen und studierte mit der größten Begeisterung Grimms deutsche Mythologie.

Auf der Universität studierte er 6 Semester Theologie, 4 in Berlin und 2 in Halle. Von seinen akademischen Lehrern gewannen zwei einen größeren Einfluß auf ihn: der Alttestamentler Hengstenberg und der Dichter und Orientalist Friedrich Rückert.

Ernst Wilhelm Hengstenberg, bekannt als Begründer der Evangelischen Kirchenzeitung, des führenden Organes der neueren Orthodoxie, steht unter den wenigen theologischen Dozenten, welche Lagarde in Berlin gehört hat, bei weitem an erster Stelle. Er war ein Mann nach dem Herzen des Vaters Bötticher, und auch dem Sohne, der damals noch ganz und mit voller Ueberzeugung in den Anschauungen lebte, in denen er erzogen worden war, galt Hengstenberg als „Bekenner“ und als „Ideal eines Theologen“. Lagarde hat sich mit Hengstenberg, dem er nachrühmt, daß er trotz seines schüchternen Aussehens ein mutiger Mann gewesen sei, in seiner Studienzeit und auch nachher gut gestanden. Auseinandergekommen ist er mit ihm erst im Dezember 1849 durch den Fall Waldeck, von dem noch die Rede sein wird. Doch hat er, obgleich er später einen anderen theologischen Standpunkt einnahm und infolgedessen auch anders über Hengstenberg urteilte, seinem einstigen Lehrer seine Anerkennung auch später nicht versagt. Auch macht sich Hengstenbergs Einfluß darin bemerkbar, daß Lagardes Auffassung des Alten und Neuen Testaments — das muß man, glaube ich, sagen, so auffällig es klingen mag — zeitlebens mehr dogmatisch als historisch orientiert gewesen ist. Auch jetzt noch bezeugt das Kreuz auf Lagardes Grabstätte auf unserm Zentralfriedhof seine Abhängigkeit von Hengstenberg, denn der Spruch „Via crucis est via salutis“, den dies Kreuz nach seiner letztwilligen Bestimmung trägt, ist der Spruch, den ihm einst Hengstenberg ins Stammbuch geschrieben hat.

Der Dichter Friedrich Rückert, bis 1841 Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen, gehörte zu den Größen, welche Friedrich Wilhelm IV. bald nach der Thronbesteigung zur Zierde seiner Hauptstadt nach Berlin zog. Rückert hielt jeweils im Winter an der Berliner Universität Vorlesungen und brachte den Sommer auf seinem Landsitz in Neuseß bei Coburg zu. Lagarde hat in den beiden Wintersemestern, die er in Berlin studierte, bei Rückert gehört, zuerst Persisch, dann Arabisch. Ueber seinen Antritt bei Rückert erzählt Lagarde: „Rückert galt für unnahbar; man wußte, er lese nicht gerne. So bereitete ich mir eine persische Anrede an ihn vor, um mich . . . durch sie bei ihm zu empfehlen. . . . . Rückert, eine Riese, sehr vernachlässigt in seiner äußeren Erscheinung, hörte meinen Spruch. Das finstere Gesicht hellte sich auf; ich sah zum ersten Male in die schalkhaft leuchtenden, braunen Augen. 'Das soll wohl Persisch sein? Das ist sehr naturwüchsig. Schreiben Sie Ihren Namen daher!' Ich tat es". Rückert fand dann Wohlgefallen an dem Schüler und gestattete, daß dieser ihn auch außer den Vorlesungsstunden besuche, so oft er wolle. Rückerts Lehrmethode charakterisiert Lagarde als „ein Vorleben des Persischen und Arabischen". „So", sagt er, „lernen wohl Kinder sprechen und sich benehmen, indem Erwachsene vor ihnen sprechen und sich benehmen. Er gab keine Regeln; er erklärte nicht; er verstand die Sachen vor meinen Ohren und Augen und war nicht zu freundlich, wenn ich sie nicht ebenfalls verstand. Ich habe jene Sprachen eigentlich nur dadurch gelernt, daß ich mich Rückert gegenüber schämte, sie nicht zu verstehn; es sah alles so selbstverständlich bei ihm aus, daß ich mir ganz unbeschreiblich schlecht vorkam, wenn ich es nicht wußte".

Schon das Angeführte zeigt, daß Lagarde als Student seine geliebten Sprachstudien fortgesetzt hat. Aber es war nicht nur Persisch und Arabisch, was er trieb, sondern auch noch alle möglichen anderen Sprachen. Auch ging er schon als Student mit allerlei Zukunftsplänen um. Von einem sehr merkwürdigen gibt uns ein in seinem Nachlaß befindlicher Brief von Franz Delitzsch Kunde. Danach hat Lagarde am Anfang seines 5. Semesters daran gedacht, sich so gründlich in die spätere jüdische Literatur einzuarbeiten, daß er Judenmissionare ausbilden könne. Delitzsch, den er dieserhalb um Rat gefragt hat, schreibt ihm: „Ihr missionarischer Zweck hat meinen ganzen Beifall, besonders was die Ausbildung von Missionaren betrifft. Brächte es ein Christ dahin, das Wort vom Kreuz dem Volke der Verheißung in seiner Muttersprache nahezubringen — wie herrlich wäre das". Dann setzt Delitzsch auseinander, wie schwierig die Aufgabe ist, die Lagarde sich stellen will, und daß die bisherigen Versuche, den Juden christliche Bücher durch Uebersetzung ins Hebräische nahezubringen, fast sämtlich gescheitert sind, fügt dann aber hinzu: „ich möchte Sie nicht abschrecken. Ja ich kann Ihnen — ohne zu schmeicheln — versichern, daß die ganze Art und Weise, wie das hebräische Gedicht geschrieben und stilisiert ist, mir es zur Ueberzeugung gebracht hat, daß Sie Ihren Beruf erkannt haben". Lagarde hatte

ihm also ein selbstverfertigtes hebräisches Gedicht als Probe eingeschickt.

Nach Vollendung des akademischen Trienniums arbeitete Lagarde für sich weiter und schlug sich ohne Anstellung durch, so gut es ging. Daß es manchmal nur kümmerlich ging, erzählt Frau Lagarde; wir sehen es auch aus zwei Briefen unsers Göttinger Alttestamentlers Heinrich Ewald in Lagardes Nachlaß, aus denen hervorgeht, daß Ewald, um Lagarde aus bedrängter Lage zu befreien, diesem eine arabisch-hebräische Handschrift für 5 Louisd'or abgekauft hat.

Damals hat Lagarde seine ersten Werke herausgegeben, das erste, die Horae aramaicae, schon wenige Monate nach Abschluß des Trienniums, 2 Monate vor Vollendung des 20. Lebensjahres. Bei den Horae aramaicae, deren Titel den Horae belgicae Hoffmann v. Fallerslebens nachgebildet ist, fällt schon rein äußerlich die Fülle der darin vorkommenden Schriftarten auf: außer Lateinisch und Griechisch noch Hebräisch, Syrisch, Arabisch, Koptisch, Armenisch, Persisch, Pehlewi, Sanskrit; äthiopische Typen waren in der Berliner akademischen Buchdruckerei, die den Druck besorgte, offenbar nicht vorhanden, weshalb das Aethiopische mit hebräischen Buchstaben gesetzt ist.

Ihrem Hauptinhalt nach sind die Horae ein lexikalisches Verzeichnis von 110 persischen, armenischen und indischen Wörtern, die in das Aramäische übernommen worden sind.

Vorausgeschickt sind Bemerkungen über Babylonisches, darin ein längerer Abschnitt über die im Koran vorkommenden Engel Hārūt und Mārūt, deren Namen auf ihr altpersisches Original Khordad und Amerdad zurückgeführt werden. Für diese Entdeckung sprach ihm Eugène Burnouf, einer der bedeutendsten Kenner des Altpersischen, seine volle Anerkennung aus: „Cela est neuf, ingénieux et parfaitement concluant".

In ihrer schriftstellerischen Form zeigen die Horae gewisse Mängel, die für Lagarde charakteristisch sind. Einmal hat er hier, wie fast immer, sich gar nicht bemüht, dem Leser durch äußere Mittel die Uebersicht und das Verfolgen des Gedankengangs zu erleichtern. Andrerseits hat er in beide Teile Ausführungen eingeschoben, die zu dem Thema in gar keiner Beziehung stehn, und die niemand dort suchen wird. So sagt er am Schluß des ersten Teils, nachdem er vorher aus einem bestimmten Anlaß eine Stelle aus der Septuaginta angeführt hat: „Hieraus sieht man, wie nützlich die Septuaginta sein kann, und es ist nur zu bedauern, daß sich niemand um sie kümmert"; und dann führt er, „um auch etwas zum Studium der Septuaginta beizutragen", eine Reihe von Stellen des Psalters auf, an welchen er den gedruckten Text der Septuaginta, zum Teil mit Recht, durch Konjektur oder aus Zitaten des Clemens Alexandrinus verbessert.

Diese Einschiebung von Exkursen an willkürlich gewählten Stellen des Textes hat Lagarde selbst einmal später als ungehörig anerkannt. Nachdem er in seine Anmerkungen zur griechischen Uebersetzung der Proverbien einen syrischen Text eingeschoben

hat, der mehr als eine Seite einnimmt, bittet er in einer Anmerkung, dies als Nachtrag zu seiner Ausgabe des Hippolytus anzusehen, und fährt dann fort: „ich will außerdem in einer Anmerkung eingestehen, daß ich die Gelegenheit das Obenstehende abzudrucken mit den Haaren herbeigezogen habe". Aber gelassen hat Lagarde von dieser Praxis nicht, ja er hat sie später noch insofern ausgebaut, als er leere Seiten, die beim Druck irgendeines Werkes übrigblieben, zur Mitteilung von irgendwelchen Forschungsergebnissen benutzte, z. B. eine freie Seite in seiner Ausgabe des koptischen Psalters zur Mitteilung seiner Deutung des Titels „Messias", die letzten Seiten seiner Ausgabe eines lateinischen Psalters zu kleinen Abhandlungen über die Namen „Jahwe", „Sabbat" u. dgl. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß derartige Ausführungen manchmal ganz unbeachtet geblieben sind.

Von den Horae gab Lagarde im folgenden Jahre 1848 eine stark umgearbeitete und veränderte Ausgabe heraus, und dann machte er im Juni 1849 sein Doktorexamen mit einer Dissertation über die arabische Farbenlehre.

Im Dezember desselben Jahres trat eine große Wandlung in Lagardes Innern ein. Den Anstoß zu ihr gab der Prozeß Waldeck, den er selbst als den Wendepunkt seiner politischen und religiösen Anschauungen bezeichnet. Der Berliner Obertribunalsrat Waldeck, ein hervorragendes Mitglied der Linken im preußischen Landtag, war im Mai auf Grund gewisser Briefe als Mitwisser einer revolutionären Verschwörung verhaftet worden. Im Laufe des Prozesses stellte sich jedoch heraus, daß jene Briefe von politischen Gegnern Waldecks gefälscht worden waren, und Waldeck wurde aus der Haft entlassen. Dieser Ausgang des Prozesses versetzte Lagarde in ungeheure Erregung. Er, der auch in der Politik zeitlebens keinen Verstoß gegen die Grundgesetze der Ethik duldete, erkannte damals, wie er sagt, den sündigen Willen bei seinen bisherigen konservativen Freunden und wurde in wenigen Tagen mit Leidenschaft ein anderer Mensch. Durch diesen Prozeß ist Lagarde mit seinem alten Lehrer Hengstenberg auseinandergekommen. „Hengstenberg", erzählt er, „verteidigte den gegen Waldeck geführten Prozeß, während ich gerade als Konservativer nicht stark genug meinen Ekel vor den Buben ausdrücken konnte, welche diesen Schandfleck auf die Ehre der preußischen Staatsanwaltschaft geworfen haben". Nun löste sich Lagarde von dem politisch und theologisch konservativen Standpunkte, den er bisher infolge seiner Erziehung eingenommen hatte. Aber er ging nicht zum politischen und religiösen Partei-Liberalismus über, sondern schuf sich seine eigene, überparteiliche Position. Darauf kann hier nicht näher eingegangen werden, doch sei wenigstens eine Stelle aus einem Briefe angeführt, den Lagarde etwa 8 Monate später geschrieben hat: „Ich fürchtete oft, die Kämpfe, die es mich gekostet mich vom Pietismus loszuarbeiten, möchten der Wärme der Frömmigkeit bei mir Eintrag tun mehr, als sie es getan. Diese meine heidenchristliche Religion ist jetzt mein einziger Zufluchtsort und

beruhigt mich, wie ein Kind das Mutterauge beruhigt, das es anblickt, und der Mutterarm, der es trägt".

Vier Monate nach dem Falle Waldeck starb Lagardes Vater. Bald darauf siedelte Lagarde nach Halle über. Dort habilitierte er sich 1851 mit einer sprachwissenschaftlichen Schrift, den „Arica", in der philosophischen Fakultät für orientalische Sprachen und Altes Testament.

Die Habilitation war ihm dadurch ermöglicht worden, daß er 1849 dank Hengstenbergs Fürsprache das Berliner Säkularstipendium für 2 Jahre bekommen hatte. Aber bald nach der Habilitation war dies Stipendium abgelaufen, und schon nach dem ersten Dozentensemester erhob sich für Lagarde die beängstigende Frage: wovon nun leben? Die Vorlesungen, die er hielt, warfen der Natur der Sache nach kein oder so gut wie kein Honorar ab, und seine von der großen Heerstraße abliegenden Bücher, die er auf eigene Kosten drucken lassen mußte, ergaben eher ein Defizit als einen Ueberschuß, Privatdozenten-Stipendien aber, wie sie seit einigen Jahrzehnten eingeführt sind, gab es damals noch nicht. So geriet Lagarde bald in die größte Bedrängnis. Im April 1852 vor Beginn seines 2. Dozenten-Semesters unternahm er verschiedene Schritte, um zu Existenzmitteln zu kommen, aber lange ohne Erfolg. Er geriet dadurch in die äußerste Verzweiflung und flüchtete sich endlich in der 2. Hälfte des August zu seinem alten Lehrer und Freunde Rückert. Dieser hatte ihm im Juli geschrieben: „Wollen Sie sich nicht einmal wieder bei mir einstellen? aber dann nicht so im Wirbelwind, wie das letzte Mal, wo Ihr Kommen und Gehn mir noch immer ein Rätsel ist". Dieser Einladung folgte Lagarde jetzt und blieb 14 Tage in Neuseß. Er selbst sagt darüber später: „über eine der schwersten Zeiten in meinem Leben hat Rückert mich, als ich in sein Haus Trost suchend geflüchtet war, mit so linder, weiser Hand hinübergeführt, daß ich es ihm nie vergessen werde". Getröstet und auch auf einen Fehlschlag gefaßt kehrte Lagarde Ende August nach Halle zurück und erhielt dort bald darauf die frohe Kunde, daß der eine der unternommenen Schritte doch geglückt war. Christian Karl Josias v. Bunsen, damals preußischer Gesandter in London, ein sehr vielseitig interessierter Gelehrter, der durch seine Werke über Ignatius von Antiochia und Hippolytus von Rom das Wissen um die alte Kirchengeschichte sehr gefördert hat, hatte bei Friedrich Wilhelm IV. für Lagarde ein Stipendium von 1000 Talern erwirkt, für welches dieser im Oktober 1852 nach London ging und dort als Gesandtschafts-Attaché und wissenschaftlicher Hilfsarbeiter Bunsens ein Jahr lang blieb. — Auf der Reise nach London ist Lagarde zum erstenmal nach Göttingen gekommen und hat an der damals gerade hier tagenden Philologen-Versammlung teilgenommen, wobei er besonders Ewald und Benfey näher trat.

Lagarde kam nach London mit einem großen Plane, den er auch Bunsen vorher mitgeteilt hatte, und auf den hin Bunsen ihm das Stipendium verschafft hatte: er plante eine kritische Ausgabe des Neuen Testaments. Dieser Plan war nicht ganz neu. Schon

seit mehreren Jahren hatte sich Lagarde mit dem Gedanken einer Ausgabe des Neuen Testaments beschäftigt und als Vorarbeit dazu in der letzten Zeit auch schon die koptische Uebersetzung der Apostelgeschichte und der neutestamentlichen Briefe herausgegeben. Aber jetzt hatte jener Gedanke eine feste Form angenommen: Lagarde wollte das Neue Testament auf Grund der orientalischen Uebersetzungen, nämlich der syrischen, koptischen, armenischen und äthiopischen, herausgeben. Er wollte also seine vielseitigen orientalischen Sprachkenntnisse, die er bisher vor allem für grammatische und lexikalische Arbeiten verwertet hatte, nunmehr in den Dienst einer großen Aufgabe stellen, die reichen Ertrag versprach, und die sich gerade für ihn eignete, weil er alle jene Uebersetzungen im Original benutzen konnte, was keinem anderen möglich war. Für die Ausführung dieses Planes aber war London besonders geeignet, weil das British Museum in den letzten Jahrzehnten große Schätze alter syrischer Handschriften erworben hatte, darunter die berühmte Handschrift einer altertümlichen Uebersetzung der Evangelien, die nach ihrem Herausgeber als Syrus Curetonianus bezeichnet wird. Lagarde hatte nun vorher Bunsen, der mit Cureton befreundet war, um Auskunft gebeten, ob er jene alten syrischen Handschriften werde benutzen können, und Bunsen hatte ihm geantwortet, Cureton habe nur die genannte Evangelien-Handschrift, die er herausgeben wollte, mit Beschlag belegt, die übrigen syrischen Handschriften dagegen würden Lagarde zur Verfügung stehn. Als aber Lagarde nach London kam, zeigte sich, daß dem doch nicht so war, daß vielmehr Cureton alle für Lagarde in Betracht kommenden syrischen Handschriften mit Beschlag belegt hatte. So sah sich Lagarde, der ohne die syrischen Handschriften nichts machen konnte, zu seinem großen Bedauern genötigt, auf die Ausführung seines Plans zu verzichten.

Hier hat Lagarde in der Tat ganz besonderes Unglück gehabt. Er hatte einen wirklich großen und verheißungsvollen Plan entworfen, den nur er auszuführen vermochte, und dieser Plan wurde dadurch zuschanden, daß ein anderer, der eine viel geringere Arbeitskraft besaß als Lagarde, und der schließlich nach langer Frist doch weiter nichts herausgegeben hat als den nach ihm genannten Syrus Curetonianus, ihn nicht an das Material, das er für seine Arbeit brauchte, herankommen ließ. Trotzdem hat Lagarde seinen Plan nicht ganz aufgegeben. Er hat einige Jahre später als Gymnasiallehrer ein Schulprogramm über seinen Plan einer Ausgabe des Neuen Testaments auf Grund der orientalischen Uebersetzungen geschrieben. Aber als die Aussichten auf eine Möglichkeit der Durchführung des Plans lange Zeit nicht besser wurden, ist er schließlich zum Alten Testament übergegangen und hat die LXX (Septuaginta) in Angriff genommen.

Als Lagarde, in London angekommen, sich so von seinem Ziele abgedrängt sah, warf er sich auf andere syrische Handschriften, die er im British Museum vorfand, und hat dann in London und in Paris, wohin er für 7 Wochen hinüberfuhr, eine größere Zahl wichtiger syrischer Texte abgeschrieben. Unter diesen stand an

Bedeutung allen voran die Didascalia, die er in Paris abschrieb, und mit der er Bunsen eine ganz besondere Freude machte. Diese Didascalia ist eine ältere Fassung der schon lange bekannten apostolischen Konstitutionen, das älteste umfangreichere kirchenrechtliche Werk, das wir besitzen, aus der Mitte des III. Jahrh. Das Verdienst diese Didascalia entdeckt zu haben kommt ganz und gar Lagarde zu. Die betreffende syrische Handschrift war schon mehr als ein Jahrhundert in Paris, aber niemand hatte ihren Wert erkannt. Mit Recht schrieb Lagarde darüber aus Paris an die Braut: „Ich habe eine Entdeckung von der äußersten Wichtigkeit gemacht, wichtiger als alles, was ich bisher in Paris und London getan, zusammengenommen, die auch Bunsen sehr in die Augen scheinen wird: nämlich den Nachweis einer älteren echten Sammlung des apostolischen Kirchenrechts. Die jetzige ist ein elender Betrug. Und das Aktenstück haben eine Menge Gelehrte, auch jüngst einige Deutsche, in Händen gehabt, beschrieben (angeblich) und haben es doch nicht entdeckt". Lagarde hat dann dies Werk für Bunsens Analecta Ante-Nicaena ins Griechische übersetzt, und er wollte es nach der Heimkehr eigentlich noch einmal bearbeiten und einen verbesserten griechischen Text herausgeben. Dazu ist es leider nicht gekommen. Nur den syrischen Text hat er 1854 in seinem ersten Gymnasiallehrer-Jahre herausgegeben und damit zunächst keine Anerkennung gefunden. Lagarde, dessen Textausgaben überhaupt ein Muster peinlichster Genauigkeit sind, hatte damals den syrischen Text ganz genau herausgegeben, so genau, daß neuerdings Mrs. Gibson, welche die ganze Handschrift für ihre eigene Ausgabe nachverglichen hat, so gut wie keinen Fehler gefunden hat. Aber er hat, was ja vielleicht eine Uebertreibung der Genauigkeit war, auch offenkundige Fehler der Handschrift nicht verbessert, obwohl er sie natürlich bemerkt hatte. Er hat also, wie er einmal sagt, die Handschrift photographisch treu herausgegeben. Da er nun den syrischen Text als verheirateter Probekandidat auf eigene Kosten drucken ließ, reichten seine geringen Einnahmen nicht hin, und er lieh von einem Maurerpolier Knak, dessen Namen er dankbar in einer seiner Schriften nennt, Geld, um die Kosten des Drucks zu bestreiten. Als der Druck aber fertig war, wandte er sich an den Kultusminister v. Raumer mit der Bitte um eine Druckunterstützung und legte ein Exemplar der Didascalia bei mit dem Ersuchen, dasselbe durch den bekannten Kenner des Syrischen, Prof. Bernstein in Breslau, begutachten zu lassen. Dessen Urteil fiel aber wegen der Nichtverbesserung der Fehler der Handschrift recht ungünstig aus, und so bekam Lagarde eine wenig schmeichelhafte Antwort, die als Beispiel der Verständnislosigkeit der Zeitgenossen angeführt zu werden verdient. Es hieß darin von Professor Bernstein: „Derselbe erkennt das Verdienst an, daß durch die Herausgabe der Schrift die syrische Literatur um ein gedrucktes Buch bereichert sei, mißbilligt es aber, daß Schreibfehler der Handschrift nicht selten getreu wiedergegeben sind, was durch Berücksichtigung des griechischen Grundtextes, von dessen Vorhandensein

er [nämlich Bernstein] keine Kenntnis bei Ihnen vermutet, leicht hätte vermieden werden können". Bernstein ahnte also nicht, daß Lagarde selbst den griechischen Grundtext in Bunsens Analecta Ante-Nicaena herausgegeben hatte, und Lagarde bekam nur „mit Rücksicht auf seine bedrängte Lage" eine Unterstützung von 30 Talern. Ganz anders lautet das Urteil der Nachwelt, wie schon der Umstand beweist, daß von „dem gedruckten Buche, um das Lagarde die syrische Literatur bereichert hat", in den Jahren 1902—1905 vier Uebersetzungen erschienen sind, eine deutsche, eine lateinische, eine englische und eine französische.

Aus London im Herbst 1853 nach Halle zurückgekehrt, glaubte Lagarde Aussicht auf eine Anstellung als außerordentlicher Professor zu haben, und er war in dieser Hoffnung auch wohl von Bunsen bestärkt worden. Aber es wurde nichts daraus, und so trat Lagarde Ostern 1854 in den Berliner Schuldienst ein.

Es wurde ihm, der kurz zuvor noch in den vornehmsten Kreisen Englands verkehrt hatte, anfangs nicht leicht, sich in die ganz anderen Verhältnisse eines Lehrerkollegiums hineinzufinden. Mit bissigem Sarkasmus schildert er in einem Briefe, den er bald nach dem Schulanfang geschrieben hat, seine ersten Gefühle beim Eintritt in das Kollegium: „Neulich in der Konferenz konnte ich ein bittres Lächeln nicht unterdrücken, als ich mich in dieser Gesellschaft sah. Die Perückenstöcke wechselten mit Unteroffizieren ab; bald näselte ein Jude, bald drillte ein Korporal vor meinen entsetzten Ohren, und 'der vornehme Engländer' steht allein, so sehr er sich nähert, da das Pack zu sehr geniert wird". Aber gar bald wußte er sich seine Stellung zu verschaffen und kam auch mit manchen Kollegen in ein freundschaftliches Verhältnis.

Lagarde hat oft geklagt, daß er in seiner 12jährigen Lehrerzeit „Mädchen für alles" habe sein müssen. Und in der Tat hat er in fast allen Fächern, außer den naturwissenschaftlichen, unterrichtet. Sobald er als Probekandidat eintrat, bekam er unter anderem den französischen Unterricht in Prima und Obersekunda in Vertretung eines erkrankten Gymnasial-Professors und arbeitete sich nun so in das Französische ein, daß er es später ebenso fließend sprach wie Deutsch. Ueberhaupt hatte er auch für das S p r e c h e n fremder Sprachen eine ungewöhnliche Begabung; auch Englisch und Italienisch sprach er wie seine Muttersprache. Neben den Pflichtstunden an der Schule gab er in den ersten 6 Jahren noch viele Privatstunden, um für sich und seine Frau, die er unmittelbar vor dem Eintritt in den Schuldienst geheiratet hatte, den Lebensunterhalt zu verdienen, sodaß er oft 40 Stunden in der Woche zu geben hatte. Von 1860 ab konnte er die Privatstunden aufgeben, da er von seiner Adoptivmutter Ernestine de Lagarde ein kleines Vermögen geerbt hatte.

Aber neben dem Schul- und Privatunterricht hat er immer, soweit es ging, auch seine wissenschaftlichen Arbeiten fortgesetzt und in den 12 Jahren 2 Schulprogramme und 16 Bücher publiziert.

Als Lehrer bewährte sich Lagarde so, daß ein Provinzialschulrat, nachdem er in seinen Lehrstunden mehrmals hospitiert

hatte, ihn schon in seinem Probejahr nach Frankfurt an der Oder in eine bessere Stelle bringen wollte. Aber damit drang er nicht durch, und Lagarde blieb stets in untergeordneten Stellungen. Schließlich allerdings wurde ihm vom Stadtschulrat der Stadt Berlin eine erste Oberlehrerstelle angeboten, aber an einer neu zu errichtenden Realschule 2. Ordnung, die vorläufig nur bis Quarta gehn sollte. Dieser geradezu unglaubliche Fehlgriff der Schulverwaltung stieß dem Faß den Boden aus. Lagarde richtete mit Hilfe des ihm befreundeten Generals Heinrich v. Brandt eine Immediateingabe an den König Wilhelm I. und erhielt von Ostern 1866 ab zunächst 3 Jahre Urlaub, die er zum größten Teil in Schleusingen in selbstgewählter Einsamkeit zugebracht hat, und wurde dann zu Ostern 1869 als Nachfolger Heinrich Ewalds nach Göttingen berufen, wo er den Rest seines Lebens zugebracht hat.

Es ist früher erwähnt, daß Lagarde die von ihm anfangs geplante Ausgabe des Neuen Testaments unter dem Zwange widriger Verhältnisse schließlich aufgegeben hat und zur LXX-Arbeit übergegangen ist. Dieser Uebergang wurde vor allem dadurch veranlaßt, daß der Clarendon Press in Oxford ihm im Juni 1861 die zu Anfang des 19. Jahrh. erschienene große LXX-Ausgabe von Holmes und Parsons in 5 Foliobänden schenkte. Hiermit bekam Lagarde eins der wichtigsten Hilfsmittel in eigenen Besitz und wurde zugleich dadurch hoch erfreut und sehr ermutigt, daß man in England seine Arbeit anerkannte und zu fördern suchte. Sogleich begab er sich ans Werk und brachte im Frühjahr 1863 seine „Anmerkungen zur griechischen Uebersetzung der Proverbien" heraus, von welchen eine neue Epoche der LXX-Forschung datiert. Von da an ist die LXX-Arbeit Lagardes Haupt-Lebensarbeit geblieben und hat ihn, wenn auch durch andere Arbeiten unterbrochen, bis an sein Lebensende begleitet. Die LXX-Arbeit war es auch, für die er vom Könige Urlaub erbat und erhielt.

Lagarde hat aber gerade mit der LXX-Arbeit viel Unglück gehabt. Gerade als die Arbeit in etwas größerem Stile beginnen sollte und der Kultusminister v. Mühler, verständnisvoll von seinem vortragenden Rate, dem Orientalisten Justus Olshausen, beraten, Mittel dafür zur Verfügung gestellt hatte, brach der deutsch-französische Krieg von 1870/71 aus und machte für mehrere Jahre den deutschen Gelehrten die wichtige Pariser Bibliothek unzugänglich. Lagarde ließ daher die LXX-Arbeit einige Jahre ganz liegen und wandte sich anderen Arbeiten zu, für die er das Material in Deutschland selbst finden konnte. 1874 begann er jedoch wieder mit der LXX, sammelte Material und gab orientalische Uebersetzungen der LXX heraus, machte auch einige Anläufe, die LXX-Ausgabe selbst in Angriff zu nehmen, aber ohne Erfolg. Endlich, 1881, bekam er eine Geldunterstützung aus England. Durch diese angefeuert, brachte er 1883 wirklich einen Band heraus, der eine bestimmte Form der LXX, die sog. Lukian-Rezension der erzählenden Bücher des Alten Testaments, enthalten sollte. Aber er hatte die Arbeit zu schnell erledigt, und so war seine angebliche Lukian-Rezension in der 1. Hälfte seines Bandes gar nicht die Lukian-

Rezension. Alle Ansätze aber, die er später noch machte, haben noch weniger zum Ziele geführt; ja die betreffenden Arbeiten sind sämtlich bald nach dem Beginn des Druckes abgebrochen und unvollständig herausgegeben.

Dieser Mißerfolg erklärt sich vor allem aus Lagardes Naturanlage und seiner damit zusammenhängenden eigentümlichen Arbeitsweise. Bei all' seinen umfassenden Kenntnissen auf allen möglichen Gebieten, bei seiner schier unglaublichen Arbeitskraft fehlte ihm eins, worin nach dem Sprichwort der Meister sich zeigen soll: er konnte sich nicht beschränken. Wie er in seiner Jugend ohne Wahl alle Sprachen trieb, deren er habhaft werden konnte, und nur durch Rückerts Warnung davor behütet wurde, daß er sich auch auf das Finnische einließ, so hat er später die allerverschiedensten Dinge nebeneinander getrieben. In den zwei Jahren, in denen er die Ausgabe des Lukian-Textes der LXX machte, hat er daneben noch vier andere umfangreiche Textausgaben drucken lassen, eine lateinische, eine hebräische, eine arabisch-spanische und eine koptische, und das in einer Zeit, wo er außerdem noch zwei wissenschaftliche Reisen nach Italien machte und das Dekanat der philosophischen Fakultät mit der größten Liebe und Sorgfalt verwaltete. Fürwahr, Lagarde hat nicht unrecht, wenn er sagt, er habe Jahre hindurch für 20 Mann geschafft. Aber es versteht sich auch, daß selbst ein Lagarde bei dieser atemlosen Arbeitshast nicht die Zeit gefunden hat, um seine LXX-Arbeit so ausreifen zu lassen, wie es hätte geschehen müssen. In der Tat hat er, der meistens Texte auf Grund einer einzigen Handschrift herausgab und mit einer fast beispiellosen Sorgfalt herausgab, bei dieser weitschichtigeren Arbeit sich nicht die Zeit gelassen, das ganze Material erst gründlich durchzuarbeiten, sondern er hat den Text sofort nach seiner Abschrift einer Handschrift setzen lassen und erst bei der Korrektur der Druckbogen aus den übrigen Handschriften die Lesarten, welche er für besser hielt, eingesetzt.

Aber wir müssen, um ganz gerecht zu urteilen, auch noch etwas anderes beachten: die Arbeitsbedingungen waren zu Lagardes Zeit unendlich viel ungünstiger als heutzutage. Manche wichtige Handschrift, die wir jetzt bequem benutzen können, war zu Lagardes Zeit noch gar nicht bekannt oder unzugänglich. Und vor allem mußte Lagarde, wenn er ausländische Handschriften benutzen wollte, ins Ausland reisen und sie unter vielen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen an Ort und Stelle durcharbeiten, während wir jetzt mit Hilfe der Schwarz-Weiß-Photographie das ganze Material in Göttingen sammeln und in aller Ruhe durcharbeiten können. Hätte Lagarde unter den jetzigen Bedingungen gearbeitet, so würde er auch ganz anderes haben leisten können.

Aber wenn Lagarde in der LXX-Forschung auch keine abschließende Arbeit zustande gebracht hat, so hat er doch den Weg gewiesen, den noch wir, wenn auch mit manchen Abänderungen, verfolgen. Und so können wir in bezug auf die LXX aus voller Ueberzeugung das aussprechen, was er am Schluß seiner Gedichte als Ausdruck des Dankes von den später Lebenden erwartet:

„Wär' Er nicht Er gewesen,
so ständen wir nicht hier".

Lagarde, der manchmal ganz merkwürdig treffende Urteile auch über sich selbst gefällt hat, sagt an einer schon eingangs zitierten Stelle seiner Gedichte, er sei ins Alter Kind geblieben. Das ist fraglos richtig: Lagarde ist zeitlebens eine in vielen Beziehungen kindliche Natur geblieben.

Das hatte natürlich seine Schattenseiten, die auch für ihn selbst verhängnisvoll geworden sind. Er berechnete oft nicht, welchen Eindruck seine Aeußerungen auf andere machen mußten, und schrieb daher manches Wort, das er besser nicht geschrieben hätte. Besonders urteilte er, dem es überhaupt schwer fiel sich zu mäßigen, oft übermäßig scharf über Fachgenossen und verdarb es dadurch mit manchen, die doch im Grunde dieselben Ziele verfolgten wie er. Dafür hat er selbst einmal eine öffentliche Generalbeichte abgelegt. Es war im Frühjahr 1866. Lagarde hatte den ihm vom Könige bewilligten Urlaub angetreten und konnte sich nun nach Herzenslust und ohne materielle Sorgen seinen geliebten Studien widmen. Da überkommt ihn ein Glücksgefühl sondergleichen, und er schreibt am Schluß der Vorrede zu seinen Gesammelten Abhandlungen: Alles, was ich jetzt Gutes genieße, „tritt mir vor die Seele und läßt mich als so Gesegneten jedes harte Wort bedauern, das ich je und das ich auch noch in diesem ... Buche gesagt habe. Ungerecht bin ich meines Wissens gegen niemanden gewesen; aber der Sache, welcher ich durch Nichtverschweigen des in meinen Augen besonders Tadelnswerten dienen wollte, habe ich vielleicht auch durch gerechten Tadel ihrer anderen Diener mehr geschadet als genützt. Das ist jetzt nur noch durch ein offenes Bekenntnis des Bedauerns einigermaßen gutzumachen".

Daß Lagarde zeitlebens Kind geblieben, zeigt sich auch darin, daß er sich wie ein Kind über jede Anerkennung freute, selbst wenn sie von Leuten kam, die seines Geistes keinen Hauch verspürt hatten. So hat er auch den Titel Geh. Reg.-Rat, den er beim 150jährigen Jubiläum der Georgia Augusta bekam, als Zeichen der Anerkennung mit großer Freude begrüßt und voll Stolz geführt. Auch ängstigte sich dieser Mann, der von seinen Leistungen im Tone höchsten Selbstbewußtseins sprechen konnte und daher manchen als hoffärtig erschien, andrerseits oft darum, ob seine Bücher auch gut seien, wie er z. B. nach dem Erscheinen der „Gesammelten Abhandlungen" an seine Frau schrieb: „Das infame Buch hat mich diese Nacht wieder recht gequält: ob es auch gut ist". Daher war ihm jede lobende Rezension eines seiner Werke eine besondere Freude; darum empfand er es oft so schmerzlich, wenn seine Bücher, wie er später in verbitterter Stimmung gern sagte, „totgeschwiegen" wurden.

Vor allem aber zeigte sich, daß er Kind geblieben, in seinem Verhältnis zu den Kindern. Es hat kaum je einen größeren Kinderfreund gegeben, als den selbst kinderlosen Lagarde.

Diese Liebe zu den Kindern war es auch, die ihn sehr bald nach seinem Eintritt in den Schuldienst zu einem sehr beliebten

Lehrer machte. Streng auf Ordnung und Disziplin haltend, thronte er doch nicht als Juppiter tonans über der zitternden Klasse, sondern verkehrte mit seinen „lieben Jungen" als Freund und väterlicher Berater, der sie auf den rechten Weg weisen wollte. So fand er auch seinerseits bei seinen Schülern volles Verständnis und die treueste Anhänglichkeit. Davon legen die Schülerbriefe, die Lagarde aufbewahrt hat, beredtes Zeugnis ab. Nur einiges sei daraus angeführt. Zu Neujahr 1864 schreibt ihm ein Schüler: „Hochgeehrter Herr Doktor! Da ich durch Krankheit verhinderr war, am Schluß der Schule Sie noch einmal zu sehen, ich Sie abet lieb habe, so sende ich Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahre und bitte denselben mir nicht übel zu nehmen. Ihr gehorsamer Schüler H. L." Nach Lagardes Fortgang von Berlin schreibt ein anderer: „Es ist gar nicht mehr so nett, seitdem Sie fort sind. Sie waren zwar nicht sehr nachsichtig, jedoch waren Ihre Stunden sehr amüsant, und sehne ich mich schon jetzt nach Ihnen zurück. Hoffentlich geht es Ihnen in Schleusingen ebenso, und beeilen Sie sich man, Ihre LXX zu vollenden, damit Sie recht bald zu uns zurückkehren können". Ein anderer ruft aus: „Wenn wir doch Sie, den optimum omnium, noch hätten!" Wieder ein anderer schreibt: „Die alte Gemütlichkeit, die uns Ihre Stunden so versüßte, ist eigentlich gar nicht mehr zu finden". Später, als in Berlin verlautete, Lagarde wolle dorthin zurückkehren, gibt ein Schüler seiner Freude darüber Ausdruck und fügt hinzu: „Da hat man denn doch wieder einen Menschen, mit dem man gemütlich und offen plaudern, und dem gegenüber man sich aussprechen kann". Lagarde beschränkte seinen Verkehr mit den Schülern auch nicht auf die Schulstunden, sondern machte mit ihnen Ausflüge und lud sie auch wohl einmal zu sich ins Haus ein. Ein Schüler schreibt: „Recht oft habe ich an Sie gedacht, wie Sie immer so schöne Partien mit uns machten"; es ist derselbe Schüler, den Lagarde einige Jahre vorher am Ende eines langen Ausflugs, als er nicht mehr recht mitkonnte, unter allgemeinem Jubel eine Strecke lang getragen hatte.

Dieselben Eigenschaften, die Lagarde als Gymnasiallehrer ausgezeichnet hatten, machten ihn auch als Universitätslehrer für die allerdings sehr kleine Schar derer, die ihm nähertraten, so anziehend. Als Illustration dafür will ich nur einiges aus meinen eigenen Erlebnissen erzählen.

Ich habe bei Lagarde zuerst in meinem 5. Semester gehört, und zwar Syrisch. Lagarde hatte diese Vorlesung für Hermann Gunkel angekündigt und erwartete, nur ihn in dem minimalen Hörsaal, in welchem er solche Vorlesungen hielt, vorzufinden. Beim Eintreten sah er auch mich da sitzen, schoß auf mich zu und fragte: „Was wollen Sie denn hier?" Bestürzt erwiderte ich, ich wolle Syrisch hören. Darauf Lagarde: „Was wollen Sie denn damit?" Nun sagte ich, ich hätte gehört, daß Kenntnis des Syrischen für die Erklärung der Bibel und für die alte Kirchengeschichte nützlich sei, und da ich mich als Theologe für beides sehr interessiere, hätte ich es für zweckmäßig gehalten, auch

Syrisch zu lernen. Darauf gestattete mir Lagarde, vorläufig dazubleiben, bestellte mich aber in sein Haus, wo er mit mir noch weiter darüber sprechen wolle. Nicht ohne Herzklopfen meldete ich mich dort; er sprach mit mir eingehender über meine Arbeiten und meine Absichten und gab mir dann, durch diese Aussprache offenbar befriedigt, endgültig die Erlaubnis, an der Vorlesung teilzunehmen.

Lagardes Unterricht fesselte mich dann sehr, und auch er fand Gefallen an mir. So besuchte er mich am Ende des Semesters, als ich krankheitshalber sein Kolleg nicht besuchen konnte, auf meiner Studentenbude, um sich nach meinem Ergehen zu erkundigen, und schickte mir dann am folgenden Tage 11 Bände seiner Werke zu meiner weiteren Ausbildung.

Als ich am Anfang des folgenden Semesters wieder nach Göttingen kam, hatte Lagarde einen ganzen Zukunftsplan für mich entworfen, der darauf hinauslief, ich sollte das Doktorexamen, dessen Thema er schon bereit hielt, machen und später suchen, Inspektor des hiesigen Theologischen Stiftes zu werden, was dann auch alles so geschehen ist.

Lagarde hat sich dann meiner stets auf das liebevollste angenommen. Nur einmal wurde er ernstlich böse. Im 1. Semester meines Stiftsinspektorats hatte ich bei Lagarde Arabisch gehört, und nun hatte er für das folgende Semester Fortsetzung des Arabischen angekündigt. Nun las in diesem Semester auch Kielhorn Sanskrit, und da ich mich schon seit langem für diese Sprache interessiert hatte, bat ich Kielhorn um die Erlaubnis dieses Kolleg zu hören und besuchte auch die erste Stunde desselben. Kurz darauf trafen sich Kielhorn und Lagarde, die nicht weit voneinander wohnten und sehr befreundet waren, auf der Straße, und Kielhorn erzählte Lagarde sehr erfreut, daß ich nun auch bei ihm höre. Darauf wurde ich zu Lagarde zitiert, und es setzte ein tüchtiges Donnerwetter: bisher habe er noch immer an meinen Verstand geglaubt, aber daß ich jetzt auch Sanskrit treiben wolle, lasse ihn daran zweifeln. Ich wandte ein, er habe doch selbst früher Sanskrit getrieben; aber darauf ging er gar nicht ein, sondern erklärte, ich könne ja, wenn ich durchaus wolle, bei Kielhorn hören, aber dann würde er nicht für mich lesen. Es blieb mir also nichts übrig, als zu Kielhorn zu gehen und mich bei ihm wieder abzumelden, was dieser dann sehr bedauerte. Ich kann nicht leugnen, daß ich damals zuerst sehr böse über Lagardes Tyrannei war. Später aber habe ich eingesehen, daß er ganz Recht hatte, und daß er mich durch sein energisches Eingreifen vor schädlicher Zersplitterung bewahrt hat.

Mehrere Jahre lang habe ich das Glück genossen, im Lagardeschen Hause uneingeladen und ohne vorherige Anmeldung zum Abendessen mit ihm und seiner Frau kommen zu dürfen. Diese Stunden waren immer höchst anregend und genußreich. Hier gab er sich völlig ungezwungen, plauderte von allem möglichen und besprach mit mir auch alles, was sich auf meine persönlichen Verhältnisse bezog. So war ich bei ihm noch kurz vor dem Ende.

Es war ihm wegen der bevorstehenden Darmkrebs-Operation eine besondere Diät verordnet, und es fiel mir auf, daß er, der sonst einen guten Appetit hatte, nur wenig aß. Ich fragte nach dem Grunde, erhielt aber eine ausweichende Antwort. Nach dem Essen ließ uns Frau Lagarde allein, und Lagarde zeigte mir seine im Druck befindlichen Werke und setzte mir auseinander, wie er sich die Fortführung derselben dachte. Das fiel mir auf, weil er derartiges sonst nie getan hatte. Aber ich ahnte nichts von der tödlichen Krankheit, und so dachte ich nicht weiter über jene auffällige Auseinandersetzung nach, die ich übrigens bei der Fülle des mir zum Teil noch fremden Stoffs auch nur teilweise verstanden hatte.

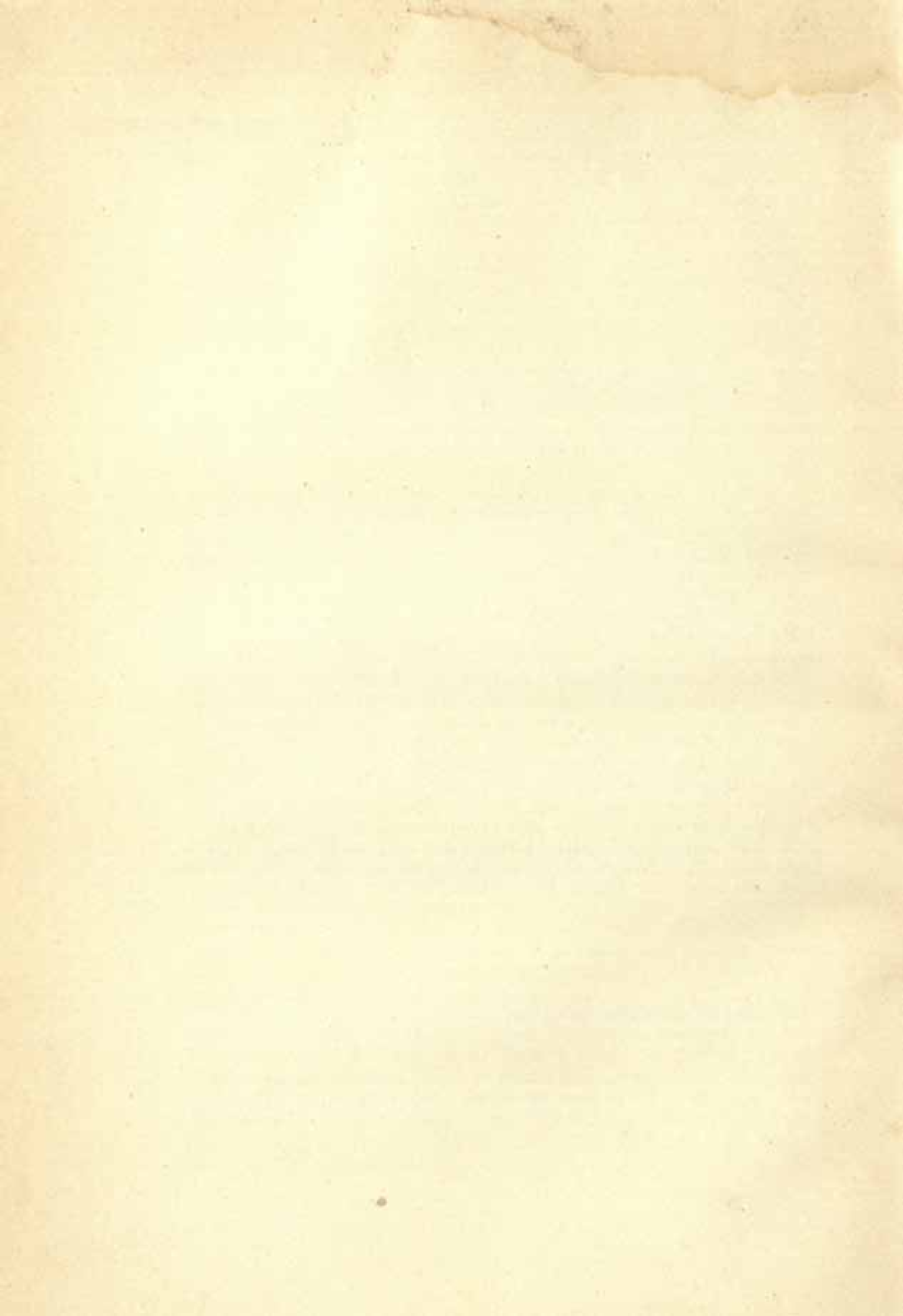
Einige Tage später kam die Kunde von seinem Tode, die alle seine Freunde wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf. Er und seine geliebte Lebensgefährtin hatten im Verein mit dem behandelnden Arzte Professor Rosenbach nichts von der bevorstehenden Operation verlauten lassen, und so ahnte niemand auch nur, daß er krank war.

Lagarde hat in seinem Leben so viel Kärrnerarbeit geleistet wie kaum ein anderer großer Gelehrter. Aber in Gedanken erhob sich sein Geist über die niederen Einzelheiten und flog hinauf in die Fernen und Weiten. Er schmiedete gern Zukunftspläne, und auch für unsere Gesellschaft der Wissenschaften hat er einen solchen Zukunftsplan geschmiedet. Er hat ihr seinen ganzen Besitz als Lagarde-Stiftung vermacht und bestimmt, daß davon nach dem Tode seiner Witwe eine Serie von Publikationen herausgegeben werden sollte.

Durch die furchtbaren Erschütterungen der Zeit und den Verlust der Stiftungsgelder ist die Ausführung dieses Plans bisher verhindert worden. Doch wird die Gesellschaft der Wissenschaften Lagardes Pläne und Wünsche stets im Auge behalten und hofft durch Zurücklegung eigener Mittel, womit sie bereits begonnen hat, nachzuholen, was nachgeholt werden kann.

Auch hat sie dadurch, daß sie die LXX-Ausgabe in den Bereich ihrer Arbeiten aufnahm und für diese das Interesse des Kartells der deutschen Akademien gewann, den wichtigsten unter Lagardes großen Arbeitsplänen weitergeführt.

---



# Studien zur politischen und Wirtschafts-Geschichte der Ost- und Zentralalpen vor Augustus.

Von

**Ulrich Kahrstedt.**

Vorgelegt in der Sitzung vom 3. Juni 1927.

Die hier vorgelegten Beobachtungen sind zum Abschluß gekommen durch eine Studienfahrt, die mir die Gesellschaft der Wissenschaften im Herbst 1926 möglich machte. Der Ausdruck der Dankbarkeit für ihre Hülfe soll an der Spitze stehen [1]).

## I.

Zweimal spricht Strabon von den barbarischen Völkern, die die venetische Ebene umgeben, zweimal von den Handelsstraßen, die Aquileia mit dem Nordosten verbinden, und diese Berichte zeigen alle Charakteristika einer Dublette, Wiederholungen und Widersprüche. Sie stehen IV 6, 10—12 und VII 5, 2—3. Beidemal werden die Japuden als keltisch-illyrisches Mischvolk eingeführt, beidemal werden ihre Städte aufgezählt, beidemal wird der Wagenverkehr über die Okra, den niedrigen Teil des Gebirges im Hinterland von Triest, geschildert, beidemal der Umschlag vom Wagen auf die Flußschiffe in Nauportus erwähnt, beidemal Siscia als Ziel der in Nauportus beginnenden Schiffahrt genannt. Das ist mehr als ein Rückverweis, eine Rekapitulation von oben Gesagtem, nur um Neues anzuschließen. Und nun die Widersprüche; der Weg von Aquileia nach Nauportus ist für den ersten Bericht reichlich 400 Stadien lang, für den zweiten schwanken die Angaben: die einen geben 350, die anderen 500 Stadien an. Der erste Bericht hat ziemlich genau das Richtige, reichlich 400 Stadien wären ca. 75 km, die Distanz ist gegen 80 km; der zweite Bericht Strabons

---

1) Ein weiterer Dank sei gleich hier der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft abgestattet, die mir während meines Wiener Aufenthaltes die Unterkunft im Kgl. Ungarischen Historischen Institut vermittelte.

greift fehl. Der erste hat als Weg der Flußschiffahrt bis Siscia richtig nur zwei Flußnamen, Korkoras (Laibach, Ljubljana) und Save, der zweite nennt Korkoras, Save, Drau und Noaros: eine gründliche Verwirrung[1]).

Daraus folgt, daß der erste Bericht aus Zeiten stammt, wo sich das Dunkel über den Ländern im Nordosten von Italien stärker gelichtet hatte, als zur Zeit der zweiten von Strabon verwendeten Quelle, der erste Bericht ist der jüngere. Zur näheren Zeitbestimmung kann der Umstand dienen, daß die ältere Quelle (§ 2 a. E.) die Entfernung von Triest an der Save entlang bis zur Donau auf 1200 Stadien angibt, also reichlich 200 km. Richtig wären, die Schleifen der Save eingerechnet, etwa 600! Wir haben hier einen Ausfluß der bekannten Anschauung, daß die Balkanhalbinsel in ost-westlicher Richtung sehr schmal sei, die Polybios (XXIV 3, 1) und Skymnos (369 f.; 380 f.) vertreten, die also von Theopomp an (Skymnos a. a. O., Strab. VII 5, 9) bis gegen Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. verbreitet war und mit den Fortschritten der römischen Heere im dalmatinischen und makedonischen Hinterland seit Sulla unhaltbar wurde[2]). Auf den Namen der Quelle in Strabons 7. Buch kommt wenig an, Polybios selbst und auch Artemidoros kommen in Frage[3]). Der jüngere Bericht stammt demnach aus dem 1. Jahrhundert, man denkt sofort an Poseidonios.

Es erhebt sich die Frage, ob die Berichte Veränderungen in der politischen Geographie verraten, die sich also in der Zeit zwischen ihnen vollzogen haben müßten. Eine sehr wichtige ist erkennbar. Der ältere unterscheidet (§ 2) scharf zwischen dem Bergland der Okra und den Wohnsitzen der Japuden: die erstere erstreckt sich bis zu diesem Volk, innerhalb dessen Gebiet erst die „Albia“ liegt, der Krainer Schneeberg sö. Adelsberg. Diese Angabe wird wiederholt § 4 („Albios“). Dagegen hat der jüngere

1) Die Verdoppelung von Siscia und die Verlegung von Sirmium in seine Nähe sind Strabons eigene Zutat, der die ihm geläufigen Ortsnamen der zeitgenössischen Welt an den alten Bericht anflickte (§ 2 a. E.), desgleichen der Verweis auf die Dakerkriege der caesarischen Zeit (§ 2 a. A.).

2) Die Unklarheit der Vorstellungen dieser Zeit über das Binnenland wird noch weiter dadurch beleuchtet, daß der Weg von Triest zur Mündung der Save in die Donau meist *ἐπὶ τὰς ἄρκτους* gehe, entsprechend der Vorstellung von der Ostwest-Lage der Adria, von welcher der Weg einfach ganz grobschlächtig als im rechten Winkel abzweigend gedacht wird.

3) Ein Terminus post quem ist wohl die Erwähnung des Feldzugs des Scipio Nasica in Dalmatien § 5. Dies Ereignis (155 v. Chr.) wird kaum von Strabon aus eigenem Wissen nachgetragen sein. Für Artemidoros als Quelle vgl. CIL. V p. 53.

Bericht (§ 10) die Notiz, daß die Japuden früher beiderseits des Gebirges (d. h. der Okra; von diesem Gebirge allein war vorher die Rede) gesessen haben und zwar bis zu der Niederwerfung durch Octavian, also bis Ende der dreißiger Jahre des ersten Jahrhunderts vor Chr. Seitdem ist die Okra nur noch „nahe bei" den Japuden. Also ergibt sich das Bild, daß die Japuden einmal — am Ende des 2. Jahrhunderts oder in der ersten Hälfte des 1. — sich nach Nordwesten ausgebreitet haben und die eroberten Gebiete bis auf Octavians Feldzug behaupteten.

Damit kommen wir einen Schritt weiter in der Streitfrage, die Walter Schmid und Veith im Beiblatt der Österr. Jahreshefte 1922—24 erörtert haben. Schmid hatte mit Pick aus den vorrömischen und nach Ausweis der Waffenfunde von den Römern zerstörten Befestigungen, die sich mit der Front gegen Italien vom Birnbaumer Wald (an der Straße Aquileia-Laibach) bis in die Gegend des Krainer Schneebergs hinziehen[1]), einen japudischen Besitzstand beiderseits der Okra herausgelesen (Hoernes a. a. O. dachte an die Grenze zwischen „cisalpinen" und „transalpinen" Japuden), während Veith diese Latènefestungen den Japuden absprach. Schmid hat also zweifellos recht, nur die Datierung der Entstehung der Verschanzungen in die Zeit des römischen Raubkrieges von 177 v. Chr. ist zu korrigieren: damals saßen die Japuden noch viel weiter südöstlich[2]).

Die ältere Quelle behandelt dann (§ 3f.) den *παράπλους* von den Karnern (im Friaul) an und scheidet eine istrische Küste von 1300 Stadien, eine japudische von 1000 und eine liburnische von unbekannt wievielen, aber über 1000 Stadien. Die Gesamtgruppierung entspricht dem, was man für diese Quelle erwartet: die Japuden sitzen an der Albia und südöstlich von ihr, sie brauchen also eine erhebliche Küstenstrecke. An sich stehen die Zahlen in guter Gesellschaft, dicht vorher wird die Entfernung vom Winkel der Adria (also am Timavo) bis zur augusteischen Grenze Italiens

1) Schmid-Pick 277ff.; vgl. Hoernes, Mitt. Wien. Anthrop. Ges. 1888, 247 f. Eine Karte des Hauptteils bei Much, Kunsthist. Atlas I, Tafel 85.

2) Nicht zu halten ist auch die Ansetzung von Metulum bei St. Michael (a. a. O. 282ff.; 495f.; dagegen Veith 479ff.): den Ort nennt auch die ältere Quelle als japudisch (VII 5, 4), er kann also nicht nordwestlich der Albia liegen. Daraus folgt natürlich nicht die Richtigkeit von Veiths Gleichung mit Viničica bei Josefstal, zumal CIL III 10060 in der Tat nichts beweist (Schmid a. a. O.). Ich kenne beide Plätze nicht, bin aber betr. die Lokalisierung von Metulum genau so skeptisch wie bei dem Varusschlachtfeld. — Daß die Japuden unter Octavian nicht erst an der Albia begannen, sollte übrigens gegen Veith aus CIL. V 525f. folgen: Octavian befestigt im Japudenkriege Triest, 60 km Luftlinie von der Albia!

(an der Arsia bei Nesactium ö. Pola) auf 800 Stadien und als identisch mit der Distanz Ancona-Südspitze Istriens angegeben. Die erste Ziffer ist richtig, die Gleichung ungefähr zutreffend. Aber wir wissen nicht, ob die Zahl 800 in der alten Quelle stand und von Strabon nur durch die politischen Grenzen seiner eigenen Zeit illustriert wird, oder ob sie aus Vermessungen in Strabons eigener Zeit stammt. Dürfen wir die Zahl 1300 für die istrische Küste genau nehmen, so umfaßt sie nicht nur die Strecke, die in Strabons Zeit istrisch ist (excl. Triest bis incl. Nesactium) sondern die gesamte Küstenlinie der istrischen Halbinsel bis Fiume. Und das muß so gemeint sein, denn 1000 Stadien für die japudische Küste führen, wenn man die Sackgassen der Fjorde vermeidet, bis jenseits Zara, diesseits Scardona und der Kerka, und letztere Stadt ist nach Strabon a. a. O. der erste Platz in der nächsten Einheit, Liburnien[1]). Damit hätten wir eine zweite Völkerverschiebung, die die Osthälfte der istrischen Halbinsel zwischen Fiume und Nesactium den Istriern entrissen hat; es liegt auf der Hand, sie mit der zu identifizieren, die die Japuden in die Okra führte. Die Eroberer waren hier nicht Japuden, sondern liburnische Stämme; jedenfalls kennen wir fortan den genannten Küstenstrich nur als liburnisch (s. u. S. 8 ff.). An Stammesnamen haben wir in diesem Winkel vorläufig nur den der Rundicten, die nach Ausweis von CIL. V 698 an der Straße Triest-Fiume bei oder östlich Materia saßen und offenbar den letzten Gau in der späteren Provinz Dalmatien bildeten, der direkt an Italien grenzte[2]).

Weitere Andeutungen auf Völkerverschiebungen enthalten Strabons Berichte nicht. Die ältere der Quellen nennt zwar, wie auch Artemidoros bei Steph. Byz., Triest ein Dorf der Karner (VII 5, 2); eine andere Tradition V 1, 9, die schon die Entfernung von Aquileia nach Triest recht genau angeben kann, rechnet den Platz zu Istrien, freilich nur zur istrischen Küste, ohne klare ethnographische Angabe. Es wäre nun gewiß möglich, daß Triest bei jener Wanderung von den Istriern, die vor den Liburnern

1) Daß Kyrikte (die Insel Veglia) an der japudischen Küste liegt, wäre auf jeden Fall richtig.

2) Die Straße, die der Statthalter von Dalmatien durch ihr Gebiet baut, wird nach Westen durch den Kaiser, nicht die Provinzialverwaltung weitergeführt. Sie kreuzte dort die fines Laecanii Bassi. Dieser ist uns bekannt als der Großunternehmer in Pola, dessen Lager und Fabrik Gnirs aufgedeckt hat: Österr. Jahresh. Beibl. 1910, 95 ff.; 1911, 35 ff., 1914, 75 f. Seine Amphorenfabrik ist dann in kaiserlichen Besitz übergegangen (Stempel a. a. O. 1911, 37 und Anm. 12), zugleich offenbar sein Landgut und zwar, wie die Inschrift aus Materia lehrt, unter oder vor Claudius.

weichen mußten, den Karnern entrissen worden wäre, aber Caes. Bell. Gall. VIII 24, 3 ist Triest ein Angriffsobjekt der Istrier, also offenbar ihnen nicht zugehörig. Man müßte unnötig kompliziert annehmen, daß die Stadt den Istriern zwischen der Zeit jener Quelle Strabons und Caesar wieder verloren gegangen ist.

Sonst gibt Strabon noch mancherlei: seine ältere Quelle nennt (VII 5, 2) Nauportus eine Siedelung der Taurisker, Siscia eine solche der Pannonier, § 3 grenzen die Istrier an der Küste an die Karner. Dem entsprechen IV 6, 9 wo letztere sich zur Adria erstrecken, V 1, 9 wo die Karner an die Veneter grenzen und V 1, 8 wo Aquileia bereits außerhalb des Venetischen Gebiets liegt, gegen das ein Fluß (deutlich der Tagliamento) die Grenze bildet [1].

Dieser Fluß nun bildet die Zufahrtstraße für das große Zentrum Noreia (V 1, 8), zu dem man von Aquileia aus 1200 Stadien zu fahren hat. Daß die ganze Strecke zu Schiff zurückgelegt wird, ist ein Irrtum Strabons, die Distanz selbst aber steht wie die Entfernungsangaben o. S. 3 in guter Gesellschaft: die in einem Atem mit ihr genannte für die Strecke Aquileia-Triest ist ziemlich genau.

Wo lag nun Noreia? Die alte Ansicht setzte es nach Neumarkt an der Straße von Klagenfurt nach dem oberen Murtal, wo eine Poststation der späteren Kaiserzeit diesen Namen führte (CIL. III 2, p. 618). Diese Gleichnamigkeit genügt sicher nicht: genau wie es allenthalben Gottheiten mit dem Namenszusatz Noreia gibt [2], wird im norischen Lande der Ortsname mehr als einmal vorgekommen sein. Auch die Gold- und Eisengruben fehlen hier, aber das mag hingehen; für die wirtschaftliche Bedeutung des Ortes mochte es genügen, wenn Noreia der Umschlagsplatz für das Eisen des Erzberges war. Garnicht passen will aber Strabons Entfernungsangabe und erst recht nicht die Darstellung Appians (Kelt. 13) für die Schlacht des Jahres 113. Der Konsul Carbo fürchtet für Italien und besetzt einen Paß, um die Invasion zu hindern. Der Paß bei Neumarkt liegt etwa 200 km jenseits des letzten italischen Bauernhofes, er ist keine Stelle, wo man einen „Einbruch

1) Die Angaben IV 6, 9 betr. die Berge „über den Karnern“ und ihre Flüsse helfen nicht weiter. Es herrscht eine Verwirrung, die z. T. Strabon, z. T. wohl auch das MS angerichtet hat (Verdoppelung der Etsch). Vgl. Cartellieri, Alpenstraßen 131. Für das Fortleben der seltsamen Vorstellung einer Wasserverbindung zwischen Donau und Adria mußte übrigens das Bekanntwerden des Karst mit seinen im Boden verschwindenden Flüssen neue Nahrung geben. Poseidonios kannte den Oberlauf des Timavo (Strab. V 1, 8) offenbar als erster.

2) Weitaus die meisten übrigens im Südosten des späteren regnum Noricum, vgl. CIL. III 4806 ff., 5123, 5188, 5193, 5360; Egger, Österr. Jahresh. Beibl. 1912, 28 f. gegenüber CIL. III 5613.

in Italien" abfangen kann. Die Teutonen (so Appian statt Kimbern) greifen aber nicht an, der Konsul geht über seine Paßstellung hinaus vor und erleidet die bekannte Niederlage; die Gegner verzichten auf eine Verfolgung und ziehen weiter nach Gallien. Das letztere paßt für Neumarkt vollends nicht: wenn die Germanen nördlich Neumarkt siegen und in Richtung Gallien weiterziehen, kommen sie im oberen Murtal in eine Sackgasse, aber niemals nach Gallien. Endlich sind die Bewohner der Ebene nördlich des Passes, in der die Kimbern sich aufhalten, ξένοι des römischen Volkes: je näher an Italien heran desto vorstellbarer wird ein solches Rechtsverhältnis. Egger, Führer durch das Landesmuseum in Klagenfurt 13 will daher mit Noreia in die Gegend von St. Veit a. Glan nördlich Klagenfurt; die strabonische Entfernung ist nur wenig zu niedrig, wenn man die Windungen einer Alpenroute einrechnet. Die Schwierigkeit liegt darin, daß eine Stellung des Konsuls etwa in der Gegend, wo sich später Virunum erhob, ebenfalls nichts weniger als eine Abriegelung Italiens war. Sie konnte auf der bequemen Strecke, der jetzt die Bahn St. Veit-Villach folgt, umgangen werden, und auch sie liegt noch 150 km jenseits des Randgebietes der italischen Wirtschaft, die der Konsul schützen wollte. Appians Bericht erfordert einen Paß, der direkt eine Verbindung zwischen Venetien und der Ebene von Noreia darstellt und der zugleich so außer allem Vergleich der gangbarste war, daß man einen anderen Weg für die Germanen nicht in Rechnung zu stellen brauchte. Ein solcher Paß ist nur der von Tarvis-Pontebba, gegen 800 m über dem Meere, sehr sanft und bequem und zu umgehen nur über die westlicher gelegene, viel höhere Plöckenalp (vgl. Cartellieri, a. a. O. 9 ff. 27). Und wenn diese passiert wurde, konnte der Konsul immer noch mit Leichtigkeit an die Vereinigungsstelle beider Paßwege zurückgehen und die Ebene dort decken. Dann müßte Noreia im Villacher Becken oder in einem der anschließenden Flußtäler gelegen haben, Drau oder Gail. Und in dem letzteren liegt ein altes Zentrum der Hallstadt- und Latènekultur der Ostalpen, Gurina bei Dellach. Der Weg von Aquileia zum Tagliamento, über Tarvis und im Gailtal aufwärts ist reichlich 200 km, Strabons 1200 Stadien wären 213 km. Und ein Germanenheer, das den von Tarvis aus sich vorwagenden Konsul schlägt und durch das Gailtal westwärts abzieht, kommt über den Gailbergsattel (970 m, 260 über der Talsohle) in das Pustertal und auf den bequemsten Weg zu den Helvetiern und nach Gallien: vgl. Cartellieri a. a. O. 9. 30 — wenn die Schlacht nicht etwa soweit im Osten geschlagen wurde, daß es gleich der Drau folgen konnte: eine Schlacht bei Noreia blieb der

Vorgang auch so, es stand kein anderer Ortsname zur Verfügung. In dünn besiedelten Barbarenländern begegnet der Usus notwendigerweise, ein Treffen nach einem relativ entfernt liegenden Ort zu nennen, man denke an die Schlacht „bei Arbela"[1]).

Das gewonnene Bild wäre also, daß die keltischen (Strabon VII 2, 2), genauer norischen Taurisker im zweiten Jahrhundert v. Chr. in Kärnten saßen und, da wir sie bei Nauportus wiederfanden, sicher ganz Kärnten, die südliche Steiermark (etwa im Umfange der jetzt zu Jugoslavien gehörigen Gebiete) und Krain besiedelten. Südlich von Tarvis und dem Plöckenpaß, östlich des Tagliamento und einschl. Triest gehörte das Land den Karnern, ebenfalls Kelten; die Istrier füllten die ganze ihren Namen tragende Halbinsel. Vom östlichen Krain und Fiume an begannen die Japuden[2]). Als Fremdkörper eingesprengt war die Kolonie Aquileia

1) Der Fundbestand von Gurina wird von A. B. Meyer, Gurina im oberen Gailtal 1885 vorgelegt, vgl. die Rezension von Virchow, Zeitschr. f. Ethnologie 1885, 201. Die Besiedelung steht fest für die Hallstadt- und Latènezeit (Fibeln S. 16 ff.) bis in das 1. Jahrhundert v. Chr.; denn ptolemäische Münzen des 2. Jahrhunderts (Meyer 10 ff.) werden kaum vor 100 bis hierhin verschlagen sein. Republikanisches Geld Roms fehlt nach Meyer S. 15 (ein einzelnes Stück ist in Villach). Dann ist erst wieder die Kaiserzeit greifbar und zwar das erste und zweite Jahrhundert sehr spärlich (Meyer 12 ff.; 36) abgesehen von Fibeln (23 ff.): mehr als eine bäuerliche Siedelung mit spärlichen Beziehungen zum Süden ist nicht erkennbar, ganz im Gegensatz zu der älteren Zeit. Hier eine venetische und eine keltische Epoche zu trennen, woran Meyer dachte, geht nicht an: die von ihm konstatierte Lücke (S. 95) liegt zu spät und in einer Zeit, als Kelten längst da gesessen haben müssen. Dagegen paßt das Bild dazu, daß das alte Noreia 58 v. Chr. zum letzten Mal erwähnt (Caes. Bell. Gall. I 5, 4) und bei Plinius (III 31), offenbar nach der Reichsaufnahme des Agrippa, als verfallen bezeichnet wird. — Zur Ethnologie von Gurina: Pauli nahm an, daß in Gurina Veneter saßen bis in das zweite Jahrhundert v. Chr. (Inschrift von Würmlach), dann Kelten, die in römischer Zeit notorisch dort waren (vgl. jetzt Cambridge Anc. Hist. IV 441 f.). Die keltischen Münzen des 4. Jahrhunderts (Virchow a. a. O.) beweisen an sich nichts dagegen, die können ihren Weg in venetisches Gebiet machen. Aber die Scherben, die venetische Kritzeleien, vielmehr Kritzeleien in venetischem Alphabet tragen, reichen bis an die Kaiserzeit heran (Mitteilung Mahrs im Wiener Museum), also in Zeiten, wo an der keltischen Besiedelung nicht zu zweifeln ist. Gewiß war die Gegend einmal illyrisch, denn die Kelten sind erst im 4. Jahrhundert in die Donauländer und Ostalpen eingebrochen; noch Skylax kennt die Karner nicht im Friaul (s. u. S. 11), und illyrische Sprachinseln in den Nordalpen haben den Keltensturm überdauert (u. S. 24). Aber über das 4. Jahrhundert herunter werden wir den Wechsel nicht rücken können. Richtig jetzt Cartellieri a. a. O. 9.

2) Treffen osö Laibach (unter 15° ö. L.) heißt in der Kaiserzeit municipium Latobricorum (CIL. III 3925), das keltische Wort läßt eher an die Taurisker als die im Kern illyrischen (s. u. S. 11[2]) Japuden denken. Daran, daß die Aelii Carni

seit 181[1]) mit einem Areal von zunächst über 200000 iugera, d. h. über 500 qkm (Liv. XL 34), das aber 169 (Liv. XLIII 17) noch erweitert wurde, also einen erheblichen Teil der Küstenebene vom Tagliamento (Strab. V I, 8) bis zum Timavo (Plin. n. h. II 225) umfaßte.

Gegen Ende des zweiten oder früh im ersten Jahrhundert ist eine Verschiebung eingetreten durch einen Stoß von Südosten, bei dem die Japuden sich auf dem Karst zwischen Karner und Taurisker eindrängten und liburnische Stämme den Ostrand Istriens besetzten. Die Frage, ob die nach Nordwesten vorgehenden Japuden dabei im Südosten Gelände aufgaben, wie die Ausbreitung von Liburnern bis Istrien nahelegt, bleibt zunächst noch offen.

Wir wenden uns zu Plinius. Er nennt III 126f. die Flüsse von Aquileia als letzte in Venetien und bezeichnet die Gegend als das Gebiet der Karner und das anschließende der Japuden, kennt demnach die letzteren auf dem Karst, d. h. den jüngeren strabonischen Zustand[2]). Sechs römische Meilen jenseits Triest liegt die Grenze Istriens gegen Italien vor der augusteischen Neuregelung, das ist die strabonische Grenze von Karnern und Istriern, die Grenze, die Caes. Bell. Gall. VIII 24, 3 besteht: sie liegt am Risano-Fluß. Es folgen III 129 die interessanten Doppelangaben über die Länge der Küstenstrecken östlich Triest, genau wie Strabon solche an gleicher Stelle bot. Letzterer hatte, in km umgerechnet, einen παράπλους von ca. 230 km für die Istrier, ca. 180 für die Japuden und 180 + x für die Liburner. Eine andere Quelle gab ca. 140 für die Strecke vom Golf von Triest bis Nesactium. „Einige“ Autoren, die Plinius vorlagen, hatten ähnliche Zahlen, sie wissen von einer japudischen Küste „a tergo Istriae“ von 195 km, der eine längere liburnische von 225 km folgt. Das ist eine Parallele zu Strabons einer Version mit geringfügiger Zahlendifferenz. Andere Autoren kennen nach Plinius kein japudisches Küstengebiet, sondern geben den Liburnern 270 km, der Umfang Istriens wird in den beiden Fällen auf ca. 340 bezw. 190 km angegeben. Die Zahlen differieren von den strabonischen um 10—20 %, wie bei einem Land mit tiefen Fjorden, die man mitrechnen oder ab-

von Gurkfeld a. Save (CIL. III. 3915) verpflanzt und nicht alte Karner sind (so Zippel, Römerherrsch. i. Illyr. 126), ist kein Zweifel möglich. Der keltische Ortsname Neviodunum wird tauriskisch sein.

1) Livius hat die Gründung zweimal: 183 und 181 (XXXIX 55; XL 34); Velleius I 15, 2 paßt zu letzterem Jahr.

2) III 38 erscheinen die Japuden ebenfalls zwischen Karnern und Istriern an oder nahe der Küste; das ist das gleiche Bild, nur summarischer.

streichen kann, natürlich ist[1]). Aber auch hier haben wir zwei Zahlen, deren eine die ganze istrische Halbinsel bis etwa Fiume, die andere das augusteische Istrien bis zur Arsia bei Nesactium meint. Uns geht hier an, daß das aus Strabon gewonnene Bild sich genau wiederholt: einmal drei Völker an der Küste, Istrier, Japuden, Liburner, das zweite Mal sind die Japuden verschwunden und die Istrier eingeschränkt, beides zu Gunsten der Liburner. Es handelt sich immer wieder um dieselbe Wanderungsbewegung. Die nächsten Paragraphen bei Plinius verstärken das Bild: er hat einen zerstörten karnischen Ort Okra — Strabon deutet an, daß die Okra den Karnern durch die Japuden verloren ging. Ein Ort Segesta, ebenfalls früher karnisch und jetzt zerstört, wird kaum Siscia sein, das zur Zeit des Plinius und seiner Hauptquellen ein sehr lebendiges Zentrum war, sondern ein Platz auf dem Karst, den wir nicht identifizieren können. Noreia als (vor seinem Verfall) im Gebiet der Taurisker belegen, sagt uns nichts Neues.

Plinius III 133 gibt eine Illustration zu CIL. V 698 (o. S. 4). Er nennt weitere Stämme, die bei dem japudischen — und, wie wir jetzt sagen können: zugleich liburnischen — Vorstoß in Nordistrien einbrachen und sich in der linken Flanke des eigentlichen Japudenlandes festsetzten. Ob der einzelne Stamm als japudisch oder liburnisch zu rechnen ist, bleibt freilich offen. Jene Inschrift nannte die Rundicten zwischen Triest und Fiume, Plinius nennt als illustres populi (also neben anderen bei ihm übergangenen) die Fecussi, Subocrini, Catali und Menoncaleni in der Richtung von SO. nach NW., wie der Fortgang (Karner-Taurisker) zeigt. Die Catali sind nach CIL. V 532 von Augustus zugleich mit den Karnern Triest attribuiert worden, also in der Nachbarschaft dieser Stadt zu suchen, womit die Reihe ungefähr eingehängt ist und die Subocrini richtig an den Fuß der Okra kommen. Genaueres ist nicht zu geben, da Plinius nur die wichtigsten Gaue nennt, zwischen die sich auch außer den Rundicten manche obskure einschieben können.

Mit § 139 kommt Plinius zu den Küstengebieten östlich der augusteischen Grenze an der Arsia, wo die Liburner beginnen, seitdem die Istrier zurückgedrängt und die Japuden von der Küste verschwunden sind. Sie reichen von der Arsia bis zum Tityus-Fluß, wo die Dalmater anfangen. Letzterer ist nach 140f. der

1) Die Distanz Pola-Ancona ist ca. 40 km größer als bei Strabon (180 km gegen 140), und doch ist dieselbe Strecke gemeint. Die Zahlen bei Plinius mögen auch z. T. verderbt sein, die benachbarte für die Entfernung Aquileia-Triest (§ 127) ist es jedenfalls.

Fluß von Scardona, 48 m. p. jenseits Zara, also die Kerka[1]). Hier tritt der Name der Japuden wieder auf, die Kerka ist zugleich die Grenze Dalmatiens gegen die Japuden (141), der Fluß Tedanius aber trennt Liburner und Japuden. Die Karte erklärt die Angaben: die Liburner haben nordwestlich der Halbinsel von Zara nur einen schmalen Küstenstreif besessen, entsprechend dem Lauf der Wasserscheide zwischen dem Meer und dem Tal der Lika. Breitere Ausdehnung gewannen sie erst auf der Halbinsel von Zara, deren Hinterland sie bis zur Zermanja (Tedanius) besetzt hielten, die in das Meer von Novigrad an der Wurzel der Halbinsel mündet. Die Japuden haben über den Oberlauf der Zermanja hinüber gereicht bis an die Kerka bei oder oberhalb Scardona. Bei Plinius sieht es so aus, als ob die Liburner nördlich, die Japuden südlich der Zermanja saßen; schaltet man dies Mißverständnis aus und dreht die Stämme um, so ist alles in Ordnung und die römische Konventseinteilung rationell: zu Scardona gehören nach Plinius japudische und liburnische Gebiete, beide reichen vor die Tore der Stadt. Wir lernen hier den Umfang des Zurückweichens der Japuden im Südosten bei ihrer Bewegung nach Nordwesten kennen: er war sehr gering[2]). —

Bei Ptolemaios ist die alte Ethnographie verwischt durch seine grundsätzliche Anwendung der römischen Verwaltungseinteilung. Einiges schimmert aber auch dann noch durch: III 1, 22 liegen die Mündungen des Tagliamento und Natisone im Gebiet der Karner, im Inneren gilt das Gleiche von Forum Julium, Concordia, Aquileia (§ 25; dazu nach II 13, 3 Julium „Carnicum"), während Ptolemaios § 23 Triest zu Istrien rechnet, das auch hier bei Nesactium endet. Diese Zuteilung von Triest wird nach dem oben S. 4f. Gesagten Sprachgebrauch aus Ptolemaios' eigener Zeit sein (vgl. CIL. V p. 1), keine alte Grenze; ob Concordia westlich des Tagliamento als karnisch, was Polybios und Strabon widerspricht, mehr bedeutet, läßt sich nicht sagen, ist aber nicht unmöglich. Denn Ptolemaios' Stammesgrenzen zeigen die Japuden als Nachbarn der Istrier (II 16, 5). Das ist der Zustand des ersten Jahrhunderts bis

1) Der Konsul Sempronius Tuditanus (129 v. Chr.) hat auf seiner Siegesinschrift (Plin. III 129) die Entfernung Aquileja-Tityus auf 1000 Stadien angegeben: viel zu niedrig. Offenbar ist er nicht entfernt so weit gekommen (gegen Nischer, Römer im Bereich des ehemal. Österreich-Ungarn 14).

2) Die Liburner umfassen bis in die Zeit Caesars als südöstlichsten Punkt Promona (App. Illyr. 12; vgl. 25), das sie damals an die Dalmater verlieren. Promona ist eben in der Gegend von Scardona zu suchen, der Berg Promina liegt 20 km nö. Scardona (vgl. Zippel 129; Nischer a. a. O. 16).

zu den Kriegen des Augustus; es mag sein, daß die von der Expansion der Japuden betroffenen Karner nach Westen ausgewichen sind und die Veneter zeitweilig zurückgedrängt haben.

Die Stämme an der kroatischen und dalmatinischen Küste bieten Ptol. II 16, 2f. das gleiche Bild wie bei Plinius. In § 5 haben wir ein paar weitere Stammesnamen im Hinterland von Fiume und Triest, eine Ergänzung zu denen bei Plinius und CIL. V 698 (oben S. 9). Das Bewußtsein, daß Liburnien — abgesehen von Zara — nur ein schmaler Küstenstrich und das Hinterland japudisch ist, ist verloren: II 16, 6f. werden die Orte des Binnenlandes je nach ihrer Lage zu den Liburnern oder Dalmatern gerechnet.

Geographen wie Skymnos oder Dionysios mit Eusthatios sind zu oberflächlich, um ihre Verse auf die Goldwage zu legen, von älteren kommt aber Skylax in Frage. Er hat eine merkwürdig „moderne" Einteilung der Küste: Istrier, Liburner (bis zum Katarbates-Kerka: Patsch, Österr. Jahresh., Beibl. 1903, 74f.)[1], Illyrier (= Dalmater), also ganz wie bei Strabons jüngerer Quelle, Plinius und Ptolemaios ohne das japudische Mittelstück, aber auch — und das ist für uns neu — ebenfalls ohne die Karner zwischen Venetien und Istrien. Die Erklärung liegt zu Tage: zu seiner Zeit fand die keltische Invasion der Ostalpen erst statt, die karnischen Kelten hatten die Adria noch nicht erreicht, die Japuden mit ihrer von Strabon betonten keltisch-illyrischen Mischkultur waren noch keine völkische Individualität, die sich von den Liburnern unterschied[2].

## II.

Es erhebt sich die Frage nach den Handelswegen und ihren Schicksalen in den Jahrhunderten vor der augusteischen Zeit. Strabon nennt V 1, 8 Aquileia als Zentrum des Handels nach den Donaugebieten, der Wein und Öl gegen Sklaven, Vieh und Felle austauscht (so ist es sicher gemeint; daß die letzten drei Posten

---

1) Die Hyller saßen dann s. ö. der Kerka, nicht bei Zara, wie Zippel S. 9 wollte. Sie gehören in der Tat weiter nach Osten, wie noch Plinius III 141 verrät: westlich Traü.

2) Die Japuden nennt Strabon zweimal (o. S. 1) ein keltisch-illyrisches Mischvolk, was er einmal dahin interpretiert (VII 5, 4), daß ihre Bewaffnung, also eine Seite ihrer materiellen Kultur, keltisch sei. Der Kern des Volkes wird danach illyrisch gewesen sein und als illyrisch erscheint das Volk bei Steph. Byz. s. v. Ἰάποδες, vielleicht nach Artemidoros. Dazu paßt vorzüglich der archäologische Befund: keltische Waffen und unkeltischer Hausrat in Nassenfuß und St. Michael; Deschmann, Mitt. d. Wien. Anthrop. Gesellsch. 1885 (71) ff.; Hoernes, ebda. 1888, 217 ff. und (2) ff., speziell (5); Schmid, Österr. Jahresh., Beibl. 1922 bis 1924, 279 f.

italischen Import darstellen, hat Strabon nicht klar ausgesprochen). Die Quelle aus dem ersten Jahrhundert (IV 6, 10) kennt den Verkehr Aquileia-Nauportus-Save-Siscia, d. h. die bekannte Straße an der Wippach entlang und durch den Birnbaumer Wald nach Oberlaibach (vgl. Cuntz, Österr. Jahresh., Beibl. 1902, 130); dieselbe Straße meint die ältere Quelle VII 5, 2, die außerdem noch eine Route von Triest über die Okra zum Λούγεον ἕλος hat. Daß das letztere das Laibacher Moor ist, hätte nie bezweifelt werden sollen: Strabon schließt als Fortsetzung den Weg von Nauportus stromabwärts an, was nur hier Sinn hat, nicht am Zirknitzer See[1]).

Ob diese Handelswege in der Zeit der Japudenherrschaft angedauert haben (die Quellen berichten nur über die Zeit vor und nach ihr), ist nicht zu sagen. Archäologische Indizien sind spärlich und nicht ganz eindeutig. Die campanische Bronzesitula aus dem ersten Jahrhundert in Idria di Bača (Willers, Neue Untersuchungen zur römischen Bronzeindustrie, S. 10, Nr. 44) ist zu weit westlich gefunden, um die Frage zu beantworten. Das Isonzotal war auch bei einer Sperrung des Karst für italische Händler frei. Auch chronologisch ist sie nicht sicher voraugusteisch, die verwandten Stücke bei Fiume und in Siscia (Willers a. a. O. 39 ff.) stehen jedenfalls in einer Linie mit den Funden in dem Böhmen Marbods (a. a. O. S. 9) und gehören in die Zeit, da Octavian nach der Niederwerfung der Japuden durch die Gründung von Emona die Straßen nach dem Nordosten weit öffnete[2]). Ein neuer Fund italischer Bronzen von z. T. in der Kaiserzeit ungewöhnlichen Formen aus Polhogradec (Billichgrätz w. Laibach) im Museum von Laibach, den hier zu erwähnen mit Dr. J. Mal freundlichst gestattet, wird doch als frühestens spätaugusteisch erwiesen durch einen Terra Sigillata-Teller mit dem Stempel Gell. fec. (Schuhsohlenstempel). Gellius ist sicher der bekannte Fabrikant aus Arezzo (Oxé, RE. VII 1000; zur Zeitbestimmung vgl. Ihm, Bonner Jahrb. CII, 123; Oxé, Rhein. Mus. LIX 139)[3]).

---

1) An diesen dachte Veith, Österr. Jahresh., Beibl. 1922—1924, 483; das Richtige bei Pick-Schmid ebda. 287[9]; CIL. V p. 75. Diese Triester Straße muß über Präwald-Adelsberg geführt haben, vgl. Schmid-Pick 288; ein Weg vom Zirknitzer See nach Laibach existierte auch (a. a. O. 303); ihn meint Strabon aber nicht.

2) Diese Stadtgründung (Österr. Jahresh. Beibl. 1919, 164) unterhalb von Nauportus setzt voraus, daß der Oberlaibacher See zu versumpfen begann; der Umschlagplatz folgte dem abwärts ziehenden Ende der Flußschiffahrt. Seine Bedeutung als lebendiger Handelsplatz hat Nauportus aber noch bis in das erste Jahrhundert n. Chr. behalten (Tac. Ann. I 20).

3) Ein weiterer Stempel des Gellius ist in Graz, aus dem Handel; vermutlich aus Ossero in Dalmatien (Mitteilung von W. Schmid).

Besonders interessant ist der Bestand der Latène-Nekropole von Mikowo in Unterkrain im Wiener Museum, sie zeigt das erste Einsickern italischer Ware und italischen Vorbilds ganz deutlich: die ersten Fremdkörper sind billige Krüge, teils rötlich, teils grau, einmal ein lokal nachgemachtes Stück arretinischer Keramik, alles augusteisch und alles so aussehend, als ob bis zu Octavians Japudenkrieg dieses Gebiet ohne allen Konnex mit Italien war[1]).

Der Befund ist also für die voraugusteische Zeit negativ, ein argumentum e silentio freilich (abgesehen von Mikowo) sehr gewagt. Immerhin ist zu betonen, daß römische Spuren an dem Wege vorhanden sind, der den japudischen Keil umgeht: im Tauriskerlande. Ich denke an die berühmte Jünglingsstatue vom Helenenberge in Virunum mit ihrer Weihinschrift von Freigelassenen (CIL. III 4815), die nicht jünger als die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. ist (Mommsen bei R. v. Schneider, Erzstatue vom Helenenberg 18 ff.) und die uns einen Barbius zeigt, also einen Freigelassenen des noch in der Kaiserzeit gewaltig blühenden und die ganzen Ostalpen versorgenden Handelshauses der Barbier in Aquileia. Die einzige Spur, die uns italischen Handel und sogar eine italische Firma zeigt, führt also auf die Linie von Aquileia und

---

1) Vorkaiserzeitliche Münzen finden sich fast nur in frühkaiserzeitlichen Legionslagern und Civilsiedelungen. Die Liste der in Steiermark gefundenen bei Fischbach, Silbermünzen der Röm. Republik aus Steiermark (1896) 57 ff. ist sehr instruktiv: Münzen vor 50 v. Chr. aus Cilli 47, Pettau 22, Leibnitz 10, zerstreut 4! Der jetzige Bestand in Graz und Cilli bestätigt das Bild, vgl. für Virunum und Coletia Österr. Jahresh. Beibl. 1910, 154; 1914, 67 f. u. ö. In Krain haben wir auch nur isolierte Stücke, etwa aus Latènefestungen der oben S. 3 besprochenen Art, z. B. Mitteil. Wien. Anthrop. Gesellsch. 1888, 247 f. Jedenfalls liegt nichts vor, was auf römischen Handel über Laibach vor Octavian deutete.

Eine Sache für sich sind die überraschenden Münzfunde aus Dalmatien, der große von Mazin (Brunšmid im Vjesnik II und IV) und ein neuer von Gračaz, den mir Hoffiller in Agram zugänglich machte — beide aus dem Hinterland von Spalato im Bereich der Bahn nach Ogulin. Das Bild ist beidemal dasselbe: ungeheure Massen von karthagischen und kgl. numidischen Münzen (in Gračaz vielleicht auch spanische) aus dem 2. und frühen 1. Jahrhundert, einzelne ptolemäische von Ptolemaios VIII. bis X., endlich italisches aes rude und aes signatum. Hoffiller dachte an außer Kurs gesetzte Geldsorten, die den Illyriern als Rohmaterial für Bronzearbeiten billig abgelassen wurden; eine andere Möglichkeit wäre die Annahme, daß wir die an ein paar Häuptlinge aufgeteilte Regimentskasse einer in den Kolonialkriegen der sullanischen Zeit untergegangenen Auxiliarformation aus Numidien vor uns haben. Jedenfalls sind wir hier im Bannkreis von Salona, nicht von Aquileia, und um Handel der von uns aufgesuchten Form handelt es sich nicht.

seinem portorium (Cic. pro Font. 2) über Tarvis nach Kärnten, nicht über Laibach.

Das mag einerseits mit der Besetzung des Karst durch die wilden Japuden zusammenhängen, andererseits ist wichtig, daß diese Straße die kürzeste Verbindung nach den Eisengruben herstellte (Erzberg in Nordsteiermark). Wir sind in dem Jahrhundert nach den Gracchen, als das mobile Kapital und die Industrie der equites in Italien politisch mächtig waren, und als zum Leidwesen der italischen Metallindustrie die etruskischen Lager knapp zu werden begannen (Poseidonios bei Strab. V 2, 6). Es ist vorstellbar, daß dies die Richtung des Verkehrs beherrschte: in der Zeit des Polybios stürzten sich italische Unternehmer auf neu gefundene Goldvorkommen bei den Tauriskern (Polyb. XXXIV 10, 10), kurz darauf betrachtet Papirius Carbo das Becken von Villach als römisches Interessengebiet (o. S. 6). Man versteht, daß nach der Expedition gegen die Japuden 129 das Interesse für das Land östlich von Aquileia nachließ und noch zur Zeit Caesars Triest ein von Barbaren bedrohter Platz am Rande der Welt ist (Bell. Gall. VIII 24, 3). Eine Gegeninstanz ist, daß nach Polyb. a. a. O. die römischen Unternehmer von den Tauriskern verjagt wurden (vermutlich in einer Zeit, als die Unternehmerpartei in Rom zurückgedrängt war, also nach 122), aber das Verhalten des Consuls Carbo 113 und die Inschrift der Erzstatue zeigen, daß die Kanäle bald wieder offen waren.

Auf dieselbe Straße führt die Reihe von Inschriften in venetischem Alphabet bei Würmlach nördlich des Plöckenpasses und in Gurina selbst (Pauli, Altital. Forsch. I Nr. 91 ff. der Liste, A. B. Meyer a. a. O. 39 ff., 91), die z. T. in die Zeit der Herrschaft der römischen Republik gehören (o. S. 7[1]), z. T. älter sein mögen. Diese Texte werden vielleicht jetzt ergänzt und die Straße venetischer Einwirkung verlängert durch ein paar archaische Buchstaben auf einem Knochenstück aus Virunum im Museum von Klagenfurt, deren Ductus venetisch anmutet; freilich sind die einzelnen Lettern anders als in Venetien und Gurina, und ich nenne das Stück mit allem Vorbehalt.

Wichtiger aber als oft zeitlose Kritzeleien sind die Spuren von Export und materieller Beeinflussung alpiner und transalpiner Landschaften von Venetien aus in den vorrömischen Jahrhunderten. Es handelt sich um den Reflex der Kultur Este III mit ihrem auffallenden schwarz-roten Glanz der Keramik und der eigentümlichen Manier, Systeme von blanken Nägeln in den Ton zu pressen, damit der metallische Charakter des Vorbildes dieser Keramik ge-

wahrt bleibt; ferner mit den Bronzesitulen und anderen ornamentierten Bronzeobjekten der vielbehandelten Art[1]).

Auch diesen venetischen Reflex finden wir, wenn auch spärlich, in Kärnten. Es gibt Gefäße aus Frögg bei Rosegg an der Drau östlich Villach, wo auch die Form eines kleinen Beigefäßes von Este (Montelius, Civil. primit. I Tafel 50, 11) auftaucht, zusammen mit Urnen, die zwar in der Form ganz hallstädtisch geblieben sind, aber die Freude an der leuchtenden schwarz-roten Ornamentierung von Este III gelegentlich zeigen (Mitteil. der Centr. Comm. 1884 p CCII; ein mäßiges Beispiel Much a. a. O. Tafel 50, 1). Beweisender sind isolierte Beispiele der Nägelverzierung aus Frögg (im Museum von Klagenfurt) und vor allem das Fragment einer estischen Situla aus Gurina (Hoernes² 548).

Unendlich viel stärker aber ist die Einwirkung Venetiens in diesen Jahrhunderten in östlicher Richtung auf dem Wege, der dann später für Italien ebenfalls die Hauptverkehrsader darstellt. Aus S. Lucia und Karfreit im Isonzogebiet haben wir die schwarzroten echt estischen und die mit Nägeln verzierten Urnen und Vasen, ferner lokale ohne Töpferscheibe hergestellte Imitationen der ersteren (Marchesetti Mitt. Wien. Anthrop. Gesellsch. 1889, 149 ff. 153; Hoernes² 480; Much 64, 9—12), aus Karfreit auch das Fragment einer Situla (Hoernes² 548). Von Oberitalien gekommen sind auch die Helme von Idria di Bača (Déchelette II 3, 1166), die Bronzefigur vom gleichen Ort (Déchelette II 3, 1098); die letztere datiert durch Certosafibeln aus dem 4. Jahrhundert (Ducati 43, 89; Mitteil. Wien. Anthrop. Ges. 1889, 152).

Diese Fundplätze sind noch westlich der Alpen gelegen und nur der Anfang der Straße (der Bernsteinroute: Déchelette II 2, 873); in Krain treten wir in die eigentliche Export- und Einflußzone (vgl. für die Bronzen Hoernes² 551 ff.). Keltische Münzen von Oberlaibach (Much 91, 1—10) sind die erste Etappe, der bekannteste Fundort ist Watsch über der Save ö. Laibach mit seiner viel besprochenen Bronzesitula mit reichen bildlichen Friesen (Much 53 und 54; Denkschr. d. Wiener Akad. 1883, 170 ff. und Tafel I;

1) Eine Liste von ihnen bei Hoernes Urgesch. d. Kunst², 542 ff., Déchelette Manuel II 2, 768 f., die jüngste ausführliche Behandlung von Ducati (Mem. della R. Acad. delle scienze, Bologna 1923. S. 23 ff.), dessen Annahme etruskischer statt venetischer Herkunft mir freilich abwegig erscheint. Die Liste der Fundplätze zeigt ein Ausstrahlen rings um Venetien und der ganze Typ fehlt völlig in dem weiten Gebiet etruskischen und italischen Bronzeimports in Süddeutschland und Ostfrankreich. — Die Zeit dieser Industrie ist im wesentlichen das 5. Jahrhundert, beginnend schon im 6.: Hoernes 471, 543; Ducati 26, 87, 90 f. Im 4. Jahrhundert verroht die Kunst sehr rasch: Hoernes 544, Ducati 93.

Ducati 90), einem Gürtelblech des gleichen Stils (Much 55, 9; Déchelette II 3, 1355) und mehreren Helmen, u. a. einem solchen, wie er auf der Certosa-Situla abgebildet ist (Denkschr. d. Wien. Akad. a. a. O. 180, 183; Much 51, 52 und 55, 1; Déchelette II 594; Reallex. d. Vorgesch. V 293 f.; Ducati 43). In ihrer Begleitung haben wir (im Wiener Museum) schwarz-rot gestreifte Vasen, teils estischer Form, teils unter Übernahme der estischen Schmuckweise auf die bodenständigen, weitbauchigen Gefäße, ferner oft Certosafibeln (Denkschriften a. a. O. 193 f.).

Bei Marein sö. Laibach sind die Fundorte des Magdalenenberges und von Oberschleinitz zu nennen. Von hier stammen eine Situla mit Friesen, mehrere einfache solche, Fragmente von Situlen und ein ganz estisches Gürtelblech (Hoernes² 551 f.; Déchelette a. a. O.; Much 54, 6; 63, 8; Denkschr. a. a. O. Tafel I = Mitteil. Wien. Anthrop. Gesellsch. 1894, Tafel III), wieder in Begleitung von Vasen mit schwarz-roten Streifen wie in Este, z. T. wie in S. Lucia und Watsch unter Übernahme der Farbenwirkung in die eigenen Muster und vor allem wieder mehrfach mit eingepreßten Nägeln als metallisches Ornament (im Museum von Laibach). Die Wiener Sammlung hat eine typische Este III-Urne aus Hrastje bei Groß-Lupp (Bez. Laibach: Much 57, 4); hier und in St. Margarethen (Bez. Nassenfuß, Ostkrain) macht sich die schwarz-rote Ornamentierung auf hochfüßigen Urnen breit (Much 57, 3.5). Die letztere Nekropole hat in Begleitung von Fibeln der Zeit um 500 eine Haube aus Holzgeflecht mit aufgelegten Bronzeplatten, genau wie sie auf der Situla aus der Certosa von Bologna und der vom Magdalenenberg abgebildet ist (Ducati a. a. O. 46; Abbild.: Much 57, 1, Denkschr. Wien. Akad. a. a. O. 186, Real-Lexikon d. Vorgesch. V Tafel 88 a, Déchelette II 2, 594)[1]). Endlich ist ein Gürtelblech aus Brežce bei Hönigsberg zu nennen, das in die Kategorie der Situlen und verwandten Objekte gehört, Mitteil. Wien. Anthrop. Ges. 1894, Tafel III.

1) Einer der Helme von Watsch ist entfernt verwandt: ein Geflecht, ganz bedeckt mit kleinen Metallscheiben: Much 55, 1. Ein Helm aus St. Margarethen eventuell italischer Herkunft auch Déchelette II 3, 1166 f., dagegen hat der andere a. a. O. 1161 Analogien in Montefortino, ist also wohl keltisch: Much 90, 1; er stammt nicht aus den Gräbern wie die übrigen Objekte. Weiteres zur keltischen Herkunft Real-Lex. d. Vorg. V 294 f.; die Helme von Mairane bei Lodi und Varenno (Prov. Como) abgeb. Montelius I Tafel 64, 1. 2., ferner in Bologna (a. a. O. I. p. 460) gehören hierher. Technische Anklänge an estische Keramik begegnen isoliert auch sonst: so in St. Michael (Hoernes, Mitt. Wien. Anthrop. Ges. 1888, 237 f., (β III 2), das sonst ganz einheimische Kultur hat (a. a. O. 217 ff., 240 ff.).

Eine weitere Linie weist nach Istrien, wo in Nesactium Fragmente von Situlen estischer Form und estische Keramik begegnen (Hoernes[2] 469, 471, 548; Ducati Tafel VIIb), hier schon begleitet von apulischem Import (Hoernes[2] a. a. O.), der auch in Parenzo auftritt (Ducati a. a. O.); ferner in Pola, Vermo und Pizzughi (Gnirs, Istria Praeromana 82f.; Much 79, 25). Pileus-Helme einer in Vermo und Pizzughi vorkommenden Form sind ebenfalls auf der citierten Situla abgebildet (Ducati a. a. O. 45); aber da sie in Picenum auftreten, kann es sich um echt illyrisches Gut handeln, das in Oberitalien bekannt geworden ist.

Jenseits Krain im Binnenlande werden die Spuren venetischen Handels fühlbar schwächer. Agram bietet nichts Einschlägiges, einiges die südliche Steiermark. Ich erinnere an die Helme von Negau mit einer venetischen und einer etruskischen Inschrift (Pauli a. a. O. Nr. 99 und 112; Oberziner, i Reti Tafel 26), an den jedenfalls doch italischen Küraß von Klein-Glein (Déchelette II 2, 769; Much 42; Hoernes[2] 549) und daran, daß der gleiche Schildtypus auf der Situla von Bologna (Ducati 48) und auf dem Wagen von Strettweg (Much 41) begegnet[1]).

Außer der schwachen Einwirkung Venetiens nach Kärnten, der etwas fühlbareren nach Istrien und der starken nach Krain haben wir bekanntlich eine weitere Straße estischen Handels und estischer Einwirkung: den Brennerweg. Ich erinnere an den Helm von Oppeano a. Etsch (Prov. Verona, Montelius I Tafel 49, 2), die zwei oder drei Bronzegefäße von Moritzing bei Bozen (darunter Stücke von mindestens einer Situla), die von Welzelach nordwestlich Lienz in Osttirol, Mechel im Nonstal, Matrei südl. Innsbruck, den Gürtel aus dem Vintltal östl. Franzensfeste (vgl. die Liste bei Déchelette II 2, 769)[2]). Welzelach kann bei seiner Lage einen über

---

1) Weitere Ausstrahlungen werden aber ganz schemenhaft, ein barbarisch verunstaltetes venetisches Goldblech in Ottlaka im früheren Komitat Arad ndl. des Marosflusses (Hoernes[2] 549) und die Situla von Kuffarn sdl. Krems in N.-Österreich sind zu isoliert, um Verkehrswege zu verraten; nur daß die letztere ungefähr an der alten Bernsteinstraße liegt, ist wichtig. Der Bernstein ist in Este III sehr beliebt (z. B. v. Duhn Reallex. d. Vorg. III 131). An dem Oedenburger Urnentyp (Gemeinlebarn usw.) will Hoernes[2] 561 einen letzten Reflex des Südens erkennen.

Die Nekropole von Maria Rast braucht uns hier nicht aufzuhalten, sie ist unberührtes Hallstadt mit einer römischen Nachbestattung: briefliche Mitteilung von W. Schmid, gegen Wurmbrand Arch. f. Anthrop. XI 260f.; die betr. Stücke Much 40.

2) Moritzing (Much 68) zeigt recht rohe Ware, datiert durch ein Latène II-Schwert (Duhn, Heidelb. Jahrbücher 1892, 88, Anm. 42). Das Stück von Welzelach (Hoernes[2] 551, Ducati Tafel V) steht etwas höher, ist aber vielleicht auch lokale

Gurina kommenden Einfluß verraten, die übrigen Plätze setzen die Brennerstraße voraus. Von dieser werden auch die Strahlen ausgegangen sein, die wir bei Salzburg (italischer Helm vom Paß Luegg: Much 69, 10)[1]) und in Hallstadt selbst finden (ein echt estischer Deckel: Hoernes[2] 548 f., eine italische Schale, auf die ein lokaler Handwerker einen Tierfries gekratzt hat: a. a. O. 549, eine Schwertschneide, das Fragment einer Situla: Déchelette II 2, 768).

Dagegen sind Spuren estischer Einwirkung über den Hauptkamm der Alpen hinaus westlich des Brenners nicht vorhanden. Das große Reservoir von Funden in Süddeutschland und Ostfrankreich ist ganz anderer Art, alles stammt aus Etrurien oder der griechischen Welt. Estisches findet sich nur in der Poebene bis zu den Südenden des Lago Maggiore und des Comer Sees und bis in das Tessin und das Misox: vgl. für die ersteren Fundplätze Hoernes[2] 542, 546 ff., Déchelette II 2, 768; Abbildungen von Castelletto Ticino bei Montelius I Tafel 45, 12. 18, Sesto Calende 62, 1, Grandate bei Como 47, 13, Trezzo 46, 19, Golasecca 43, 3. 4. 12 (vgl. m. Este 58, 9. 11); hierfür siehe auch v. Duhn Reallex. d. Vorgeschichte IV 374 f. Die äußersten Vorposten aus den Nekropolen im Tessin bei Ulrich, Gräberfelder in der Umgebung von Bellinzona, bei v. Duhn, Gräberkunde I 139 ff.

Das vorgelegte Material gibt ein klares Bild. Die estische Kultur gehört in das 5. Jahrhundert, die Umwelt der Exportstücke paßt durchweg dazu: allenfalls bis in das 4. Jahrhundert hinein hat der Handel fortbestanden (Duhn, Heidelberger Jahrbücher 1892, 68. 87 f., Anm. 41. 42; Cartellieri a. a. O. 47 ff.). Dann hört der Handel völlig auf. Die Ursache liegt auf der Hand: es ist die Zeit des Kelteneinbruches in Oberitalien und der damit unvermeidlich Hand in Hand gehenden Verschiebungen anderer Stämme. Wir sahen o. S. 11, daß Skylax mit seinem aus jener Zeit stammenden Material noch keine Karner in Friaul, noch keinen keltischen Riegel zwischen den Istriern und ihren venetischen Stammesgenossen kannte. Sein Dazwischentreten mußte notwendig die Handelsstraßen stören, die keltischen Völker, die die Illyrier in den Ostalpen verdrängten, mußten erst zur Ruhe kommen und allmählich die Wege wieder aufschließen, die ihren Vorgängern geläufig gewesen waren. Das hat offenbar lange gedauert, zumal

Imitation, kein Import (Ducati 90), datiert durch eine Fibel auf dem Wege zum echten Latène. Die Fragmente von Matrei sind der Situla von Watsch verwandt (Much 54; Denkschr. Wien. Akad. a. a. O. Tafel I; Hoernes a. a. O.). Für Mechel vgl. Hoernes[2] 549.

1) Von neuen Funden italischer Bronzen aus Dürnberg bei Hallein wurde mir in Salzburg mündliche Mitteilung gemacht, gesehen habe ich sie nicht.

Este sank und immer weniger vorzuweisen und zu verkaufen hatte: erst Strabons ältere Quelle hat wieder Kunde von einem Verkehr nach Krain und dem Saveland (2. Jahrhundert). Nicht lange und er wurde ein zweites Mal blockiert, diesmal von den wilden illyrischen Japuden, ein Zustand, der bis Octavian dauerte. —

Weniger klar illustieren die literarisch überlieferten Vorgänge den gleichzeitigen Verfall des Handels über den Brenner. Seit dem 4. Jahrhundert ist die Gegend von Verona keltisch, das Etschtal nördlich davon raetisch. Diese Sprachgrenze kann aber die Barriere nicht dargestellt haben. Wir werden unten (S. 22ff.) sehen, daß der Hauptverkehr fortan weiter westlich durch keltisches und raetisches Gebiet lief. Diese beiden Völker hatten offenbar keinen den Handel zerstörenden Gegensatz. Der Untergang des Brennerhandels kann nur daran liegen, daß ihn fortan weiter nördlich eine zweite Sprach- und Völkergrenze überquerte, zwischen den Raetern und einer am Brenner erhalten gebliebenen illyrischen Sprachinsel (u. S. 24). Hier wie bei den Japuden sind es Illyrier, die den Verkehr hemmen.

Wohin hat sich nun der Handel gezogen? Gab es schon vorher Wege weiter westlich, die Italien und den Norden verbanden? Und wie waren die Sprachgrenzen, die der Keltensturm schuf und damit die Chancen für den Warenaustausch? Die erste dieser zwei Fragen ist längst beantwortet: gerade in der Zeit, da wir den estischen Handel über Brenner, Tarvis und den Karst ziehen sahen, bildet sich am Rhein und östlich bis Bayern, westlich bis in die Seinegegend das ausgedehnteste aller Absatzgebiete südlicher Ware im vorgeschichtlichen Europa. Es genügt der Hinweis auf die Karte (Nr. 5) in Déchelettes Manuel II 3, die die Fundorte zeigt: in der Hallstadtzeit bis 500, oder wenn man die Zeitdauer einrechnet, die ein Objekt braucht, um von einem italischen Fabrikationsort in das transalpine Grab zu kommen, auch etwas später, haben wir Fundplätze in Oberbayern, Schwaben und der Nordwestschweiz, sehr spärlich weiter nördlich und westlich. In der Latènezeit drängt sich Fundplatz an Fundplatz im ganzen oben bezeichneten erweiterten Areal, am dichtesten im Rhein- und Moselland, isolierte Vorposten gibt es bis Böhmen und Westfrankreich.

Über die Verkehrsstraße, die diese Waren eingeschlagen haben, hat Déchelette II 3, 1574 alles Wesentliche gesagt. An massaliotischen Export glaubt heute wohl niemand mehr: nirgends sind die Funde so spärlich wie im Hinterland von Marseille und wir wissen, daß, bis die Römer der Stadt Luft schufen, das Skalpieren und Massakrieren durch die Ligurer dicht am Stadttor anfing. Die Westalpenpässe scheiden auch aus, sie sind auch in der Hand der wilden

Ligurer und an ihren Ausgängen ist die Fundkarte völlig leer. Der Brenner, den Déchelette a. a. O. in erster Linie nennt, kommt für die ältere Periode stärker in Frage als für die spätere, wie die Fundkarte zeigt, und wie es dem oben S. 18 Gesagten entspricht: seit dem 4. Jahrhundert ist hier alles zu Ende. Es bleibt Déchelettes zweiter Weg, über die oberitalischen Seen und die Ostschweiz, als der einzig mögliche; d. h. da der Gotthard für das Altertum ausscheidet, der über Chur.

Ich kann zu Déchelettes Verzeichnis zwei Instanzen nachtragen: im Konstanzer Museum befindet sich eine Lekythos aus Tägerwilen dicht w. Konstanz am linken Ufer des Untersees. Ihre Isoliertheit gab zu Zweifeln über die richtige Überlieferung des Fundplatzes Anlaß, die Keller-Reinerth, Urgeschichte des Thurgaus 217, teilen. Aber aus Wangen, am rechten Ufer des gleichen Sees, stammen spätest-rotfigurige Vasen (ebenfalls in Konstanz), sodaß ich auch an dem Tägerwiler Fund nicht mehr zweifeln möchte. Beide Plätze liegen am Ausgang der Alpenstraße über Chur.

Umfangreicher ist ein Fund griechischer Scherben im Museum in Baden bei Zürich. Herr Lang-Schnebli als Präsident der Badener Museums-Commission teilte mir mit, daß er zweifellos auf dem Gelände des späteren römischen Militärhospitals links der Limmat zu Tage gekommen sei. Der gleichen Ansicht war Fröhlich, mit dem ich in Vindonissa darüber sprach. Viollier in Zürich war (brieflich) skeptischer und hielt Erwerb im italienischen Kunsthandel bei Reisen seitens eines interessierten Badener Bürgers für möglich, aus dessen Besitz die Stücke in das Museum übergegangen sind. Mir scheint der Umstand maßgebend, daß der Fund ganz einheitlich ist: mehrere Kantharoi, hellgrundig mit senkrechten braunen Linien, ein roh gezeichneter gelblicher Skyphos mit schwarzen Figuren und der Oberteil einer Lagynos vom Typ Leroux, Lagynos Nr. 66: also alles 3. Jahrhundert. Es wäre ein seltsamer Zufall, wenn ein Sammler auf Reisen gerade diese Collection zusammengebracht hätte; es handelt sich m. E. sicher um eine Spur des Handels, der vom Oberrhein her über Sargans und an der Limmat hinführte — auf dem geopolitischen Rückgrat der ganzen Schweiz (v. Hoffmann, Neue Schweizer Rundschau 1926, 697 ff.). Baden und Konstanz sind die beiden natürlichen Fortsetzungen eines sich bei Sargans spaltenden Alpenweges, ganz entsprechend dem Bild auf der Fundkarte bei Heierli Mitt. Antiqu. Gesellsch. Zürich 1903, die die Verbreitung der Siedelungen am Rhein abwärts von Chur bis Sargans und dann einerseits zum Bodensee, andererseits zum Walensee hin zeigt. Zur

Frage alter Verkehrswege am Walensee s. Winteler, Röm. Landweg am Walensee, Aarau 1894.

Der feste Punkt für den Handel ist also Chur. Wie lief der Weg weiter südlich? Man denkt zuerst an Tessin und Misox und als Übergang ins obere Rheintal an den Bernardin-Paß. Denn nirgends erstreckt sich eine reiche Civilisation so tief in die Alpen wie hier: die großen Nekropolen von Giubiasco, Castione, Arbedo, Molinazzo, Giornico, Claro usw., deren ganze Geschichte vom reinen Latène bis in die volle Romanisierung in den Museen von Berlin und speziell Zürich einzigartig zu verfolgen ist (Ulrich, Gräberfelder in der Umgebung von Bellinzona), fordern direkt dazu heraus, hier eine besonders wichtige Etappe des Alpenweges zu suchen, zumal südliche Importstücke wie zu erwarten ihren Weg hierher gefunden haben (estisches o. S. 18, später z. B. campanische Bronzen, Willers a. a. O. 11).

Der archäologische Befund, den Heierli a. a. O. vorlegt und aus dem er auch auf den Bernardin schließt, paßt aber trotz v. Duhns Zustimmung (a. a. O. 135) nicht recht zu dieser Ansicht [1]).

Der einzige größere Latènefund, von Luvis bei Ilanz a. Vorderrhein [2]), (dessen Gebiet im übrigen sehr spärlich eisenzeitliche Funde hat, Heierli 8 ff.), zeigt Analogien eher zur Westschweiz als zum Misox. Eine Menschenkopffibel hat zwar auch am Tessin Gegenstücke (Heierli 33), mehr aber noch im Norden (Déchelette II 3, 1249); dasselbe gilt von dem Gürtelschmuck (vgl. Heierli 34). Solche Dinge verraten, daß nordische Objekte an den Vorderrhein und ins Misox kamen, aber keine Straße Luvis-Misox. Die Gabelung der Wege von Norden kann vorher liegen (gegen Heierli 40; vgl. aber 32) [3]).

Ein stärkerer Anhalt ist eine kleine Anzahl von Bronzegefäßen, die vereinzelte Parallelen zum Tessin haben, aus Soglio im Bergell und Obervaz nordwestl. Tiefencastel sdl. Chur (Heierli 14, 19, 31, 37). Soglio liegt, wenn man überhaupt dort an einen Weg

---

1) Von Heierlis Material scheiden für uns aus die Bronzefigürchen (Heierli S. 2 f., 31 aus Chur, wohl auch seiner Umgebung und Andeer an der Via Mala); sie sind zu spät und sicher kaiserzeitliches Lokalgewerbe. Der in der Tat an Giubiasco erinnernde Helm aus Igis am Rhein ndl. Chur (Heierli 24) ist augusteisch (a. a. O. 38); nicht früher wird das republikanische Geld von Chur (39) in das Land gekommen sein.

2) Besprochen Mitteil. Wien. Anthrop. Ges. 1892, 92 f.; Heierli a. a. O. 9.

3) Eine Spur älteren Nordsüd-Handels stellt die südlichste aller Scherben der Alpkeramik (Salemer Typ) Heierli 7 dar.

nach dem Rhein und nicht am Inn entlang nach Innsbruck denkt[1]), am Wege Chiavenna-Julier (oder Septimer)-Tiefencastel, und Obervaz deutet eher auf die Linie Tiefencastel-Chur, als Tiefencastel-Hinterrhein, da das Albulatal westlich Tiefencastel ebenso schwierig ist, wie der Sattel von Churwalden auf dem Wege nach Chur bequem[2]).

Die Lücke zwischen Soglio und Obervaz wird geschlossen durch den Fund von Burwein, aus dem neben massaliotischen Stücken keltische Münzen erhalten geblieben sind: Heierli 15, Pauli Altital. Forschungen I Nr. 9 f. Der Platz liegt südlich Tiefencastel, nördlich der Spaltung der Wege über Julier und Septimer. Instanzen, die für den Hinterrhein sprechen, sind (abgesehen von dem Auftreten nördlicher Objekte im Tessin) Certosafibeln am Zusammenfluß der Quellflüsse des Rheins (Heierli 7 f.), allenfalls Fibeln und kleine Bronzeobjekte von Andeer (Via Mala) und Sils bei Thusis und Rotenbrunnen am Unterlauf des Hinterrheins, aber sicheren Import haben wir hier nirgends (Heierli 11 f.).

Also bleibt vorderhand wirklich greifbar nur die Straße Chur-Churwalden-Tiefencastel-Julier (oder Septimer)-Maloggia-Bergell-Chiavenna. Dazu paßt die Lage von Chur, dessen Burgberg die Straße nach Churwalden, aber durchaus nicht die nach dem Hinterrhein deckt. Unsicher bleibt nur das kurze Mittelstück: Julier oder Septimer? Die Geschichte der Fahrbarmachung durch Augustus läßt den Julier vorziehen, zumal dieser überhaupt mehr antike Spuren hat (Heierli 15 f.; vgl. v. Duhn Reallex. d. Vorgesch. I 104). Es kommt wenig darauf an, im Großen ist der Weg derselbe, der im Mittelalter wieder vorgeherrscht hat.

## III.

Geltung hat diese Verkehrsgeographie bis zu der Zeit gehabt, als die römische Kolonialpolitik sich an die Alpenländer heranmacht. Polybios XXXIV 10, 18 kennt (um 120) vier Alpenwege: am Meer entlang, über Turin (Mont Genèvre), durch die Salasser (St. Bernhard) und durch die Räter. Letzterer kann an sich der Brenner sein und unser eben festgestellter Weg über Chur. Der archäologische Befund legt letzteren näher, es bleibt aber die Vorfrage, ob diese Straße die Alpen im Bereich der Raeter überschritt,

1) Das letztere ist aber unwahrscheinlich, die Karte bei Heierli zeigt eisenzeitliche Spuren nö. Chiavenna nur bis zu der Stelle, wo der Weg über den Julier oder Septimer nördlich abbiegt, nicht im Engadin. Republikanisches Geld in Samaden Heierli 17.

2) Das erstere ist erst in moderner Zeit erschlossen.

d. h. die Frage nach den Sprachgrenzen in den Alpen vor der Romanisierung. Wir haben oben das Wesentliche für die Ostalpen gesagt; Die Taurisker in Kärnten sind Kelten, ihnen vorgelagert erreicht das Keltentum mit den Karnern in Friaul das Meer vom Tagliamento bis Triest einschließlich. Istrien ist illyrisch (Strab. VII 5, 3); der Karst, bis die Japuden kommen, sicher keltisch. In Ostkrain beobachteten wir keltische Elemente (o. S. 7[2]), sodaß die Linie sdl. Triest-Krainer Schneeberg-Uskokengebirge sdl. Agram die Grenze des keltischen Vorstoßes im 4. Jahrhundert bezeichnen wird. Die Japuden, damals an der Küste östlich Fiume, später auf dem Karst, sind im Kern Illyrier (o. S. 11[2]). Die östliche Fortsetzung geht uns hier nichts an, es sei nur erwähnt, daß wir genau wie bei dem japudischen Vorstoß auf den Karst auch an einer anderen Stelle eine Reaktion anderer Völker gegen die Kelten beobachten können. Für Strabon grenzen die Pannonier an die Dalmater (VII 5, 3), Siscia ist eine pannonische Stadt (VII 5, 2), dagegen zieht sich im Hauptteil der Latènezeit durch Nordkroatien und Slavonien eine unverkennbar keltische Zone mit Schildbuckeln, Latèneschwertern, Spiralornament, Wagengräbern, die sich nach Ungarn hin fortsetzt, aber im kroatischen Karst und in Dalmatien völlig fehlt (Wilke, Reallex. d. Vorgesch. VI 172 und die dort zitierten Einzelartikel). Dieser keltische Streifen von Steiermark und Krain bis zum Skordiskerland ist bei Strabon verschlungen, sicher nicht ohne Zusammenhang mit dem erwähnten japudischen Vorstoß.

Weiter westlich ist alles Land bis zur Donau keltisch, abgesehen von Illyriern am Brenner (u. S. 24) und eben dem uns jetzt beschäftigenden Volk, den Raetern. Ihr nicht keltischer, sogar ihr etruskischer Charakter wird von zwei Oberitalienern, Plinius und Livius, und von Trogus bezeugt. Ein Vers des Horaz und eine beiläufige Wendung des Zonaras sind keine Gegeninstanzen (die Stellen bei Haug, RE I A 42 f.). Die spärlichen Inschriften bestätigen die Tradition. Schon Pauli, Altital. Forschungen, hat auf etruskische Anklänge mit Recht hingewiesen. Doch davon unten [1]).

Für die Wohnsitze der einzelnen Stämme der Centralalpen haben wir die Untersuchung bei Zippel, Römerherrschaft in Illyrien 254 ff. (auf Grund von Augustus' Tropaeum), die Liste bei Haug

---

1) Richtig für etruskischen Charakter der Raeter auch Heierli a. a. O. 56 ff. Die nordetruskische Schrift allein wäre nicht beweisend, trotzdem sie seit ca. 500 (v. Duhn, Heidelb. Jahrb. 1892, 71) auftritt, also in Zeiten, wo die Kelten noch so gut wie völlig analphabetisch sind. Sie könnte aber in der Zeit etruskischer Größe von Oberitalien auch auf andere Völker übergegriffen haben, wie es in Este notorisch der Fall war.

a. a. O. 45, der freilich unterschiedslos alle Stämme der Gegend aufzählt; ferner Bemerkungen von Heierli a. a. O. 1 ff., Menghin, Mitteil. Wien. Anthrop. Gesellsch. 1911, 297 ff. Methodisch hatte schon Zippel absolut recht, wenn er für die ethnographische Zuweisung Strabon zugrunde legt: alle Späteren, Plinius und vor allem Ptolemaios, denken bei dem Begriff Raetien an die römische Procuratur und leben in Zeiten, als die Romanisierung die alten Sprachgrenzen verwischt hatte (vgl. Heierli z. B. 59, Menghin 320).

Von vornherein steht eins fest: unter den Stämmen, die Augustus in der bekannten Siegesinschrift nennt, müssen sich Raeter befinden; denn die kurzen literarischen Notizen, die den Alpenkrieg betreffen, nennen stets Raeter als Gegner des Drusus und Tiberius (Liv. per. 138; Vell. II 39, 3; Suet. Aug. 21, 1; Tiber. 9, 2).

Die positiven Angaben Strabons sind folgende: Die "Raeter und Vennonen" sitzen „über Como" nach Osten hin; d. h. in den Bergen östlich Como (IV 6, 6), genauer (§ 8) von der Länge von Como bis zu der von Verona. Die Raeter erreichen den Rhein und grenzen an die Helvetier (a. a. O.) und den Bodensee (VII 5, 2), in ihrem Gebiet gibt es Weinbau (IV 6, 8: Südtirol). Nicht mehr raetisch sind die Breuner (am Brenner) und die Genaunen nördlich davon (im Inntal bei oder östlich Innsbruck, kaum in Bayern, wie Heierli 53 will), die „schon", d. h. als westlichste Stämme, illyrisch sind (a. a. O.)[1]. Bregenz und Kempten sind vindelicisch, d. h. keltisch, ebenso die nördlichen Vennonen (Vennoneten), dagegen werden als raetisch genannt die Rukantier und Kotuantier (alles a. a. O.).

Plinius III 135 nennt hiervon abweichend die Vennonenser und Saruneten als raetische Stämme am oberen Rhein[2]. Und zwar sitzen nach Ptolemaios II 12, 2 die Saruneten („Suaneten") südlich des anderen Stammes, also wie längst erkannt (Zippel a. a. O.; Heierli 47, 52) bei Chur, jener rheinabwärts bis zum Bodensee, den er zwischen den Helvetiern und Vindeliciern (Bregenz) auf einem schmalen Streifen erreicht[3]. Dasselbe Bild bietet Strabons andere Quelle im 7. Buch, wo die Raeter den Bodensee ἐπ' ὀλίγον berühren (VII 1, 5), also die Vennoneten zu den Raetern gerechnet werden,

1) Zur Zeit Strabons war gerade hier ein sicheres Urteil über die ethnographische Zugehörigkeit möglich, die Völker kamen mit Drusus ganz besonders in Berührung: Hor. Od. IV 14. Die ethnographische Zuweisung natürlich nach Strabon, nicht nach Horaz.

2) Als westlichste raetische Völkerschaften; denn im oberen Wallis sitzen „lepontische" Uberi und die Lepontier sind keine Raeter, s. u. S. 27 f.

3) Daher die Bezeichnung ven[non]netischer See: Mela III 24, vgl. Heierli a. a. O.

nicht zu den Kelten. Damit ist die Westgrenze der Raeter gefunden, sie reichten nach Strabon bis vor die Tore von Como, d.h. zu ihnen gehören die Bergalei im Bergell bei Chiavenna, die nach Claudius' Edict (Dessau 206) mit der Stadt in Berührung waren. Dann lief die Sprachgrenze offenbar über den Bernardin, dessen Bedeutung als Völkerscheide wir auch archäologisch erkennen konnten (o. S. 21 f.), und auf der Wasserscheide zum St. Gotthard, dann auf den Höhen links des Vorderrheins und des vereinigten Rheins bis zum Bodensee; bzw. wenn man die Vennoneten nicht zu den Raetern rechnet, bog sie nördlich Chur über den Rhein nach Osten ab, etwa wie heute die Grenze des Kantons Graubünden. Mit den Rukantiern und Kotuantiern läßt sich leider nichts anfangen. Vielleicht sind die Namen verderbt (Haug a. a. O.), jedenfalls helfen uns Ptolemaios' Rukinaten und Konsuanten nicht weiter, er setzt die ersteren in den Norden seines „Vindelicien" östlich des Lech, also an die Donau, die Konsuanten in ihre Nähe, also weit nördlich und westlich des Brenners, der für Strabon schon jenseits des rätischen Gebiets liegt. So ergibt sich für die Nordgrenze eine Linie, die in Tirol ungefähr der heutigen italienischen Grenze entspricht — am Brenner wegen der Breuner wohl etwas südlicher, vgl. Cartellieri a. a. O. 129 —, in der Schweiz wie gesagt, entweder der Nord- und Nordwestgrenze Graubündens folgend oder einen schmalen Zipfel am Rhein bis zum Bodensee einschließend, der im Osten Bregenz nicht umfaßt (o. S. 24), also wohl im wesentlichen linksrheinisch bleibt. Ob fines = Pfin im Thurgau schon damals eine Grenze bezeichnete? Auf keinen Fall ist es also möglich, Vorarlberg und das nordtiroler Inntal zu Raetien im alten ethnographischen Sinn zu rechnen.

Im Süden sahen wir das Bergell als sicher raetisch, östlich neben ihm im Veltlin fehlt uns zwar ein sicher lokalisierter Stammesname, aber die etruskischste aller „nordetruskischen" Inschriftengruppen, die von Sondrio, springt hier ein (u. S. 28)[1]. Dagegen

1) Kiepert setzt hier nach Strabon IV 6, 6 die Vennonen ein. Der Name kehrt bei den Venosten des Vintschgaus in sicher raetischem (s. u.), bei den Vennoneten in so gut wie sicher (s. o.) raetischem Gebiet wieder und empfiehlt sich damit. Strabons Ausdruck „Räter und Vennonen" braucht uns nicht zu stören, jedenfalls meint er mit ihm nicht die Venosten des Vintschgaus, diese sitzen nicht am Abhang zwischen Como und Verona. Ich halte Kieperts Ansatz für richtig. Heierli 51 und Menghin Mitteil. Wien. Anthrop. Gesellsch. 1911, 315[1] setzen die Cammuni ins Veltlin, weil in Stazzano westl. Tirano die Inschrift CIL V 8896 das beweise, der Grabstein eines Cammuniers. Umgekehrt: die Nationalität wird auf Grabsteinen nicht bei Einheimischen genannt, sondern bei Zugewanderten. — Dio LIV 20 hat einen Sieg der Römer über Cammuni und Vennonen. Dies sind die des Veltlin, nicht die Venosten des Vintschgaus.

rechnet Plinius III 134 die Triumpilini (Val Trompia), Cammuni (Val Camonica a. Oglio) „und andere Distrikte“, also offenbar das ganze Gebiet im Hinterland von Bergamo und Brescia zwischen Bergamasker Alpen und Gardasee, zu den „Euganeern“. Man denkt zunächst an Illyrier (Veneter), zumal Verona nach III 130 teils raetisch, teils euganeisch sein soll und keine andere Sprachgrenze als die venetische in Frage kommt. Aber bei Plinius sind oft Namen aus irgend einer ganz andere Jahrhunderte meinenden Quelle eingesprengt. Der hocharchaische Name wird von dieser Art sein und die Inschriften (s. u. S. 29) ziehen das ganze Gebiet so klar zu Raetien, daß wir uns um Plinius' Euganeer nicht zu kümmern brauchen und Heierlis die Lage komplizierenden Hypothesen (a. a. O. 59 f.) entbehren können.

Die Ostgrenze der Raeter ist am unsichersten. Daß stets Noricum und Raetien als Nachbarn erscheinen, hilft nicht viel. Gewiß ist nur, daß das Etschtal ndl. Verona raetisch war (Plin. XIV 67), dann (III 130) Trient, ferner „Fertini“, wohl Feltre als östlichster Punkt, den wir fixieren können, und „Beruenses“ (unbekannt, sicher nicht bei den Monti Berici, die viel zu tief in Venetien liegen). Aus Dio LIV 22, der Trient und die Raeter in Gegensatz stellt, ist keine ethnographische Verschiedenheit zu folgern, er meint nur den Gegensatz zwischen den wilden Raetern, denen Drusus' Feldzug gilt, und dem pazifizierten Kulturland der Ebene, auch setzt sein Context zum mindesten voraus, daß die Fortsetzung der Brennerstraße ndl. Trient durch raetisches Gebiet führt [1]).

Plut. Marius 15 nennt den Weg an der Etsch (Kap. 23; vgl. Liv. Per. 68; Flor. I 37) einen solchen durch Noricum; leider ist die Angabe zu isoliert, um eine Entscheidung zu gestatten, ob in der Tat keltische Noriker zwischen Trient und der südlichen Grenze der illyrischen Breuner am Brenner die Brennerstraße erreichten, es müßte dies dann an der Eisack etwa bei Franzensfeste der Fall und die dort sitzenden Isarci von Augustus' Tropaeum Kelten sein. Wahrscheinlich ist eine solche Hypothese ganz und gar nicht.

Nun das epigraphische Material. Bekanntlich kennen wir vier

1) Strabon IV 6, 6 nennt auch die Tridentiner neben den Raetern. Das ist ebenso zu verstehen, vgl. auch o. S. 25[1]. Wenn man die spätere Angabe Ptolem. III 1, 27, daß die Cenomanen bis zu den Tridentinern reichen, hier verwenden darf, wird man letztere als südlichsten raetischen Stamm an der Etsch betrachten und mit der Sprachgrenze möglichst weit nach Norden gehen, etwa bis Rovereto.

Alphabete, die, aus dem etruskischen entstanden [1]), in vorrömischer Zeit in den Südalpen und ihrem Vorland in Gebrauch waren: Pauli, Altital. Forschungen I 4 ff. hat die seitdem immer wieder bestätigte Gruppierung geschaffen. Eine Gruppe, deren Fundplätze sich um Lugano und Como drängen (Pauli, Nr. 10—23), findet sich wieder bei Mailand und Novara (24 f.), bei Ornavasso auf dem Wege zum Simplon (Kretschmer, Zeitschr. f. vgl. Sprachforsch. XXXVIII 97 ff.), bei Carcegna am Lago d'Orta in der gleichen Gegend (Lattes, Atti R. Acad. d. Torino 1904, 1 ff.) und nach Norden zu in Giubiasco bei Bellinzona (Herbig, Anz. Schweiz. Altertumskunde VII 187 ff.), bei Andergia im Misox und im Orte Misox selbst (Herbig 195; Heierli a. a. O. 23. 60 f.). Ferner findet sich die Schrift auf Münzen in der Provence und im Wallis, isolierten im Aargau und auf den o. S. 22 erwähnten aus Burwein (Pauli 1—10). Die Münzen sind kein Anhalt für die Zuweisung an ein Volk, da zu leicht wandernd, genau wie das isolierte Vorkommen des Alphabets auf einer Scherbe aus Verona nicht mehr als Handelsgut zu verraten braucht. Dagegen ist die Inschrift in Todi in Mittelitalien, als südlichster belegter Punkt nicht als solches zu interpretieren (Pauli 26). Ist nun die Ethnographie der Träger des Alphabets einheitlich? Todi kann nur keltisch sein und einen gallischen Teich darstellen, der bei der Überflutung Italiens um 390—80 stehen geblieben ist. Für Stücke aus Mailand und Novara kann man mit Pauli (Nr. 24 f.) schwerlich etwas anderes als keltisch vermuten. Dagegen sind die Ansichten für die Hauptgruppe Como-Misox-Lago d'Orta geteilt. Kretschmer a. a. O. ist gegen keltisch und für ligurisch, Herbig a. a. O. 196 stimmt ihm zu, Pauli S. 94 neigte zur Annahme von Kelten, auch Conway, Proc. Brit. Acad. 1907, 60 zieht keltisch vor, um jetzt (Cambr. Anc. Hist. IV 435) Unterschiede gegenüber sicher Ligurischem und sicher Keltischem zu betonen und sich auf den Stammesnamen „Lepontisch“ zu beschränken. Denn daß die Verbreitung der Inschriften sich dem Gebiet der Lepontier auffallend anpaßt, ist längst erkannt; diese saßen östlich der Salasser und bis zum Simplon hin und reichten mit einem ihrer Clans, den Uberi, sogar in das obere Wallis (Plin. III 135). Die Lepontier sind nach Cato (bei Plin. III 134) eines Stammes mit Salassern und Tauriskern, also Kelten. Dagegen nennt sie Livius V 35 Ligurer. Ebenso nennen die Triumphalfasten zum Jahre 117 die Stoeni „Ligures“, Livius bei Orosius V 14, 5 dagegen

1) Das gilt auch trotz Pauli für die venetische Schrift: Sommer, Indogerm. Forsch. XLII, 1925, 90 ff. Das Alphabet geht uns hier nichts an.

einen keltischen Stamm, und diese Stoeni sind nach Plin. III 134 ein Clan der Lepontier[1]). Offenbar war die Zuweisung im Altertum strittig, wie heute. Mir scheint vor allem wichtig, daß, wenn die Lepontier reine Ligurer sind, die oberitalischen Kelten von den transalpinen völlig abgeriegelt sind und der Galliersturm keinen keltischen Streifen quer durch die Alpen hinterlassen hat, außer bei den Tauriskern und Karnern. Nun ist gewiß möglich, daß die wandernden Kelten restlos durch den ligurischen Riegel durchbrachen und letzterer sich hinter ihnen wieder schloß, aber sehr wahrscheinlich ist das doch nicht. Und vor allem ist der Hauptpaß durch die Lepontier, die St. Bernhardstraße, ganz im Gegensatz zu den südlicheren Übergängen im sicher ligurischen Gebiet in der vorrömischen Eisenzeit stark begangen und reich an Funden aus allen Jahrhunderten (Gams-Nordhagen, Mitteil. Geogr. Gesellsch. München 1923, 221). Ferner herrscht die massaliotische Münze bei den transalpinen und den oberitalischen Kelten ganz gleichmäßig (v. Duhn, Heidelb. Jahrb. a. a. O. 66f.). Das sieht nicht so aus, als ob ein ligurischer Riegel ganz durchgelaufen wäre. Ich möchte also bis zu völliger Klärung der Nationalität der Lepontier eher an keltisches Sprachgebiet als an ligurisches glauben und die Bedeutung des St. Bernhard in der Zeit der römischen Republik eben damit erklären, daß er die wilden Ligurer vermied, durch die den Weg (westlich Turin) zu nehmen, noch für Caesar Schwierigkeiten hatte (Bell. Gall. I 10, 4). Aber wie man die Lepontier und das Alphabet von Lugano-Como einordnen mag, eines ist sicher: hier sitzen keine Raeter. Das Alphabet reicht gerade bis an die Linie heran, die wir oben S. 24f. als Westgrenze der Raeter annahmen.

Eine zweite Inschriftengruppe (Alphabet von Sondrio, bei Pauli Nr. 27—31) hat ihre Fundplätze vom Gardasee über Oglio und Iseo-See bis zum Veltlin. (Eine isolierte Scherbe bei Bassano ist wieder versprengtes Handelsgut). Das Areal deckt sich zum Teil mit den Stämmen, die Plinius als euganeisch bezeichnete (o. S. 26): jetzt gibt uns die Sprache der Inschriften Auskunft, sie ist etruskisch (Pauli, S. 96ff.); wir haben hier also Raeter, zu denen wir demnach die Triumpiliner (Val Trompia), Cammuner (Val Camonica), Vennonen im Veltlin und (s. o. S. 25) die Bergaleer bei Chiavenna rechnen dürfen.

Das letzte uns hier interessierende Alphabet ist das von Bozen

1) Nicht der Euganeer, die vorher genannt werden, aber nur als Illustration zu Nachrichten über die Lepontier. Strabon IV 6, 6 nennt die Stoener zusammen mit den Tridentinern und Lepontiern. Heierli a. a. O. 50 schloß sie den ersteren an und setzte sie in das Sarcatal ndl. des Gardasees. Das ist also nicht richtig.

(Pauli Nr. 32—37), seine Fundplätze liegen im oder nahe dem Etschtal vom Becken von Bozen bis Trient. Auch diese Denkmäler verraten etruskische Sprache (Pauli S. 99 ff.) und es wird erlaubt sein, bei Strabons Aussagen über den illyrischen Charakter der Brennergegend das eine nördlich des Passes gefundene Exemplar (Pauli Nr. 37) von Matrei als im Auslande gefundenen Export zu erklären [1]).

Soweit über die Erstreckung der Raeter. Ihr Gebiet ist also, besonders im Norden, aber auch im Süden, erheblich kleiner als die Gesamtliste aller Stämme, die Haug a. a. O. aufzählt. Es bleibt die verkehrsgeschichtliche Frage, welche Straße Polybios a. a. O. (o. S. 22) mit ‚seinem Alpenweg „durch die Raeter" meint. Die herrschende Ansicht bezieht die Worte auf den Brenner, die archäologischen Funde legten die Straße über Chiavenna-Chur erheblich näher. Das ethnographische Bild war so, daß die Straße von Chur von einem Ende der Alpen bis zum andern auf raetischem Boden blieb, von Chiavenna bis zum Bodensee, die Brennerstraße aber auf halben Wege auf einen illyrischen Riegel stieß. Wir haben in den Ostalpen (o. S. 19) gesehen, daß dort die Illyrier — abgesehen von den altzivilisierten Venetern — den Verkehr unterbanden. Der illyrische Charakter der Brennergegend wird also in der Tat, wie oben S. 19 vermutet, erklären, daß italischer Export den westlichen Weg bevorzugte und ich halte es für das wahrscheinlichere, daß Polybios' „Weg durch die Raeter" diesen letzteren meint [2]).

Zum Schluß ein Wort über die Völkerverschiebungen bei dem großen Keltensturm. Wir konnten die Illyrier in drei Teile aufgespalten erkennen, erstens im eigentlichen Illyrien, von Istrien südostwärts, zweitens die Veneter, drittens eine Sprachinsel am Brenner und bei Innsbruck. Dieses Kartenbild ist verständlich nur durch die keltische Eroberung der Ostalpen, die einen Keil (die Karner) bis Aquileia und Triest vortrieb. In der Hallstadtzeit hingen die illyrischen Flecke zusammen, die Brennergegend und Innsbruck waren die Nordwestecke eines geschlossenen illyri-

1) Es handelt sich um einen kleinen Bronzegriff, also typische Handelsware. — Es sei bemerkt, daß die Bronzestücke mit Inschriften von der Etsch und dem Brenner mit dem früheren Bronzeexport Estes (o. S. 17 f.) nichts zu tun haben. Vgl. die Abbildungen Pauli I Tafel II b, Corssen, Sprache der Etrusker I 919, Taf. 23, 937; Much, Kunsthistor. Atlas, Tafel 67, 15 und 17; 69, 16 f.

2) Freilich sind die Illyrier in der Hallstadtzeit durchaus geneigt, fremde Ware aufzunehmen; ihr Charakter als Verkehrshindernis mag mehr in ihrem Gegensatz zu den Kelten gelegen haben als in einer Naturanlage des Volkes.

schen Gebiets, dessen Nordgrenze also bei Hallstadt gelegen haben muß: ganz genau das Bild, das die Beobachtung der Grabbeigaben für Hoernes und Déchelette (vgl. letzteren, Manuel II 2, 589 f.) ergeben hat.

## IV.

Wir kommen zu der römischen Politik gegenüber den oben behandelten Gebieten[1]. Ein istrischer Feldzug 221, der durch die Beziehungen dieses Volkes zu Demetrios von Pharos veranlaßt wurde (App. Illyr. 8), war sicher nicht mehr als eine Expedition gegen Piraten. Die großen Worte, mit denen die römischen Quellen von Unterwerfung des Landes reden (Liv. per. 20; Oros. IV 13, 16; Eutrop III 7; Zon. VIII 20) brauchen uns nicht aufzuhalten. Die großen oberitalischen Eroberungskriege zu Anfang des zweiten Jahrhunderts nennen regelmäßig die Cenomanen und Insubrer: die Veneter sind friedlich in ein Schutzverhältnis zu Rom geglitten. Das ist der Anfang der Berührung mit den Alpengebieten. Den Abschluß vor den Feldzügen der augusteischen Zeit kennen wir durch Appian und die wiederholt benutzte Siegesinschrift des genannten Kaisers (CIL. V 7817 und Plinius). Jenseits der Reichsgrenze und noch völlig feindlich lagen die Japuden, deren Bekämpfung App. Illyr. 16 ff. und Dio XLIX 35 f. beschreiben und deren befestigte Grenzlinie wir oben S. 3 nach Schmid und Pick berührt haben: vom Birnbaumer Wald erst zwischen Reka und Poik, dann an der Poik in Richtung Fiume streichend. Hier ist also das Gebiet der Karner und Istrier zur Zeit der Triumvirn gesichert und römisch beeinflußt, aber nichts mehr[2].

Fest organisiert ist dabei nur das karnische Gebiet bis Triest einschließlich. Sechs römische Meilen jenseits dieser Stadt lag die Grenze Italiens (Plin. III 127), die Istrier sind nur abhängig, denn

1) Vgl. zu dem Folgenden stets Zippel a. a. O. 99 ff.

2) Dio a. a. O. 34, 2 sagt, daß die Japuden die Tributzahlungen „eingestellt" hätten. Das mag gern die amtliche römische Version sein: Abfall nach irgend welcher „Unterwerfung" bei weit zurückliegenden Feldzügen. Die Existenz der großen Befestigungen mit ihrer Front gegen Italien zeigt, daß vor 35 v. Chr. kein Abhängigkeitsverhältnis bestand, das erst damals durch eine Rebellion beendet worden wäre. Appian 16, der in der Illyrike bekanntlich in letzter Linie auf Augustus' Denkwürdigkeiten zurückgeht, nennt richtiger Karner und Taurisker, die den Tribut ἐξέλιπον, also wirklich abfielen. Die Japuden stehen ganz anders. In die Grenzen der Japuden fallen die Appian a. a. O. genannten Unterstämme. Die übrigen dort aufgezählten gehören nach Südillyrien und gehen uns hier nicht an (Zippel 226 f.). — Unlokalisierbar ist für uns der Feldzug des L. Antonius im Jahre 41 v. Chr. (Dio XLVIII 4, 2; Triumphalfasten 41 v. Chr.).

sie gehören nicht zu Italien und auch nicht zu der weit im Süden liegenden Provinz Illyrien (vgl. z. B. für diese Zeit Caes. Bell. Gall. V 1, 5; Bell. Alex. 42 ff.). Dem entspricht, daß sie sich noch 51 v. Chr. an einem räuberischen Überfall auf Triest beteiligen (Bell. Gall. VIII 24, 3), wenn auch die Japuden (App. Illyr. 18) die Hauptmarodeure gewesen sein mögen. Eine römische Verwaltung in Istrien gab es noch nicht.

Auf demselben Niveau steht der nördliche Nachbar der Karner, das Reich von Noricum, dessen König erst mit Ariovist in Verbindung steht, als dieser noch von den sechziger Jahren her amicus p. R. ist, dann Caesar im Bürgerkrieg Hülfstruppen schickt (Bell. Gall. I 53, 4; Bell. Civ. I 18, 5), und dessen Hauptstadt Noreia 58 noch existiert (Bell. Gall. I 5, 4; vgl. Florus I 38 u. o. S. 5 ff.), um dann zu verschwinden [1]).

In der Brennergegend erscheinen im Tropaeum die Breuner, Genaunen und Isarker (Brenner, Innsbruck, Franzenfeste, o. S. 26) als Feinde Roms, kein südlicherer Stamm (das Tropaeum, Horaz IV 14; Florus II 22): das Talgebiet der Etsch war also bis zum Kessel von Bozen pazifiziert, es hatte die breite Anlehnung an Italien und das regnum Noricum und war so im Süden und Osten gedeckt. Dagegen hat wie am oberen Eisack (Isarker) so auch an der oberen Etsch noch keine römische Hoheit bestanden: die Venosten im Vintschgau bei und oberhalb Meran sind erst von Augustus besiegt. Auch westlich der mittleren Etsch hört die römische Herrschaft sofort in den Bergen auf: im Gebirge oberhalb Triest hat Drusus zu kämpfen (Dio LIV 22). Alle Stämme am Fuß des Gebirges westlich der Etsch waren bis Augustus nicht unterworfen (Tropaeum): die Triumpiliner, Cammonier, „Vennoneten" (die Vennonen im Veltlin, nicht die Vennoneten nördlich Chur, wie Zippel wollte, vgl. o. S. 25[1]), endlich die Lepontier (Lugano, Lago Maggiore, Simplon, s. o. S. 27 f.)[2]); Como, Brescia, Bergamo lagen also hart an der Grenze der Kulturwelt.

Damit ist folgendes klar: die römische Politik hat Triebkraft in zwei Richtungen, Brenner und Tarvis-Kärnten; es fehlt die Triebkraft in Richtung Chiavenna-Chur und in Richtung Laibach.

---

1) Die Nordgrenze des regnum Noricum im Umfange der caesarischen Zeit ist an einer Stelle dadurch klar, daß die Ambisonten an der Salzach (Zippel 256 f. nach Zeuß) noch unter Augustus unterworfen werden müssen (Tropaeum). Die Tauern waren offenbar die Nordwestgrenze. Die Nordostecke liegt unter Augustus bei Carnuntum, Vell. II 109, 5.

2) Die weiter westlich sitzenden Stämme gehen uns hier nichts an.

Die sich a priori bietenden Motive sind klar, über Tarvis ging der Weg nach den Eisengruben von Noricum (o. S. 14), das Etschtal war der Weg der Kimbern gewesen, wo ein Glacis sichtlich nötig war. Die Frage ist, ob die römische Politik immer zielbewußt in diesen Richtungen gehandelt hat oder ob wir ein Schwanken erkennen.

In der Tat zeigt sich in der ersten Generation ein Drängen in anderer Richtung. Die Gründung von Aquileia 181 (o. S. 8[1]) kann noch rein defensiv gedacht sein und der Platz weist nach Laibach und Tarvis gleichmäßig stark, aber die nächsten Akte der römischen Politik zielen durchaus nach Osten, nicht nach Norden. Alsbald fühlen sich die Istrier bedroht (Liv. XL 26), eine Basis gegen sie soll Aquileia werden (XXXIX 55). Alsbald erfolgt auch eine Offensive gegen Istrien, die bis Nesactium an der Arsia führt und das Land in Abhängigkeit bringt (178—177 v. Chr.: Liv. XLI 1 ff. 10 f.; Flor. I 26; Triumphalfasten 177 v. Chr.). Nach Norden aber ist Rom garnicht aggressiv, solange uns Livius begleitet (also bis in die sechziger Jahre). Als keltische Schwärme von Kärnten über die Alpenketten kommen, wehrt sich Rom gegen ihre Ansiedelung und verhandelt deswegen mit einem transalpinen Keltenstaat (Liv. XXXIX 22. 45. 54 f.; XL 53: 186, 183, 179 v. Chr.), zweifellos den Tauriskern von Noreia (so richtig Zippel 116 f., der S. 110 f. darauf hinweist, daß die Gesandten, die diese Kelten aufsuchen, angesehene Leute sind, es sich also um ein größeres politisches Gebilde handeln muß)[1]). Dieser Keltenstaat stellt ein Hülfskorps gegen Istrien (Liv. a. a. O.); in den Jahren 170 und 169 findet ein weiterer diplomatischer Verkehr mit ihm statt (Liv. XLIII 5; XLIV 14), als er wie einst gegen Istrien so jetzt gegen Makedonien Hülfstruppen anbietet. Also bleibt die Berührung friedlichster Art, von römischen Versuchen der Einverleibung ist keine Spur zu erkennen. Die gegebenen Objekte militärischer Operationen sind vielmehr die Karner nordöstlich und östlich Aquileia — das nach Liv. XLIII 17 einen Schutz noch recht nötig hatte — und die Istrier: als der Senat Liv. XLIII 1 von einem eigenmächtigen Aufbruch des Konsuls Cassius von Aquileia erfährt, vermutet er eine Expedition gegen Karner und Istrier[2]).

1) Die transalpinen Gallier, die 182 unruhig werden und Oberitalien bedrohen (Liv. XL 17), sind jenseits der Westalpen zu suchen (Zippel 109).

2) Livius XLIII 5 nennt neben Karnern und Istriern jenen Keltenstaat (Noricum) und die Japuden als über Cassius Klage führend, — das ist ein besonderer Fall. Es handelt sich um den abenteuerlichen Plan des letzteren, durch Illyrien nach Makedonien zu marschieren, der weithin Unruhe hervorrief.

Das Bild aus der Generation der Gründung von Aquileia ist also so, daß Rom territoriale Ziele nur nach Osten hat oder wohl richtiger, daß es nichts will, als die Ebene beherrschen und, da deren östliche, nicht deren nördliche Nachbarn lästige und räuberische Stämme sind, nur mit jenen die Waffen zu kreuzen Gelegenheit hat. Nach Noricum hin stellen sich lediglich diplomatische Beziehungen her. Auch im nächsten Menschenalter bleibt dies so: Polyb. frg. 122 kennt einen Krieg der Römer gegen Pannonien, den Zippel 133 ff. mit Recht auf den unglücklichen Feldzug eines Konsuls Cornelius von App. Illyr. 14 bezieht, für den die Konsuln von 159 und 156 zur Verfügung stehen. Hier haben wir also eine kräftige Offensive nach Osten, nicht nach Norden, offenbar mit dem letzten Ziel, eine Landbrücke nach den illyrischen Besitzungen um Salona zu schlagen. Die Ethnographie ist damals die von Strabons älterer Quelle (o. S. 3 f.): die Japuden sind eine Etappe bei einem Marsch an der Küste entlang, nicht der Gegner bei einem Vorstoß nach Pannonien; sie sitzen noch an der Küste, nicht im Karst.

Appian a. a. O. meldet, daß nach Cornelius' Mißerfolg spätere Konsuln keine Lust hatten, gegen Pannonien vorzugehen. Ganz richtig ist das nicht, nach Illyr. 10 sind die Konsuln des Jahres 119 bis Siscia gelangt, freilich ohne dauernden Erfolg (Illyr. 22 sind die Vorgänge der fünfziger Jahre und die von 119 zusammengefaßt).

Dagegen sehen wir in der letzten Generation des zweiten Jahrhunderts die Römer daneben viel näher beschäftigt; 129 hat der Konsul Sempronius Tuditanus sich bekanntlich um die gracchische Ackerverteilung dadurch gedrückt, daß er gegen die Japuden focht, die Italien bedrohen sollten und hier plötzlich als Gegner erscheinen (Sempronius' Feldzug App. Illyr. 10; bell. civ. I 80; Triumphalfasten 129 v. Chr.). Und zwar ficht er am Timavus, wo sich sein Siegesdenkmal erhebt (Dessau 8885), nicht allzu weit östlich davon, wo seine ganz verkehrten geographischen Angaben ihn verraten (o. S. 10[1]).

Und dies letztere Bild bleibt im neuen Jahrhundert: Frontin II 5, 28; Sallust frg. 72 (42 Kitz), App. Illyr. 10 hören wir von weiteren Japudenkämpfen, die wir nicht auf genaue Jahreszahlen zu stellen vermögen, und bei denen wir nur von Niederlagen, nicht von Siegen Roms hören, ganz wie wir angesichts der Tatsache erwarten müssen, daß erst Octavian die Befestigungen der Japuden brach. Es liegt auf der Hand, daß diese Festungsbauten auf dem Karst eben in diesen Zeiten entstanden sind, also nicht vor den

letzten Jahrzehnten des zweiten Jahrhunderts; das Jahr 119, wo zum letzten Mal ein Vorstoß der Römer möglich ist, gibt einen ungefähren terminus post quem. Die Zeit ist sehr plausibel: damals gärt es überall in Mittel- und Südosteuropa, die Völker verschieben sich, bei Trogus (Justin XXX 3, 12) ist Kunde erhalten von einem keltischen (tektosagischen) Zug bis Istrien hinunter, etwas später haben die Boier Nordwest-Ungarn rechts der Donau besetzt, die Kimbernzüge sind bekannt.

Von sonstigen Alpenkriegen in all diesen Zeiten hören wir fast nichts, das wenige spielt unmittelbar am Rande der Tiefebene. Polyb. XXXI 9, 1 meldet, daß Tiberius (d. h. Ti. Sempronius Gracchus, cos. II i. J. 163) die *Καμανοί* teils durch Güte, teils durch Gewalt Rom untertan machte. Bei Hultsch ist das, auch im Register, unter die *res Asiae* geraten. Da der Konsul die Wahlen für 162 leitete und nachher noch in Sardinien war (Cic. ad. Qu. fratr. II 2, 1), kann es sich nur um einen italischen Stamm handeln, die Cammuni am Oglio. Der Erfolg war sehr vorübergehend: noch 150 Jahre später nennt Augustus im Tropaeum den Stamm als von ihm überwunden. Sonst ist zu buchen der Sieg und Triumph des Q. Marcius, cos. 118, über die Stoeni, eine gens alpina, wie Livius per. 62 sagt, einen keltischen Stamm am Fuße der Alpen bei Oros. V 14, 5 oder einen ligurischen nach den Triumphalfasten z. J. 117 v. Chr. Wir haben die Stoener o. S. 27 f. als Teil der Lepontier kennen gelernt. Der Gau gehört also als östlichster möglicher Punkt in die Gegend von Como und Lugano, vielleicht auch westlich vom Lago Maggiore.

Mit dem Ende des zweiten Jahrhunderts hört also jede römische Expansion nach Osten hin auf. Immer neue Kriege kommen vor, aber die Grenze bleibt fest; nicht einmal die Istrier sind nach Aussage der Vorgänge von 51 in römischer Hand geblieben. Das entspricht genau dem Bild des Handels, der damals die Landschaften östlich von Aquileia mied.

Dagegen haben wir eine Expansion nach Norden: 129 kann Sempronius Tuditanus die Taurisker in seiner Siegesinschrift nennen und vermutlich auch die Carni. Beide Namen zeigen, daß er neben dem Japudenkrieg auch im Norden zu tun hatte (Dessau 8885), 115 schlägt Aemilius Scaurus die Karner (Triumphalfasten 115 v. Chr.: Galli Karnei; de vir. illustr. 72, 7; zur Lesung des Volksnamens an dieser Stelle vgl. Zippel 139). Zwei Jahre später fanden wir (o. S. 6) ein römisches Heer im Becken von Villach als abhängigem Gebiet: wir sind auf dem Wege zu der Vasallenstellung des nori-

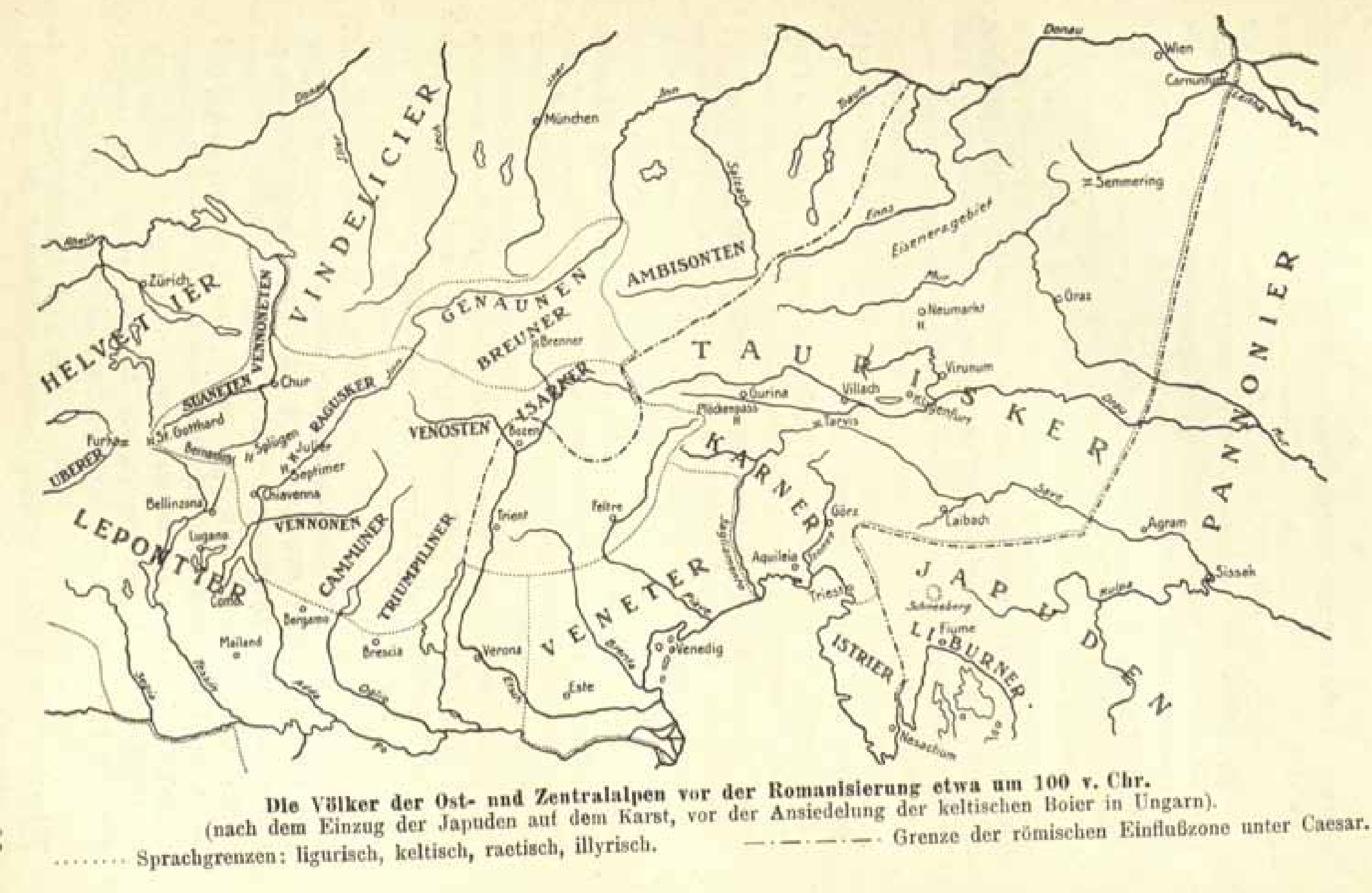
schen Königs gegenüber Caesar- und sind in der Linie der Spuren römischen Handels (o. S. 13).

Es ist also auch politisch so, wie wir es oben S. 14 für den Handel feststellten: seit der Gracchenzeit ändert sich die Richtung des römischen Interesses. Vorher haben wir diplomatische Defensive nach Norden, Agression nach Osten, nachher eine sogar recht erfolglose Defensive nach Osten und Expansion nach Norden: seitdem das Kapital zur Macht kommt und zugleich die Japuden den Weg nach Krain abriegeln, konzentrierten sich Wirtschaft und Politik auf den Weg nach den Eisengruben.

---

(Umstehend eine Kartenskizze.)

---




Die Völker der Ost- und Zentralalpen vor der Romanisierung etwa um 100 v. Chr.
(nach dem Einzug der Japuden auf dem Karst, vor der Ansiedelung der keltischen Boier in Ungarn).
........ Sprachgrenzen: ligurisch, keltisch, raetisch, illyrisch. —·—·—·— Grenze der römischen Einflußzone unter Caesar.

# Cicero-Reden in einem Palimpsest zu Bologna.

Von

**Dr. E. Reitzenstein** (Bonn).

Vorgelegt von Max Pohlenz in der Sitzung am 17. Juni 1927.

Die Universitätsbibliothek von Bologna enthält bekanntlich eine schöne Sammlung lateinischer Handschriften. Dort liegt jener kostbare Uncialcodex des Lactanz, der mit die wichtigste Quelle für diesen Autor bildet, aber auch viele Texte der klassischen Periode allerdings in meist späten Abschriften. Darunter ist auch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Cicerohss. des XV. Jhdts., fast alle aus dem Besitz eines bologneser Humanisten, des Giovanni Garzoni.

Von seiner Biographie mögen hier folgende Notizen genügen: er wurde um 1420 als Sproß einer alten und vornehmen Familie in Bologna geboren und ging 1448 mit seinem Vater nach Rom, als dieser zum Leibarzt des Papstes Nikolaus V. ernannt wurde. Dort war er vier Jahre Schüler des Lorenzo Valla, stand aber auch mit vielen andern Humanisten in engsten Beziehungen, bes. mit Theodoros Gaza. Später finden wir ihn im Briefwechsel mit den berühmtesten Humanisten seiner Zeit, so u. a. mit Guarino Veronese und Angelo Poliziano. Zweifellos rührt der größte Teil dieser Verbindungen von der Zeit seines römischen Aufenthaltes her, der bis 1456, dem Todesjahr seines Vaters, gedauert haben mag. Dann kehrte er nach Bologna zurück, studierte Medizin, erhielt 1466 die Laurea und wurde später mit dem Lehrstuhl für Philosophie und Rhetorik betraut. Hoch geehrt und begütert starb er in Bologna im Alter von 86 Jahren.

Der größte Teil seiner Werke, meist Manuskripte, doch einige auch gedruckt — Reden, Heiligenleben, eine Geschichte seiner Stadt und vieles andere — können hier nicht interessieren. Fantuzzi, dessen viertem Bande der Notizie degli Scrittori bolognesi (1784) ich diese Daten entnehme, nennt Garzoni einen kenntnisreichen Gelehrten, zugleich aber einen flüchtigen Vielschreiber. Ob dies Urteil zutrifft, geht uns hier nichts an, wohl aber die Zeugnisse,

die ihn in engen Beziehungen mit seinem verehrten Lehrer Valla zeigen [1]) — er zitiert ihn oft und verfaßte auch eine Epitome von dessen Libro delle Eleganze — desgleichen mit den andern hervorragenden Gelehrten seiner Zeit, oder die uns seine besondere Vorliebe für Cicero melden, die durch die große Zahl von Cicerohss. der Universitätsbibliothek von Bologna bestätigt wird.

In einer dieser, nach dem Katalog 280 (469) [2]), entdeckte ich die Palimpsestblätter, nach denen dieser Artikel betitelt ist. Auf dem ersten Blatt steht von der Hand des Garzoni: *Istud opus in quo continentur orationes Ciceronis est [mei Iohannis Garzoni] quod emi a quodam iudeo in studio Bonon. ducatorum quinque 1466 die 7 Maii et fuit* ... (hier eine Rasur von 8—10 Buchstaben, dann mit anderer Tinte die Worte) *cum orationibus alterius voluminis.*

Der Codex ist in Leder gebunden und hatte 250 numerierte und 2 unnumerierte Blätter von 305 × 225 mm; er wurde von 3 (bzw. 4) verschiedenen Händen in 2 Columnen zu je 33 oder 32 (manchmal auch 34 oder 31) Zeilen geschrieben. Heute fehlen die Blätter 1 (Anfang von *de imperio Cn. Pompei*), 156—159 (Ende von *pridie quam in exilium iret*), 163—172 (Mittelteil von *de domo*).

---

1) So notiert Garzoni im cod. Bon. 280 (469), von dem gleich zu sprechen sein wird, zu pro Caelio § 54, wo die Hs. mit P G E H *qui tantum facinus infamat atque fortunas suas neque non audisset* schreibt, am Rande „*in codice Laurentii Vallensis sic scriptum: qui tantum facinus in famam atque fortunas suas neque non audisset*, d. h. wie der Oxyrhynchus-Papyrus und der cod. Cluniacensis.

Die echt humanistische Unermüdlichkeit des Garzoni und sein Interesse für die Arbeiten und Entdeckungen seiner Zeitgenossen zeigt sich auch darin, daß er dem Cicerocodex 440 (748) eine Abschrift der Epitome des Julius Exuperantius beigefügt hat. Sabbadini hat (Studi Italiani XI (1903) p. 318 ss.) gezeigt, daß der Bischof Pizzolpasso von Mailand eine Abschrift dieses Werkchens (im Ambros. H 37 sup.) anfertigen ließ, die besser ist als die übrige Tradition dieses Autors. Meine Collation des Bon. 440 (748) zeigt, daß er mit dem Ambrosianus eng zusammengeht, d. h. eine Abschrift von ihm ist. Mag drum der Bononiensis an sich auch wertlos sein, so ist er doch interessant, insofern er neben dem Ambros. die einzige Hs. dieses Autors ist, die sich in Italien befindet.

2) Cf. L. Frati, Indice di codici latini conservati nella R. Biblioteca Universitaria di Bologna. Voll. XVI u. XVII der Studi Italiani.

In den zwei Jahren, die ich als Lektor der deutschen Sprache an der Universität in Bologna verbrachte, bot sich mir die Gelegenheit, mich viel mit diesen Hss. zu beschäftigen, und ich denke nicht ohne lebhaften Dank der Hilfsbereitschaft des Herrn Direktor Frati und seiner Beamten, die diese Studien erleichterten. Ihre Fortsetzung ermöglichte die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, welche von dem italienischen Kultusministerium die Erlaubnis erbat, die Palimpsestblätter in dem Institut der Erzabtei Beuron nach dem dortigen Verfahren photographieren zu lassen. Für die hochherzige Bewilligung dieser Bitte sei auch von mir an dieser Stelle ehrerbietiger Dank gesagt.

F. 150 verso und 151 sind unbeschrieben, so auch die letzten $13^1/_2$ Zeilen von 152ʳ und die rechte Columne von 196ʳ, diese letztere mit dem Vermerk: *hic deest nihil.*

Der Inhalt dieses humanistischen Manuskripts besteht aus folgenden 20 Reden in dieser Anordnung:

*Pro Pompeio, pro Milone, pro Plancio, pro P. Sylla, pro Archia, pro Marcello, pro Ligario, pro Deiotaro, pro Sex. Roscio, pro L. Murena, pro Cornelio Balbo, Q. Cicero de petitione consulatus, pridie quam in exilium iret, pro domo, pro Quinctio, pro L. Flacco, agit gratias populo, agit gratias senatui, pro M. Caelio, de responsis haruspicum.*

Die erste Hand reicht von f. 2—74ʳ Zeile 15 (*pro Archia poeta* § 8); die zweite bis f. 95ʳ Ende der linken Columne (Ende von *pro rege Deiotaro*). 95ʳ rechte Columne beginnt die dritte Hand (Anfang von *pro Sex. Roscio* und zugleich des Palimpsests). 115ʳ Ende der linken Columne endet *pro Sex. Roscio*, und der Anfang der sofort folgenden Mureniana ist auf nichtpalimpsestiertem Pergament geschrieben, von einer Hand, die mit der ersten identisch sein könnte[1]), bis f. 116ʳ, linke Columne unten, wo dritte Hand und zugleich Palimpsest wieder einsetzen.

F. 197—221 ist von zweiter Hand auf neuem Pergament geschrieben; die letzte Columne von 221 und 222 von einer vierten, spitzen Hand, die diejenige des Garzoni sein dürfte (Palimpsest). 223—250 von neuem dritte Hand und Palimpsest. Auf den letzten beiden unnumerierten Palimpsestblättern steht eine Ergänzung zu *pro Flacco* auch von vierter Hand; (es sind die §§ 47—53, die nur von wenigen Hss. erhalten sind; der Nachtrag in unserem Codex ist eine unmittelbare und treue Abschrift des cod. tabul. Basilicae Vaticanae H 25 des IX. Jhdts.).

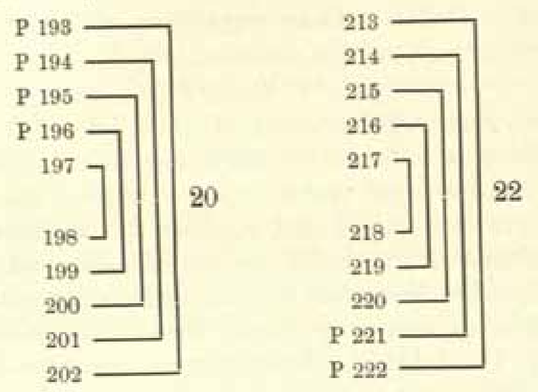
Zusammenfassend sei hervorgehoben: nur die 3. und 4. Hand verwenden Palimpsestblätter. Die Stärke der Blattlagen[2]) ist verschieden: auf 2 Senionen (das erste Blatt des ersten fehlt) folgt 1 Quaternio, dann 7 Quinionen, 1 Quaternio, 4 Quinionen, 1 einfaches Doppelblatt, 1 Quinio, dessen beide Innenblätter ausgefallen sind, hierauf fehlt ein ganzer Quinio, es folgen 5 Quinionen, 1 Doppelblatt, 2 Quinionen, 1 Ternio, 2 nichtzusammenhängende (und unnumerierte) Einzelblätter. Dazu kommt noch das Titelblatt.

---

1) Pater Alban Dold vom Kloster Beuron will hier die Hand des Palimpsestschreibers erkennen und glaubt, daß an dieser einen Stelle die alte Schrift nicht getilgt sei. Ich habe das Original nicht mehr daraufhin ansehen können.

2) Ein genaues Schema der Blattlagen verdanke ich Herrn Pater Alban Dold, da mir in Bologna eine Feststellung nur zum Teil möglich war.

Die Blattlagen 1—9 sind nicht palimpsestiert; von 10 ebenfalls die ersten beiden Blätter (93 u. 94), während die mit ihnen zusammenhängenden (101 u. 102) Palimpsest sind. Die Lagen 10—19 bestehen aus Palimpsestblättern, von 20 nur die ersten 4 Blätter (193—196), während das Mittel-(Doppel)blatt und die mit den vorhergehenden zusammenhängenden Blätter (199—202) nicht palimpsestiert sind, also:




In Lage 21 konnte ich keine Spuren unterer Schrift entdecken, bei Lage 22 nur auf den letzten 2 Blättern (221 u. 222), während die zusammenhängenden Blätter (213 u. 214) sie nicht aufweisen. Die Lagen 23—26 sind Palimpsest, sowie die 2 Einzelblätter am Schluß des Codex und das Titelblatt.

Der Codex enthält heute 120 Palimpsestblätter, bzw. 121, wenn man das stark beschädigte Titelblatt mitzählt. 14 weitere Blätter sind verloren gegangen. Die Schrift des Palimpsests gehört, wie mich Herr Prof. Paul Lehmann in München belehrte, in Anfang bis Mitte des XV. Jhdts., wenngleich andere gute Handschriftenkenner sich nur schwer entschlossen, ein jüngeres Alter als das XII. Jhdt. anzuerkennen. Die Lesbarkeit ist schlecht, und die großen Hoffnungen, die ich in das photographische Verfahren der Beuroner Patres gesetzt, haben sich nicht ganz erfüllen können, da die chemische Zusammensetzung der oberen Tinte ihre Durchleuchtung nicht so wie in anderen Fällen gestattete. Dort, wo die obere Schrift über der unteren liegt, ist nichts wiederzugewinnen; an andern Stellen hat die Photographie freilich doch mehr herausgebracht, wofür ich Herrn Pater Alban Dold, der die Aufnahmen angefertigt, zu besonderem Danke verpflichtet bin. Ein Teil der Blätter ist so stark abgewaschen, daß das photographische Verfahren keine Aussicht bot, und da auch die Hoffnung, unbekannte Cicerofragmente zu finden, sich nicht erfüllte, wurden nur die

besten oder interessantesten Blätter aufgenommen, um die von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften zunächst für eine Probe bestimmte Summe nicht allzusehr zu überschreiten. Eine volle Ausbeutung der Handschrift schien, solange nicht ein neues Mittel gefunden ist, doch unmöglich. Im ganzen wurden von mir 52 Blätter identifiziert und mehr oder weniger gelesen. Dabei kamen Stücke von 12 Ciceroreden zutage, zum Teil denselben, die auch die obere Schrift hat, und zwar:

| | | | |
|---|---|---|---|
| auf 2 Blättern | Abschnitte | aus | *ad senatum* |
| 2 „ | „ | „ | *ad Quirites* |
| 17 „ | „ | „ | *de domo* |
| 3 „ | „ | „ | *de harusp. resp.* |
| 5 „ | „ | „ | *de prov. cons.* |
| 1 „ | „ | „ | *pro Balbo* |
| 2 „ | „ | „ | *in Vatinium* |
| 7 „ | „ | „ | *pro Caelio* |
| 1 „ | „ | „ | *pro Cluentio* |
| 11 „ | „ | „ | *pro Sex. Roscio* |
| 9 „ | „ | „ | *pro Murena* |
| 1 „ | „ | „ | *pro Quinctio.* |

Von den photographierten Blättern konnten 3, nämlich 150, 222, 252 wegen des schlechten Erhaltungszustandes nicht identifiziert werden. Neun von den aufgeführten Blättern enthalten Abschnitte aus zwei verschiedenen Reden und zwar:

f. 112: *de prov. cons.* 37, 15—41 und *pro Sex. Roscio* 137—138
f. 129: *de harusp. resp.* 8, 7—10, 27 und *pro Murena* 78, 2—79, 15
f. 154: *de domo* 69, 12—70, 7 und *pro Caelio* 21, 16—25, ?
f. 161: *pro Caelio* 43, 2—49, 4 und *de domo* 93, 6—94, 14
f. 179: *de domo* 40, 1—40, 6 und *ad senat.* 18, 9—24, 22
f. 186: *de prov. cons.* 13, 1—15, ? und *ad Quir.* 4, 20—8, 11
f. 227: *de harusp. resp.* 60, 8—Ende und *de prov. cons.* 1, 1—3, 9 (?)
f. 231: *pro Sex. Roscio* 21, 8—22, 22 und *de domo* 30, 4—34, 7
f. 236: *de domo* 113, 17—? und *pro Caelio* 49, ?—53, 22.

Die Auslassungen bzw. Umstellungen, die sich innerhalb des Textes einer Rede finden, bieten nichts Eigenes. Wenn f. 145 in *pro Murena* hinter 15, 16 der Abschnitt 17, 14—19, 14 eingeschaltet ist, so entspricht das nur den gesamten besseren Hss. dieser Rede. In f. 226 ist in *ad senat.* 26, 11—27, 8 ausgelassen entsprechend dem cod. Harleianus 4927 saec. XII, mit dem der Palimpsest auch sonst weitgehend übereinstimmt. So findet sich in beiden in der Rede

*ad Quir.* (f. 186 des Palimpsests) 6, 28—8, 9 ausgelassen, doch springt übereinstimmend der Text hinter 8, 11 auf 7, 18 zurück und trägt die 2. Hälfte der Lücke nach. Ebenso ist es bei der Rede *in Vatinium*; die auf ff. 229 und 244 erhaltenen Abschnitte geben den Text mit denselben zahlreichen Auslassungen wie H (innerhalb der §§ 26—33 von f. 244 sind allein 11 größere), und auch alle wesentlichen Lesungen stimmen überein.

Um sich aber ein deutlicheres Bild von der Art des ehemaligen Codex machen zu können, beachte man auch den Inhalt der unter sich zusammenhängenden Palimpsestblätter nach folgender Liste. Es hängen zusammen:

f. 105: *pro Caelio* 25—30 mit f. 108: *pro Caelio* 38—43
f. 113: *pro Sex. Roscio* ?—145 mit f. 118: *pro Sex. Roscio* 57—?
f. 114: *pro Sex. Roscio* 145—150 mit f. 117: *pro Sex. Roscio* ?—57
f. 115: *pro Sex. Roscio* 150—Ende mit f. 116: *pro Sex. Roscio* 49—50
f. 121: *de domo* 129 (?)—131 mit f. 130: *de domo* 54—57
f. 122: *pro Murena* 9—13 mit f. 129: {*de harusp. resp.* 8—10, dann *pro Murena* 78—79}
f. 125: *pro Murena* ?—42 mit f. 126: *pro Murena* 42—46
f. 151: *de domo* 76—80 mit f. 152: *de domo* 70—76
f. 154: {*de domo* 69—70, dann *pro Caelio* 21—25} mit f. 161: {*pro Caelio* 43—49, dann *de domo* 93—94}
f. 174: *de prov. cons.* 3—7 mit f. 181: *de domo* 87—93
f. 175: *de harusp. resp.* 40—44 mit f. 180: *pro Sex. Roscio* ?—13
f. 176: *pro Caelio* 59—? mit f. 179: {*de domo* 40, 1—40, 6, dann *ad senat.* 18—24}
f. 177: *de domo* 63—68 mit f. 178: *de domo* 94—99
f. 196: *pro Quinctio* ?—93 mit f. 199: nicht Palimpsest
f. 225: *de prov. cons.* 7—? mit f. 234: *de domo* ?—87
f. 226: *ad senat.* 24—30 mit f. 233: *pro Sex. Roscio* 131—?
f. 228: *pro Sex. Roscio* 2—6 mit f. 231: {*pro Sex. Roscio* 21—22, dann *de domo* 30—34}
f. 235: *de domo* ?—29/30 mit f. 244: *in Vatinium* 26—38
f. 237: *pro Caelio* 53—57 mit f. 242: *de domo* 114—119.

So unvollständig und dürftig diese Liste der Natur der Dinge nach auch nur sein kann, so gestattet sie uns doch einige Einzelheiten hinsichtlich der alten Blattlagen festzustellen. Daß die Blätter 113—115 und die entsprechenden 116—118 auch früher einheitliche Komplexe gebildet haben, ist durch den Inhalt ohne weiteres klar, nur müssen 116—118 an erster, 113—115 an zweiter Stelle gestanden haben. Auch 112 mit dem entsprechenden nicht festgestellten 119 dürften als Außenblätter hierher gehören, da

112 ein 113 unmittelbar vorausgehendes Stück *pro Sex. Roscio* enthält; auf dem ersten Teil des Blattes steht allerdings ein Abschnitt aus *de prov. cons.*

Einen weiteren alten Quaternio kann man folgendermaßen rekonstruieren:

f. 177 = *de domo* 63—69<br>
f. 154 = { *de domo* 69—70 / *pro Caelio* 21—25 }<br>
f. 105 = *pro Caelio* 25—30<br>
f. x } f. y } zus. = *pro Caelio* 30—38<br>
f. 108 = *pro Caelio* 38—43<br>
f. 161 = { *pro Caelio* 43—49 / *de domo* 93—94 }<br>
f. 178 = *de domo* 94—99

Für den Inhalt des nicht festgestellten Mittelblattes x y kämen 132 Teubnerzeilen in Betracht, was für den Schreiber des Palimpsests möglich ist; allerdings finden sich am häufigsten 72—73 Zeilen auf dem Blatt, doch kommen mitunter auch Abweichungen vor, so enthält z. B. f. 130^r 33 Tb.-Zeilen.

Ineinander lagen ferner die Blätter:

f. 174 = *de prov. cons.* 3—7<br>
f. 225 = *de prov. cons.* 7—?<br>
f. 234 = *de domo* ?—87<br>
f. 181 = *de domo* 87—93

Es ist wohl möglich, dass um diese Blätter 227 232 gelegt war, da 227 erst *de harusp. resp.* 60, 8—Ende, dann aber *de prov. cons.* 1—3 enthält. Der Inhalt von 232 ist jedoch nicht festgestellt. Gern würde man hier auch die Innenblätter

152 = *de domo* 70 (?)—76<br>
151 = *de domo* 76—80

unterbringen, doch ist es kaum möglich, die zwischen f. 151 und f. 234 klaffende Textlücke überzeugend zu verteilen, was dadurch, daß von f. 234 nur die Schlußworte identifiziert sind, noch erschwert wird. Hinzu kommt noch, daß auf der ersten Columne von 152^r ein anderer Text zu stehen scheint (der ja allerdings ein Anschlußstück aus *de prov. cons.* sein könnte, was ich aber nicht festzustellen vermochte).

An den Übergangsstellen von einer Rede in die andere ist keinerlei Absatz, keinerlei Hinweis. Die Vorlage des Palimpsestschreibers muß also offenbar ein Codex gewesen sein, der sich aus

dem Einband gelöst hatte, und dessen Blattlagen und oft auch Einzelblätter in der wildesten Weise durcheinander geraten waren. Diese Behauptung läßt sich nicht nur durch die eben durchgeführte Rekonstruktion von 3 alten Blattlagen erhärten sowie durch den Hinweis auf jene Blätter, auf denen Abschnitte aus zwei verschiedenen Reden enthalten sind, auch die Liste der unter sich zusammenhängenden Blätter gibt eine weitere Bestätigung. Hängt z. B. ein Abschnitt von *pro Sex. Roscio* 49—c. 62 mit einem entsprechenden von 137—154 der gleichen Rede zusammen, wie wir das auf den Blättern 116—118 bzw. 113—115 feststellten, so muß der Mittelteil in anderem Zusammenhang gestanden haben, da er viel zu umfangreich ist, um irgendwie noch untergebracht werden zu können. Entsprechend sind auch die andern Blätter (so jedenfalls 121 + 130, 175 + 180, 176 + 179, 226 + 233, 237 + 242) zu beurteilen.

Den Textumfang eines Blattes der Vorlage des Palimpsests zu bestimmen, scheint mir mit dem vorhandenen Material nicht möglich. Gewöhnlich kennen wir den Anfangs- oder Endpunkt der Einzelabschnitte nicht genau. Eine Ausnahme bildet jener Abschnitt *pro Caelio* 21—49, der in *de domo* eingeschaltet ist. Er umfaßt knapp 400 Tb-Zeilen.

Wir haben nach alledem einen ganz eigenartigen Fall von Textüberlieferung vor uns: Palimpseste des XV. Jhdts., obere und untere Schrift aus derselben Zeit, zum Teil dieselben Reden bei beiden — mir ist an Beispielen dafür nichts bekannt. Für die merkwürdige Durcheinanderwürfelung von Abschnitten lassen sich eher Parallelen beibringen. Ich führe hier nur an, was mir bei der Einsicht in den Catalogue of the Harleian Mss. auffiel, die Beschreibung einer Cicerohs. des XV. Jhdts., enthaltend *de natura deorum*, *de divinatione*, ein Stück des *Somnium Scipionis* und die *Paradoxa*, Cod. Harl. 4662 ... *Scriptus est non male, sed scribae inscitia mirum in modum confusus est auctoris textus. Videtur coram oculis exemplar habuisse olim divulsum et imperite resutum: quam culpam cum nequaquam suboluisset, quae vidit scripsit, prout casus obtulerat, ita ut partes variae in alienissimis locis occurrant. Haec viderat annotator recentior et quibusdam in locis indicaverat appositis etiam in margine capitum signis. Etc.* ...

Die ersten Sätze könnten auch über den Bononiensis geschrieben sein, nur daß hier niemand sich die Mühe genommen, das Knäuel zu entwirren, sondern man entschloß sich den schon geschriebenen Text zu vernichten und die Blätter noch einmal zu beschreiben. Aber welcher Art war die Vorlage des Palimpsests? Da schon

die obere Schrift vor 1466 festgelegt ist, kommen wir in eine Zeit, wo Ciceroreden sehr viel geschrieben wurden (sehr viel und sehr ordentlich, denn auch vom kalligraphischen Gesichtspunkt aus konnte die Schrift des Palimpsests einen Humanisten kaum befriedigen). Wenn andere Vorlagen leicht zu haben waren, warum wählte man nicht beizeiten eine bessere? Und wie soll man sich die teilweise (allerdings nur teilweise) ganz auffallende Übereinstimmung zwischen oberer und unterer Schrift erklären? Hier liegen Rätsel, deren Lösung nicht ohne Interesse sein dürfte, aber es fehlt noch der Schlüssel.

Nicht vorbeigehen darf man aber an einem Zusammentreffen, das den Palimpsest mit der von Poggio aus Cluny nach Italien mitgebrachten Cicerohs. in Beziehung setzen könnte. Zur Rekonstruktion dieses verlorenen alten Cluniacensis hat A. C. Clark (Anecdota Oxoniensia, Classical Series Part X 1905) in scharfsinniger Weise einen Codex von St. Victor (Paris. Lat. 14749) aus dem Anfang des XV. Jhdts.[1]) herangezogen und eine Florentiner Hs. (LIV 5), in der u. a. Exzerpte aus 5 Ciceroreden enthalten sind, die nach Clarks Urteil von Bartolommeo da Montepulciano, dem Gefährten Poggios, aus dem Cluniacensis entnommen wurden. Diese Exzerpte nun bieten auch eine ganz wirre Anordnung:

*Pro Milone* 1—10
*Pro Sex. Roscio* 52—135
*Pro Caelio* 74—79
*Pro Sex. Roscio* 1—50
*Pro Caelio* 13—74
*Pro Murena* 67—90
*Pro Caelio* 1—12
*Pro Cluentio* 179—202
*Pro Murena* 1—19; 16; 17; 20—47; 61—67
*Pro Cluentio* 92—178
*Pro Cluentio* 7—90
*Pro Milone* 84—105
*Pro Cluentio* 1—7
*Pro Milone* 10—16; 40—84
*Pro Sex. Roscio* 136—154.

Wie kam hier diese Abfolge zustande? Statt mit Clark anzunehmen, der Abschreiber dieser Exzerpte habe die einzelnen Blätter von Bartolommeos Notizbuch durcheinandergebracht, liegt

[1] Ich kenne außer der sorgfältigen Collation Clarks umfangreiche Stücke aus Photographien, die ich der Güte der Verwaltung der Bibliothèque nationale verdanke.

nach allem, was wir eben sahen, doch wohl näher, daß die Vorlage, aus der exzerpiert wurde, in Unordnung war, und über den jammervollen Erhaltungszustand des Cluniacensis klagen ja gerade die Humanisten. Die Excerpta Montepolitiana müßten also angefertigt sein, bevor der Codex für die Abschrift geordnet war. Wie aber kann dann der Codex von St. Victor in so tadelloser Ordnung sein? Die ungemein feine und bestechende Konstruktion Clarks dürfte dann kaum zu halten sein. Sie ist meiner Meinung nach auch an sich schon schwierig durch das Vorkommen der Reden *pro Flacco* und *pro Quinctio* im Codex von St. Victor. Aus dem Cluniacensis dürfen sie nach Clark nicht stammen. Dabei sind sie doch erst im XV. Jhdt. bekannt geworden. Schon 1414 muß der Cluniacensis nach Italien gekommen, die Hs. von St. Victor muß also vor dieser Zeit angefertigt sein. Woher kam damals eine Vorlage von *pro Quinctio* und *pro Flacco* nach Cluny? Clark nimmt an, daß sie in Frankreich gefunden und in Italien etwa 1405 bekannt wurden. Gewiß kann innerhalb von wenigen Jahren eine weite Verbreitung von Abschriften erfolgen; aber doch nur innerhalb des Kreises der humanistisch Gebildeten und Interessierten. Oder soll auch hierfür, sagen wir ein anderer, alter Codex in Cluny gelegen haben? Die Güte des Codex von St. Victor dürfte dafür sprechen, aber es erhellt auch die ungemeine Schwierigkeit von Clarks Hypothese: Die Abschrift von dem alten Cluniacensis soll gemacht sein, noch ehe dessen Wert erkannt war, und doch war der Urheber dieser Abschrift so auf der Höhe der humanistischen Bildung, daß er sich die neuesten Entdeckungen sofort verschaffte! Und wer ließ wohl im XV. Jhdt. einen mehr als ein halbes Jahrtausend vernachlässigten Codex abschreiben, eine Sammlung von Ciceros Reden anfertigen, wenn nicht ein Humanist, ein Mann ganz erfüllt vom Geist seiner Zeit? Und ein solcher wiederum sollte nicht wissen, welchen Schatz er in Händen hielt und daß die Rosciana und Mureniana noch unbekannt waren?

Nicht verschweigen darf ich, daß die einzelnen Redeabschnitte (so weit beide Hss. überhaupt die gleichen Reden haben) im Bologneser Palimpsest und in den Exzerpten des Bart. sich n i c h t entsprechen. Eine gewisse Ähnlichkeit besteht bei *pro Sex. Roscio*, wo im Palimpsest ein Abschnitt von § 137 bis Ende, bei Bart. von § 136 bis Ende, im Pal. ein neuer Abschnitt § 49 beginnt, bei Bart. einer § 50 endet. Doch schon für den Abschnitt des Pal. *pro Caelio* §§ 21—49 bietet Bart. keinerlei Parallele, wo §§ 13—74 ein einheitliches Ganzes bilden.

So ist ein greifbares positives Ergebnis für die Überlieferungs-

geschichte der Ciceroreden aus dem Palimpsest zunächst nicht zu gewinnen. Und doch halte ich es für meine Pflicht, auf diese in jeder Beziehung merkwürdige Hs. nachdrücklich hinzuweisen: sie kann Bedeutung gewinnen, wenn man einmal die Mühe aufwenden wird, den überaus zahlreichen Hss. des XV. Jhdts. wirklich nachzugehen. Man ist auch heute noch gar zu leicht geneigt, als Humanistenkonjektur anzusetzen, was in Wahrheit handschriftlicher Tradition entsprungen ist; man kann heute schon mit ziemlicher Sicherheit behaupten, dass die so glatte Rechnung Clarks berichtigt werden muss. Dabei ist ungemein bedauerlich, daß für die Reden *ad senatum — pro Balbo*, d. h. für diejenigen 10, die man nach ihrem besten Vertreter, dem Paris 7794 des IX. Jhdts., gern die P-Reden nennt, die außer der unechten *pridie quam in exilium iret* und *pro Sestio* alle im Palimpsest vertreten sind, auch heute noch keine wirklich brauchbare, wissenschaftliche Collation des Harleianus 4927 des XII. Jhdts. vorliegt. Emil Bährens, der Entdecker dieser Hs., hatte bereits im Jahre 1884 (Revue de philologie VIII S. 33 ff.) auf ihren Wert hingewiesen und wenigstens für *pro Caelio* eine Collation beigebracht. In der 1910 erschienenen Oxforder Ausgabe der P-Reden (außer *pridie quam in exilium iret* und der von Clark in anderm Zusammenhang edierten Caeliana) verspricht W. Peterson eine sorgfältige Collation von H vorzulegen (Praef. S. XI), macht aber nur, wie das bei den Oxforder Ausgaben üblich, ausgewählte Angaben, die keinerlei klares Bild von H zu geben vermögen. In der neuen Teubnerausgabe begnügt sich A. Klotz [1]) mit einer Auswahl aus den kargen Notizen seiner Vorgänger, die für die Klassifizierung der Handschriften noch weniger genügt. So wird bei der Rede *in Vatinium* H zwar unter der Liste der benutzten Hss. aufgeführt, es findet sich aber im Apparat auch nicht eine Erwähnung dieser Hs., obwohl H gerade in dieser Rede einen ganz eigenartig verkürzten Text bietet und wenigstens einiges aus dem Apparat von Peterson entnommen werden konnte. H ist deswegen von großem Interesse, weil gerade eine Menge der jungen Hss. und auch der frühen Drucke mit ihm zusammengehen (vgl. Bährens a. a. O. S. 39. Peterson Praef. p. X). Auch der Palimpsest gehört in diese Reihe und steht, wie schon erwähnt, in engster Beziehung zu H, die ich in den Reden *ad senatum, ad Quirites, de domo, in Vatinium* (von denen mir durch gütige Vermittlung der Direktion des Britischen Museums Photographien von H zur Verfügung standen) genauer verfolgen konnte.

1) Vgl. seine abfällige Beurteilung von H in der Praefatio seiner Ausgabe p. XX ff. und Rh. Museum 67 (1912) S. 370 f.

Ich möchte nunmehr ein vollständiges Verzeichnis meiner Lesungen anfügen, wobei ich im allgemeinen die neue Klotzsche Ausgabe, nur in *pro Cluentio* und *pro Murena* diejenige von Clark zu Grunde lege. Daß mir beim Lesen des Palimpsests auch einige Irrtümer begegnet sein mögen, wird jeder, der einen Blick in die Hs. oder in die im Besitz der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften befindlichen Photographien werfen will, leicht begreifen.

*ad senatum:* 18,10 *fulsistis summa atque pl. tribunorum*; 19,15 *sin*] *ne*; 17 *copiis*] *manu* H; 21 *virtute summa*; 23 *metum bonis*; 24 *spem audacibus* om.; 20,26 *Sextius*; 22,23 *mense ianuarii vestrum*; *recuperassemus*; 23,12 *amicitias — tuear* om. H G E; 13 *apertis*] *aptibus*; 14 *non indicem*; 24,15 *aliud* om.; 18 *reliqua*; 24,24 *aflicto*; 6 *petente* H G E; 10 *te romuie* (manu recentiore, quae saepe idem exhibet atque palimpsesti scriptor, hunc locum sic scriptum invenimus: *te romule* H); [*cons*]*ule usus esset* H; 12 *omnis ex* om.; 25,19 *dedecus et*] *omnis se* H; 20 *venirent*; 23 *aut* H; 7 *discessus*] *decessus*; *honestis omnibus luctuosus tandem visus est* H; 26,8 *idem extitit*] ... *dimittit*; 9 *summum*] *unum*; 10 *adscriptor*] *est ascriptor*; 28,15 *fas esse*] *non nefas esse* = manus recentior; 17 *de*] *se de* H; 20 *rogatores diribitores custodesque*] *tutores custodesque* (*rogatores custodesque* H); 21 *non solum* H; 22 *ita ut — cives* om. (?) H; 29,24 *gneium*; *umquam*] *quam* H; 2 *cum mea dixerit.*

*ad Quirites:* 5,9 *natus consularis* (*sum* om.); 18 *caruerimus*; 8,25 *qui statuerat* om. H; 25,19 *ea* (?) H G; 20 *recuperasset.*

*de domo:* 30,4 *utilest*] *utile . et* (*utile sit* H); 13 *adiuctor*; 31,27 *cuiusquam meum*; 32,5 *brevitate*] *benignitate*; 6 *causam* (habet ut videtur); 34,3 *generarum* P[1]; 6 XX; 8 *iam liberos*] *ex senato* ... *lib*[*eros*] (fortasse *et senatorem et liberos*); 10 *natio*; *adoptaret* H G M; 35,11 *num*] *non* (*nunc* P); *perturbari*; 18 *Orestem*; 36,27 *adoptacionem*; 28 *haec* (*heac* H); 29 *his*; *vel ille parentis loco*; 7 *ad-o*[*ptacio*]; 37,11 *diceres*; 16—19 *cur ergo — relinquetur* om. H; 38,2 *brevi tempore* om.; 5 *et comitiorum* H; 7 *interea rex nullius*; 39,18 *quo die*] *qd id* H; 40,4 *ab Appio*; 5 *qd adoptatus contra auspicia esses*; 55,9 *propugnare* H; 56,11 *cessi*] *gessi*; 12 *me timidum*] *metuendum*; 57,7 *retinendum*; 63,13 *optatissimum una*; 64,24 *tuus furor*; 65,3 *hanc modo amandas esse* P[1] H; 4 *redegatur*; 5 *dicuntur*; 67,24 *domu .. que*; 68,8 *gessisse*; 72,4 *quin* P[1] H; 74,23 *montani aut pagani*; 24 *mores*; 75,5 *ferentem*; 11 *in omnis*] *nominis* P[1]; 14 *reditam sibi*; 15 *tyranum*; 76,17 *die* om. H; 20 *non modo propulsanda*; 21 *emenda* H; 23 *audeat iam* H; 27 *inlustras meam*] *illustrissimam*; 2 *boni censent*] *non negent* H M; 4 *interum*; 77,22 *nisi essent*; 78,28 *sororem*; 79,20 *consciliis*; 22 *fidulio*; 80,28 *gabidis*;

87, 17 *fratre tuo altero consule reducente altero praetore petente*] *fratre tuo alteri consularis reducente altero praetore*; 88, 3 *sum*; 4 *pulsus*] *expulsus*; [*si*]*me cont*[*enderem*] P¹ H; 89, 12 *nisi*] *in his* P H; 17 *ex egentibus*] *ex gentibus* P¹; 90, 19 *iam*] *etiam*; 92, 16 *indicis*; 93, 7 *non confiteri*; 9 *ea unius*] *illius* (?) H; 94, 15 *urbis* (?); 18 *iam est*; 95, 28 *at*] *aut* H; 96, 6 *incitata* H; *et consulibus*; 7 *et aflicto*; 8 *ac* om.; 98, 18 *divinast*] *divina* P H; 110, 9 *possideres*; 10 *indicio*; 111, 12 *libertas sua potissimum pellere debuit*; 14 *at inde inventa est ista libertas* H; 112, 9 *ultrix*; 10 *ornabatur*; 115, 17 *duasque magnas* (om. *et*); 116, 10 *egentem*; 13 *emisisse se*.

*de haruspicum responsis*: 9, 15 *ex suorum*; 16 *aruspicum*; 10, 26 *impedientibus*; 40, 6 *erat* (?); 61, 18 *quin*] verbum quoddam c. VIII litterarum; 21 *ceteris*] *et* sive *etiam ceteris*.

*de provinciis consularibus*: 5, 19 *ut vix se*; 21 *ingnorat*; 23 *dirachinorum*; *huius*] *hiis*; 24 *bizantiori . m*; 2 *his praeposuit*; *quos*] *quo*; 6, 4 *dicionem*, 5 *consulta*] *consulatum*; 8 *odium* om.; *quod* om.; 10 *id circho*; 13 *ingnorat*; 14 *exausti*; *bellisque*] *bellorum*; 15 *armatum* om.; *eferuesceret*; 7, 21 *proximis*; 3 *ullum*] *nullum*; 6 *everteres*; 7 *ut*] *aut*; 8 *creditis dicere liceret ius in liberos populos contra S legem generi tui*; 10 *bonos*; 8, 15 *oculis vestris mentibusque*; 9, 26 *cuius iter*] *cui iter* ... (*iterum*?); *Ariobarsenus*; 7 *ortetur*; *sibi empta* (om. *et*); *esset clamaret*; 14, 9 *quae rem bene gestam*; 19 *ex ostra* . . *a*; 37, 17 *Martiis*] *marcis*; 38, 22 *ne* add. H; 1 *singulares*; 6 *per vos p . . . s esset adeptus* (*patres*?); 7 *hic*; 8 *dignitatem*; 12 *qui si sibi*; 13 *res p.*; 39, 18 *decernatur* H; 21 *plagam* P H; 22 *contempno*; 25 *ac*] *atque*; 2 *G. Julius*; 3 *aut*] *ac* H; 41, 23 *quarum atque participem me esse* (*quarum* bis deinceps P¹).

*pro Balbo*: 29, 14 *ceteris*; 15 *cuiuscis*] *eius*.

*in Vatinium*: (textus lacunae, quarum inveniuntur permultae, omnes hiant etiam in H); 5, 19 *heliam* H; *non fufiam* H; *neclexerit*] *illexerit* H; 4 *patrios* (*patños* H) . . . (vestigia litterarum vocem *finges* reddere possint) *aut quod* . . . *aferes*; 6, 13 *quae tu*] *quantum* (?); 21 *ex orbere* H; 24 *maluissem* H; 7, 1 *ei quod*] *cum* H; 3 *me* om. H; 31, 8 sive *dominus* sive *Q. Arrius* om. videtur; 11 *rei publicae* om.; *quis sermo* H; 32, 14 *timerem* (sive *timorem*) *ingnorabas*; 15 *videras quae te* (H) *tanta tenuit* (cf. l. 20) *numquam puer* etc.; 21 *ut tamen nisi* H G E; 35, 15 *volo etiam audire* H; 18 *spectarisne* H; 38, 8 *C.* om. H; 9 *et quid*; *et quisnam*; 16 *illum*] *ipsum* H.

*pro Caelio*: 21, 16 *consulendi quae*; 22, 4 *et huius*] *huius*; *et religioni*; 23, 14 *patior*] *pocior*; 24, 11 *coponii* etc.] *omni cum doctrina homo atque* [*humanitatis tum etiam*] *hospitio Dionis te* . . .; 18 *removentur*; 25, 1 *auditum* (?); 38, 6 *commearent*] *nō . . . nt*; 40, 12 [*obs*]*ol-*

*uerunt*; 41, 11 *ac*] *aut*; 47, 22 *cotidie* om. H; 3 *nihil ... nihil*; 5 *illae — locuntur* om.; 48, 12 *quidem seve[rus] ualde* (sive *patre*?); 14 *ab hus sceleris licentia*; 18 *iam rem*] *eam rem*; 49, 20 *patefaceret*; 21 *collocaret*; 2 *faciet*; 50, 1 *et ceteris magnam ad se* om.; 51, 9 *l. lucei*; 13 *conscilium*; 52, 15 *sumeret*] *tum iret* (?); 16 *si non dixerit cur no dedit* (supra lineam quaedam suprascripta sunt neque vero legi possunt); 52, 21 *ad necem (scilicet* H) *legati*; 53, 11 *si non — dedisti* om. hoc loco, add. ut videtur post vocem *crimini* l. 13; 54, 5 *laborata* (?); 16 *in alienum* H T V; 18 *servis* om.; 20 *domi suae* H T V; 21 *esse* om.; 22 *non post pone* (sic) *mitteret* H; 55, 4 *testimonio*; *verba cognoscite recita* om. H; 5 *lucei*; 11 *est in re*] *est et in r...* (*est et in rem* H); 16 *esse* om.; 17 *dignitatis* om.; 56, 8 *non fuisse futurum* H; 12 *ut alterius causa sceleris*; 57, 14 *adiuctore*; 16 *sic et obiectum*; 17 *tribuitis*; 21 *hisne*; 22 *sed*] *esset*; 60, 16 *qui co]nsu-l]em facere incipientem atque conantem*; 61, 1 *hoc*; 62, 14 *rem totam*] *rem istam*; 15 *iis ut*] *suis*; 4 *possit*.

*pro Cluentio*: 50, 11 *graviter varieque*; 12 *ego* om. (?); 52, 29 *apprehenderam* (?); 53, 12 *factas insidias*.

*pro Sex. Roscio*: 21, 8 *haec bona emuntur sextriciorum duobus milibus nummum*; 22, 10 *iudices* om. (?); 49, 8 *venerit*; 10 *id erit — coluit* om.; 58, 2 *ne exheredaretur*; 145, 9 *spoliqrum*; 16 *te* om.; 17 *p'pter*; 146, 19 *crisogone*; 20 *his*; 21 *lucius silla*; 22 *afici*; 23 *propter*; 24 *clam reservavit*] *dare servavit*; 147, 27 *nepharius*; 9 *ali et vestiri*] *alii et vestri*; *balearis*; 150, 25 *id quod*] *quodsi*.

*pro Murena*: 9, 10 *nulla inertiae infamia* om.; 17, 5 *qui*] *quo*; 10 *non ut magis*; 20, 18 *repertam*; 19 *et eamdem et delicatam*; 62, 25 *sui*] *ci..* (eius?); 3 *hominis est mendacio*.

Wie man sieht, ist für das Cluny-Corpus das Material zu gering, um daraus Schlüsse über die Stellung des Palimpsests zu den andern Hss. zu ziehen. Innerhalb der P-Reden wurde auf die Übereinstimmungen mit H schon hingewiesen. Wenn außer den Auslassungen von H, die alle wiederkehren, eine Reihe einzelner Wörter im Palimpsest fehlen oder entstellt sind, so spricht das für direkte Abhängigkeit von H. Allerdings findet sich an drei Stellen eine Übereinstimmung mit P¹ gegen H:

*de domo* 34, 3 *generum*] *generarum* P¹
75, 11 *in omnis*] nominis (prima vocis littera aut h aut n est). *nominis* P¹
89, 17 *ex egentibus*] *ex gentibus* P¹ M.

Da H selbst vielfach mit P¹ zusammengeht, ist immerhin die Möglichkeit offen zu lassen, daß der Palimpsest innerhalb der P-Reden auf die Vorlage von H zurückreicht, allerdings stellt er

dann eine späte, ziemlich entstellte Brechung dieser Überlieferung dar.

Für den, der sich selber mit dem Palimpsest zu befassen beabsichtigt, dürfte eine genaue Zusammenstellung der von mir bestimmten Blätter von Wert sein, die sonst kaum Anspruch auf Interesse erheben kann. (Ein x vor der ersten Zahl bedeutet, daß das betreffende Blatt photographisch aufgenommen wurde.)

x1) Titelblatt schlecht erhalten) *pro Murena* erkennbar 51, 27 bis 55, 14
x2) f. 104 (lesbar nur v) *pro Cluentio* 50, 5—53, 12 (?)
3) f. 105 (nur festgestellt) *pro Caelio* 25, 6—30, 19
4) f. 108 (festgestellt nur v) *pro Caelio* 38, 6—43, 2
x5) f. 112 (r gut, v wenig) {*de prov. cons.* 37, 15—41 (7. Zeile r. Col. v) / *pro Sex. Roscio* 137, 9—?}
6) f. 113 (nur festgestellt) *pro Sex. Roscio* ?—145, 6
x7) f. 114 *pro Sex. Roscio* 145, 6—150, 23
x8) f. 115 (nur v phot.) *pro Sex. Roscio* 150, 23—Ende
9) f. 116 (nur v Schluß Palimpsest) *pro Sex. Roscio* 49—50
10) f. 117 (nur festgest.) *pro Sex. Roscio* ?—56, 27
11) f. 118 *pro Sex. Roscio* 57, 27—?
12) f. 121 (nur v festgest.) *de domo* c. 129—131
13) f. 122 (nur festgest.) *de domo* 9—?
14) f. 123 (wenig lesbar) *pro Balbo* 26, 14—30, 10
15) f. 125 (nur festgest.) *pro Murena* ?—42, 26
16) f. 126 (nur festgest.) *pro Murena* 42, 26—46, 2
17) f. 127 (nur festgest.) *pro Murena* ?—51, 19
x18) f. 129 (nur v leserlich) {*de harusp. resp.* 8, 7—10, 27 / *pro Murena* 78, 2—79, 15}
19) f. 130 (nur v leserlich) *de domo* 54, 24—57, 7
x20) f. 145 (schlecht lesbar) {*pro Murena* 18, 3—19, 14, dann: 15, 16—17, 13, dann: 20, 14—21, 4}
x21) f. 150 (nicht feststellbar)
x22) f. 151 *de domo* 76, 17—80, 6
x23) f. 152 *de domo* 70 (?)—76, 17
x24) f. 154 {*de domo* 69, 12—70, 7 (5. Zeile r. Col. r) / *pro Caelio* 21, 16—25}
25) f. 160 (nur die ersten 4 Zeilen sind Pal.) *ad Quir.* 25, 19—Ende
x26) f. 161 (nur v leserlich) {*pro Caelio* 43, 2—49, 4 (18. Zeile r. Col. v) / *de domo* 93, 6—94, 14}
x27) f. 174 (nur v phot.) *de prov. cons.* 3, 9—7, 5
x28) f. 175 (nur v phot.) *de harusp. resp.* 40—44
29) f. 176 (nur r wenig festgest.) *pro Caelio* 59, 6/7—?

x 30) f. 177 (nur r phot.) *de domo* 63, 11—68 (?)
x 31) f. 178 (nur r phot.) *de domo* 94, 14—99, 7
x 32) f. 179 {*de domo* 40, 1—40, 6 (9. Z. l. Col. r)
*ad senat.* 18, 9—24, 22}
33) f. 180 (nur festgest.) *pro Sex. Roscio* 13 (r. Col. v)
34) f. 181 *de domo* 87—94, 14 (?)
x 35) f. 182 *de domo* 34, 7—40, 1
x 36) f. 186 {*de prov. cons.* 13, 1—15, ? (4. Z. r. Col. r)
ab Z. 7: *ad Quir.* 4,20—6, 28 (l. Col. v letzte Z.)
*ad Quir.* 8, 9—8, 11 (5. Z. r. Col. v)
ab Z. 7 *ad Quir.* 7, 20—8, 7
die letzten 5 Zeilen nicht erkennbar}
x 37) f. 196 (nur v phot.) *pro Quinctio* ?—93
x 38) f. 222 (nicht feststellbar)
x 39) f. 225 (nur r phot.) *de prov. cons.* 7, 5—?
x 40) f. 226 {*ad senat.* 24, 22—26, 11 (8. Z. l. Col. v)
27, 8—30, 23 (die letzten 4 Zeilen unleserlich)}
x 41) f. 227 {*de harusp. resp.* 60, 8—Ende
*de prov. cons.* 1, 1—3, 9}
x 42) f. 228 (nur v phot.) *pro Sex. Roscio* 2, 2—6, ?
x 43) f. 229 (nur v gut erkennbar) *in Vatinium* ?—7, 5 u. 3 Zeilen unsicher
x 44) f. 231 {*pro Sex. Roscio* 21, 8—22, 22
*de domo* 30, 4—34, 7}
x 45) f. 233 (nur r phot.) *pro Sex. Roscio* 131—?
46) f. 234 (nur festgest.) *de domo* 85—87, 16
47) f. 235 (nur festgest.) *de domo* ?—29/30
x 48) f. 236 {*de domo* 113, 17—?
*pro Caelio* 49, 4 (?)—53, 22}
x 49) f. 237 *pro Caelio* 53, 23—57, 25
x 50) f. 238 *pro Murena* 60/61 (?)—65, 21
x 51) f. 239 (nur v phot.) *pro Murena* ?—69, 12
x 52) f. 242 (nur r phot.) *de domo* 114, 11—119, 23
x 53) f. 244 *in Vatinium* 26, 27—38, 18
x 54) f. 251 (unnumeriert) *de domo* 108—113
x 55) f. 252 (unnumeriert, nur r phot., nicht feststellbar).

# Die einansichtige Gruppe und die späthellenistische Kunst.

Von

**Dr. Gerhard Krahmer** in Göttingen.

Mit 4 Tafeln.

Vorgelegt in der Sitzung vom 17. Juni 1927 von H. Thiersch.

Die Laokoongruppe (Abb. 1) gehört zu den wenigen Denkmälern der hellenistischen Epoche, die zeitlich mit annähernder Genauigkeit bestimmt sind. Ihre Entstehung fällt ungefähr in die Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. Eine solche Datierung, die unabhängig von der Stilkritik gewonnen ist, hat natürlich den größten Wert für uns. So wollen wir mit der Untersuchung der Laokoongruppe beginnen, indem wir diesmal unser besonderes Augenmerk auf ihre Komposition richten, und den Versuch machen, das späthellenistische [1]) Kunstschaffen zu ihr in Beziehung zu bringen. Daß die Gruppe in dem jetzigen Zustand falsch ergänzt ist, daß der Arm des Vaters und wohl auch der des jüngsten Sohnes nicht ausgestreckt waren, sondern im Ellenbogen gebeugt zu den Köpfen der Figuren hinführten, ist bekannt (Helbig-Amelung I, 151, S. 96).

Von Wichtigkeit erscheint vor allem die Anordnung der Figuren nebeneinander. Hierin unterscheidet sich das Werk von Gruppen wie dem im dritten Jahrhundert v. Chr. gearbeiteten Pasquino [2]) oder von der Dornauszieherszene im Louvre, die der Spätzeit der hellenistischen Kunst angehört (Klein, Rokoko 64 Abb. 27). Denn während diese, auf Rundung komponiert, nicht nur nach einer sondern nach mehreren Seiten hin Ansichten ermöglichen, sind die drei Gestalten unseres Werkes so angeordnet, daß sie gewissermaßen auf einem imaginären Hintergrund angebracht zu sein

---

1) Darunter verstehen wir das zweite und erste Jahrhundert v. Chr.

2) Mit Recht sagt E. Schmidt (Festschr. für Arndt 101) von dieser Gruppe: So verschieden, ja fast unbegrenzt, ihre Ansichtsmöglichkeiten sind — nie verliert der Herumwandelnde ... den Zusammenhang usw.

scheinen. Die Komposition bekommt dadurch jenen Werken gegenüber etwas reliefmäßiges. Dieser Aufbau hat zur Folge, daß dem Werk auch jene Vielansichtigkeit der verglichenen Schöpfungen mangelt. Ja, die ganze Komposition bietet in der Tat sogar nicht mehr als eine einzige Ansicht, selbst von noch so untergeordneten Nebenansichten kann nicht die Rede sein, falls man an sie künstlerische Ansprüche stellt. Verlassen wir die Mittelachse, die auf die Komposition senkrecht führt, und treten nach rechts oder nach links seitlich heraus, so ergeben sich in dem neuen Bilde Verzerrungen der Kompositionslinien, durch die häßliche Entstellungen der Gesamtwirkung hervorgerufen werden. So löst sich bei einer Ansicht, die mehr von rechts genommen ist, der Körper des jüngeren Sohnes ganz aus dem kompositionellen Zusammenhange heraus, während bei einem Abweichen des Beschauers nach links sich die Figuren übereinander schieben und unschöne Überschneidungen bilden (Abb. 2). Dies zeigt uns, daß die Laokoongruppe keine eigentliche Nebenansicht, sondern nur eine einzige Hauptansicht hat. Wir müssen daher diese Gruppe einansichtig nennen. Der Aufbau vermag nur eine einzige Ansicht von künstlerischem Wert zu gewähren. In diesem Punkt hat der Laokoon seinen nächsten Verwandten in der Hermaphroditengruppe, deren besterhaltenes Exemplar in Dresden bewahrt wird (Abb. 3; Dresden Nr. 155), und deren kompositionelle Eigenart zum ersten Mal von Eduard Schmidt klar und scharf erfaßt worden ist (Festschrift für Arndt 99 ff.). Mit Recht betont E. Schmidt, daß diese Gruppe einzig und allein für eine einzige Ansicht komponiert sei, daß schon ein kleiner Schritt von der Hauptansicht aus zur Seite den richtigen Eindruck aufhebe und das „Rhythmisch-Sinnvolle“ dabei in der Verzerrung erscheine (Abb. 4). Genau so ist es bei dem Laokoon, nur daß dieser Schritt zur Seite im Verhältnis zum Größenunterschied, der dieses Werk von dem Dresdner Typus trennt, auch etwas reichlicher bemessen sein muß, um den entsprechenden Eindruck zu bewirken. Wir sagten oben nach flüchtiger Prüfung, daß der Laokoon einen reliefmäßigen Eindruck mache. Dazu paßt durchaus die Einansichtigkeit des Werkes, die wir eben feststellten. Mit dieser Eigenschaft hängt eng zusammen, daß ein großer Teil der Kompositionslinien die Breite betont, was nicht allein durch das Nebeneinander der Figuren bewirkt wird, sondern ebenso durch eine Anzahl der Linien des Aufbaues, wie den zum Teil seitlich gerichteten Bewegungen der Körper und die Haltung der Arme. Diese Ausbreitung der Gruppe, diese Linien und Bewegungen scheinen gleichsam auf den imaginären

Hintergrund Rücksicht zu nehmen und damit in uns die Erinnerung an das Relief wach zu rufen. Die gleiche Ausbreitung und scheinbare Rücksichtnahme auf den gedachten Grund zeigt auch die Hermaphroditengruppe; es genügt hierfür auf die sehr instruktiven Abbildungen 7 und 8 bei Schmidt zu verweisen. Das Merkwürdige und Wichtige besteht aber darin, daß diese in der Breite sich entwickelnden Linien an Quantität fast übertroffen werden von solchen, die in die Tiefe streben und die sich von den Breitenrichtungen und dem gedachten Grunde durch den Bewegungsgegensatz lebhaft abheben. Wir brauchen sie nicht bis ins einzelnste hinein zu beschreiben, für die Laokoongruppe genügt es auf die in den Körpern enthaltenen Beugungen nach vorne, auf die Richtung der Oberschenkel aufmerksam zu machen, zu erwähnen, daß der Platz des jüngsten Sohnes weit herausgerückt ist aus der Raumschicht, in der sich der Körper des Vaters befindet; für die Hermaphroditengruppe sei auf den weit herausquellenden unteren Teil gegenüber den viel weiter zurückliegenden Oberkörpern der Figuren und vor allem auf die schon genannten Abbildungen bei E. Schmidt hingewiesen, die dieses Verhältnis und die einzelnen Tiefenlinien besser zum Ausdruck bringen als es eine Beschreibung vermöchte. So sehen wir, wie in der einansichtigen Gruppenform Breite und Tiefe in einer merkwürdig unvermittelten Form nebeneinander wirken und, so möchte man vergleichsweise sagen, im Kampf um die Hauptwirkung mit einander begriffen sind; dabei verhält es sich natürlich so, daß je näher wir herantreten, desto stärker die in die Tiefe führenden Linien empfunden werden und desto mehr die reliefmäßige Wirkung der Gesamtkomposition aufgehoben wird, während beim Wachsen der Entfernung die Tiefenlinien zusammenschrumpfen, das Bewußtsein von der räumlichen Verschiedenheit der einzelnen Schichten immer mehr verloren geht, und das Ganze sich einer Art von Flächenbild annähert, einem Flächenbild, das uns auch die Photographie vermittelt. In allen diesen Punkten stimmt der Laokoon mit der Hermaphroditengruppe überein, von der E. Schmidt sagt (101): „All dies Verwirrende beruhigt sich, wenn wir zurücktreten, wenn der tastbar körperhafte Eindruck durch die Entfernung gemildert wird (ein Dienst den uns auch die Photographie in durchaus unerwünschter“ (so?) „Weise leistet), mit einem Wort, wenn sich der Anblick bildmäßig zusammenfaßt“. Dieses schroffe Gegenüberstehen von Tiefen und Breitenlinien, die fast unvermittelt gegeneinander wirken und erst in der Entfernung einen Ausgleich erfahren, bringt als weitere Folge eine gewisse Zerrissenheit, eine „Durchlöcherung“ der Gesamtgruppe mit sich,

eine Zerrissenheit, die auch erst im Fernbilde ihre kompositionelle Einigung findet, und mit der Hand in Hand die zackige Art des das Ganze umschließenden Konturs geht. Ein Blick auf den Laokoon und die Hermaphroditengruppe zeigt, daß beide auch hierin übereinstimmen [1]). Beide Gruppen sind, wenn wir kurz ihre Haupteigenschaften zusammenfassend nennen sollen, durch die Einansichtigkeit, durch die Ausbreitung sehr tiefer Komplexe auf dem imaginären Grund und den Kontrast ihrer Tiefenlinien zu seiner Fläche charakterisiert.

Nun ist E. Schmidt der Ansicht, daß die Hermaphroditengruppe nicht ursprünglich für die Ausführung in Stein komponiert, sondern eine getreue Kopie nach einem Gemälde sei. Es ist vor allem die Einansichtigkeit der Gruppe, ihre bildmäßige Einigung in der Fernansicht, die ihn zu dieser Auffassung verleiten: in dieser einzigen Ansicht sei alles wesentliche gesagt — „aus keinem anderen Grunde, als weil der Maler, der sie erfand, in ihr allein alles zum Ausdruck bringen mußte." E. Schmidt empfindet also die Eigenart der Gruppe so stark als malerisch, daß hierin für ihn der Anlaß liegt, die Urerfindung einem Maler zuzuschreiben. Was aber für die Hermaphroditengruppe gilt, muß notwendigerweise auch auf den Laokoon angewendet werden. Sahen wir doch, daß beide Werke in ihrem kompositionellen Wesen durchaus übereinstimmen. Auch die Laokoongruppe müßte demnach aus einem Gemälde herauskopiert sein. Die Vermutung, daß die Lakoongruppe durch ein Gemälde angeregt sei, ist aber schon längst aufgetaucht (s. u. S. 89) und könnte immerhin als Stütze der eben versuchsweise im Sinne E. Schmidts aufgestellten Ansicht gelten, wenn man auch bisher noch nicht ernstlich dafür eingetreten ist, daß der Laokoon geradezu Zug um Zug nach einem Gemälde kopiert sei (vgl. auch Herrmann-Bruckmann Text zu Taf. 50). Sind nun wirklich beide Gruppen getreue Umsetzungen aus Bild in Stein? Angenommen es verhielte sich so, wären wir dann in der Erkenntnis der Entstehung dieser Gruppen besonders tief vorgedrungen? Wir müßten

---

1) Eduard Schmidt's Stellungnahme zum Laokoon (107) ist nicht ganz klar. Er sagt: „In Wahrheit hat der Laokoon zwar eine Hauptansicht, aber gerade bei ihm muß man den Standpunkt häufig wechseln, um des ganzen Reichtums an plastischer Form inne zu werden." Das gilt aber auch für den Hermaphroditen. Der plastische Eindruck wird nicht allein durch ein näheres Herantreten, sondern ebenso durch einen seitlichen Wechsel des Standortes erhöht. So wird in der Abbildung 4 zwar das „Rhythmisch-Sinnvolle", wie sich E. Schmidt ausdrückt, zerstört, dafür aber der plastische Eindruck gegenüber der eigentlichen Ansicht gewaltig erhöht (Abb. 3).

doch sofort fragen: warum halten sich die Künstler so sklavisch an ihr Vorbild? Und das geschieht nicht nur einmal, was schließlich als ein kurioser Einfall einer Kopistenseele verständlich wäre, sondern wir haben bereits zwei derartige Gruppen vor uns gehabt und ein anderes Beispiel werden wir weiter unten noch kennen lernen. Warum griffen die Künstler nicht allein das Motiv des Gemäldes auf und schufen im übrigen eine Gruppe, die man von allen oder von mehreren Seiten betrachten konnte? Die Annahme, mangelndes Können habe eine so enge Anlehnung an das gemalte Vorbild erzwungen, hilft uns nicht weiter. Mit Recht betont E. Schmidt die Geschicklichkeit des Künstlers der Dresdner Gruppe. Auch muß sein Vorstellungsvermögen ganz außerordentlich gewesen sein, wenn es ihm ermöglichte, ein Gemälde plastisch umzudenken und zu kopieren, so daß als Resultat eine Gruppenform herauskam, die bisher in der Plastik unerhört war. Ja, war diese Form völlig neu und unerhört? Ist es nicht eine notwendige Folgerung, daß diese Künstler schon in einem bestimmten Verhältnis zu dem in dieser Gruppenform enthaltenen Kompositionsgedanken standen, einem Verhältnis das ihnen vielleicht erst das „Umdenken“ von Bild in Stein ermöglichte? Es ist nicht damit geholfen, daß man annimmt, diese Kompositionsform sei in Anlehnung an ein Gemälde einmalig geschaffen und dann auch für frei erfundene Gruppen benutzt worden. Denn auch diese Annahme setzt voraus, daß die durch diesen Vorgang geschaffene Komposition nicht als ein Unikum empfunden wurde, sondern daß sie gewissermaßen auf fruchtbaren Boden fiel und irgendwie anders bereits vorbereitet war. Diese starke Hervorhebung der Tiefenlinien, die Ausbreitung der einzelnen Komplexe auf der Fläche des imaginären Grundes, der Kontrast, in dem sie zu ihm stehen, und die Einansichtigkeit der ganzen Komposition müssen also irgendwie in der künstlerischen Veranlagung der Zeit verankert sein. Mit der Kopie nach einem Gemälde ist nicht allzu viel erklärt, die Richtigkeit der These vorausgesetzt. Dieser einansichtige Gruppenbau muß ganz anders in seiner Entstehung bedingt gewesen sein, er könnte als solcher dann zur Kopie nach Gemälden gedrängt haben. Das wäre vielleicht möglich. Es handelt sich jetzt also um den Versuch, diesen Gruppenaufbau mit seinen in der Fläche ausgebreiteten Tiefenkomplexen aus der künstlerischen Veranlagung der späthellenistischen Zeit zu verstehen, der auch die Hermaphroditengruppe wegen ihrer nahen Verwandtschaft zum Laokoon angehören muß (zur Datierung: Klein, Rokoko 56; Röm. Mitt. 1923/4, 165).

Die Betrachtung der Laokoon- und Hermaphroditengruppe hat

uns des öfteren zu einem Vergleich mit dem Relief genötigt. Wenn auch in der Fernansicht die in die Tiefe führenden Linien gemildert werden und das Ganze einen bildmäßigen Charakter bekommt, so könnte es doch fraglich erscheinen, ob eine Weiterführung des Vergleichs mit dem Relief noch erlaubt ist. Denn auch in der Fernsicht, wie im photographischen Bilde, bleibt die Orientierung der Einzelfiguren der Fläche entgegengesetzt. Zwar breitet sich die Gesamtkomposition scheinbar auf einem imaginären Hintergrund aus, zwar werden die Tiefen im einzelnen undeutlich, so daß die Verschiedenheit der räumlichen Positionen sich mehr oder weniger der Kontrolle entzieht, aber das alles ändert doch nichts daran, daß die Figuren Linien enthalten, die in ihrer Tiefenausdehnung zwar nicht mehr genau abmeßbar sind, aber doch immer wieder, auch bei weitester Sicht, einen Tiefeneindruck wachrufen, daß die Figuren sich nicht in harmonischer Einigung mit dem imaginären Grunde befinden, sondern trotz ihrer auf der Fläche ausgebreiteten Gesamtanordnung gegen ihn gerichtet zu sein scheinen und somit mit dem Verhältnis, das zum Beispiel die Figur zum Grund am Parthenonfries bildet, nichts gemeinsam haben. Denn bei diesem Werk des fünften Jahrhunderts wird trotz lebhaftester Aktion niemals ein Gegensatz zwischen Grund und Figur bemerkbar, in einer fast rätselhaften Weise passen sich die stark bewegten Figuren dem Grunde an und verkörpern so gewissermaßen in sich den kompositionellen Gedanken, der dem Grunde durch seine Fläche und der Breitenausdehnung inne wohnt: Figuren und Grund sind von derselben Idee beseelt: und das geschieht alles, ohne daß die Aktionsfähigkeit der einzelnen Gestalt darunter litte und zu Gunsten der Fläche beschränkt würde, aber ebenfalls ohne daß die Bewegung der Figuren zum Grunde in Kontrast käme. Grund und Figur bedingen sich gegenseitig und stehen — so möchte man vergleichsweise sich ausdrücken — in einem Verhältnis, das sich mit der gegenseitigen Bedingtheit der Glieder und Organe eines lebenden Körpers vergleichen läßt: Grund und Figur stehen zu einander in einem organischen Verhältnis [1] (s. u. S. 74). Anders beim Lakoon und der Hermaphroditengruppe; hier bleiben auch im Fernbild die Tiefenlinien als Gegensatz zum imaginären Grunde wirksam; die

1) Durch diese „organische" Kompositionsweise unterscheidet sich das Relief der klassischen Zeit und nicht nur das Relief sondern auch die übrigen künstlerischen Erscheinungen, die statuarische Plastik, die Architektur, der Städtebau (das hippodamische System), von der archaischen Kunst, deren Aufbau vielmehr ein „additionelles" Gepräge hat. Darüber an anderem Ort.

Haltung der Oberschenkel, die stark frontale oder streng seitliche (beim Satyr) Stellung der Körper rufen das Gefühl der Tiefe immer wieder wach (s. u. S. 73) — einer Tiefe, die in scharfem Kontrast zu der Ausbreitung der Gesamtmasse auf dem gedachten Grunde steht — und lassen durch den Gegensatz die Einzelfigur sich von der imaginären Fläche abheben, mit der sie nicht im klassischen Sinne organisch verbunden ist, sondern vor der sie aufgebaut und angeschoben zu sein scheint[1]). Ist das noch die Eigenart des Reliefs, dürfen wir hier noch von Reliefbildung sprechen? Sicher dürfen wir das, sofern wir nicht mit dem Begriff „Relief" oder „Reliefstil" eine bestimmte Vorstellung verbinden, die an klassischen oder klassizistischen Beispielen gebildet, alles was mit diesem einseitig gewonnenen Ideal sich nicht einen will, für abwegig und nicht-reliefmäßig erklärt, wie etwa Adolf Hildebrand das was seinem Ideal von Reliefbildung nicht zusagte, als Verirrung abzulehnen bereit war. Denn ganz ähnliche Erscheinungen, wie sie uns der Laokoon und die Hermaphroditengruppe offenbarten, finden wir unter den antiken Reliefs wieder, allerdings nicht unter den Beispielen der klassischen Zeit. Wohl beobachten wir auch hier — besonders am Friese des späten fünften Jahrhunderts — räumliche Tiefenwirkungen, Partieen, in denen wir fast eine bildmäßige Tiefe erkennen oder doch ein ihr entsprechendes Entwicklungsstadium des Reliefs annehmen müssen. Man erinnere sich an den Nikefries, der stellenweise mehrere Tiefenschichten aufweist, ohne daß aber die Zusammenfassung mit dem Grunde verloren ginge (Blümel, Taf. I—III, k, i), oder man denke an die Schlachtszene des Alexandersarkophags, bei dem die Figuren sich bereits trotz ihrer dichten Stellung vereinzeln und auch der Zusammenhang mit dem Grund sich zu lockern beginnt — zum Teil gilt das schon für den Mausoleumsfries (s. u. S. 69 Anm. 1) —, aber nirgends an allen Beispielen, die aus der klassischen Zeit gewählt werden, treffen wir auf einen Kontrast zwischen Figur und Grund (vgl. vorläufig J. d. I. 1925, 191 ff.). Das Verhältnis mag noch so gelockert erscheinen, nirgends fehlt eine endgültige, mehr oder weniger har-

1) Auch die Athena-Marsyas-Gruppe des Myron könnte man hier anführen (Bulle, Der schöne Mensch, Text Sp. 245, Abb. 53), um durch den Gegensatz diese hellenistischen Werke zu erläutern. Auch diese beiden Figuren stehen vor einer imaginären Fläche, jedoch wirken die in ihnen enthaltenen Tiefenlinien nicht gegensätzlich zu ihr, sondern verhalten sich zu dem gedachten Grund ungefähr in der Weise, die wir an den Parthenonmetopen in dem Verhältnis von Figur zum Grund kennen lernen. An anderem Ort wird darauf näher eingegangen werden.

monische Angleichung an den Grund, so verschieden auch die Lösungen der klassischen Epochen sind, worauf im einzelnen an anderer Stelle eingegangen werden wird. Dagegen fordern die hellenistischen Reliefs des zweiten und ersten Jahrhunderts zu einem Vergleich mit unseren Gruppen geradezu auf. Man denke an Figuren wie den Nereus und die Doris des großen pergamenischen Frieses (Perg. III, 2 Taf. 22) an die Königsgestalt und ihre Begleiter auf dem Telephosfries (Taf. 32, 5), deren Bewegung konträr zum Hintergrunde erfolgt, an die weibliche Figur vom Altar zu Magnesia, die so sehr in ihrer Bewegung an die zentrifugalen[1]) Statuen wie die Nike von Samothrake[2]) und die Venus von Milo

1) Zur Datierung der zentrifugalen Form: Archaeologiai Ertesitö 41, 1927, 254 ff. (deutsch und ungarisch); zur Namensänderung (früher offene Form genannt): J. d. I. 1925, 188 Anm. 1; R. M. 1925, 70 Anm. 1.

2) Fr. Studniczkas Versuch, die Nike von Samothrake in das dritte Jahrhundert zu weisen, kann ich nicht beistimmen; vgl. darüber Archaeologiai Ertesitö 41, 1927, 255 Anm. 6. Auch der neueste, von A. W. Lawrence gemachte Vorschlag, der darauf abzielt, die Statue wieder in das vierte Jahrhundert zu setzen, kann mich nicht überzeugen (J. H. St. 1926, 213), da diese Zuteilung auf Grund recht allgemein gehaltener Vergleiche vorgenommen wird, keine strikten Analogien mit Werken dieser Zeit aufgewiesen werden, und der Verfasser die Möglichkeit nicht ernsthaft in Betracht zieht, daß die Nike von Samothrake in Anlehnung an ein Werk des vierten Jahrhunderts gearbeitet sein könne, eine Möglichkeit, die doch hätte erwogen werden müssen, wo der Verfasser selbst sagt „but it must be remembered that the pergamen sculptures (und doch oft auch die übrigen hellenistischen!) are full of reminiscences of the Old Masters", und das so ähnliche Münzbild des Demetrios Poliorketes dies recht nahe legt. So würde es für die Datierungsfrage nicht viel bedeuten, wenn die oft verglichene Artemis Rospigliosi wirklich dem vierten Jahrhundert angehören sollte (zu dieser Archaeologiai Ertesitö a. a. O. 255 Anm. 6), was mir aber nicht recht einleuchten will. Der starke Gegensatz, in dem das enge Anliegen des Gewandes zu den sich mit unerhörter Energie vom Körper trennenden Falten steht, findet sich auch an den Figuren des von Lawrence verglichenen Alexandersarkophags nicht. Nur in der knickigen Führung dieser Falten bestehen einige Ähnlichkeiten. Immerhin mag man in der Gewandbehandlung am Sarkophage Vorstufen zu der Art der Artemis sehen, wie ja auch die Reliefbildung auf die hellenistische Epoche vorausweist. Mit der gegensatzlosen Gewandung, die sich an der Nereide von Epidauros (vgl. Lawrence Abb. 1) und an der Atalante von Tegea (a. a. O. Taf. XI) findet und selbst in ihren vom Körper sich loslösenden Falten nicht den geringsten Kontrast zu diesem bildet, hat die Artemis jedenfalls nichts gemeinsam. Für die Datierung der Nike von Samothrake gewinnen wir auf diesem Wege kein Resultat. Der Vergleich, den Lawrence zwischen ihr und der von ihm auf Tafel XI, 1 abgebildeten Statue aus Pergamon anstellt, könnte höchstens (aber dazu reicht er allein nicht einmal aus) dartun, daß die Nike nicht aus pergamenischer Schule stammt — eine Ansicht der ich übrigens beipflichte — spricht aber nicht gegen ihren späthellenistischen Charakter, der sich vor allem in ihrer Bewegtheit

erinnert und dadurch zur weiteren Befestigung der Datierung dieser Figuren dienen kann. Auch ihre Bewegung steht zum Grunde im schroffsten Gegensatz (Ausgr. Magnesia, Blatt VII; zur Datierung, Mitte 2. Jahrh., Gerkan A. Anz. 1923/4, 348). Hier sind weiter zu nennen die reitende Frauengestalt des Prienefrieses (Br. Br. Taf. 79), fast alle Platten von Lagina (Abb. 7; Mendel I, 201) der Fries von Magnesia mit seinen statuettenartigen Figuren (J. d. I. 1925, 187 ff., Abb. 4 ff.), deren Bewegung teilweise ebenfalls vom Grund aus nach vorne drängt (a. a. O. besonders Abb. 5 und 9), und der Münchener Poseidonfries, der vom Monument des Domitius Ahenobarbus stammt (Br. Br. 124; s. u. S. 84). Derartiges findet sich nicht unter den Reliefarbeiten klassischer Zeit, der Gegensatz zwischen Figur und Fläche wird hier im späthellenistischen Bereich — man fühlt sich verleitet zu sagen — geradezu gesucht; ja die Eigenart dieser Reliefs besteht überhaupt in dem gegensätzlichen Verhalten von Figur und Grund (darüber weiteres unten), nicht anders wie auf den Friesen so auch auf den handwerklichen Grabreliefs dieser Epoche, bei denen ebenfalls dieser Gegensatz die eigentliche Wirkung ausmacht, ja in ihm geradezu die reliefmäßige Bindung von Figur mit Grund besteht (J. d. I. 1925, 194 ff.). Die Figur nimmt durch das Mittel des Gegensatzes auf den Grund, der dadurch zum Hintergrund wird, Bezug, wie es die genannten Friese, wie es uns auch das Relief des Menandros (Collignon, Statues Funer. 281, Abb. 174), das Denkmal einer Frau in Berlin (a. a. O. 271, Abb. 171) sehen lassen [1]. Auch hier im späthellenistischen Relief sind durch das figürliche Element gebildete Tiefenkomplexe auf der Fläche ausgebreitet, indem beide Teile durch ihre verschiedene Bewegungsrichtung lebhaft zu einander kontra-

---

geltend macht, der man inne wird, wenn man z. B. die Vorderansicht der Atalante (B. C. H. 1901, Taf. 6; K. i. B. 300, 6) mit der Vorderansicht der Nike vergleicht. Leider geht Lawrence darauf nicht ein; denn die Allgemeinheiten, die er dazu auf S. 217 bemerkt, beweisen nichts: Mit der Begründung „an exceptional artist need not be bound by the conventions of the more timid" könnte man selbst ein Renaissancewerk, dessen Künstler unbekannt ist, für eine Schöpfung des fünften Jahrhunderts v. Chr. erklären. Wo liegt die Grenze für die Ungebundenheit eines großen Künstlers? Die Meinung des Verfassers: the bold composition of contemporary reliefs may sometimes have strayed into the round (gemeint ist: entsprechend den ausstrahlenden Kompositionslinien der Nike) hat nichts überzeugendes. Müßte man nicht, wenn es so wäre, ein einziges Relief aus dem vierten Jahrhundert — es sind ja genug erhalten — als Beispiel anführen können? Zur Gewandbehandlung der Nike ist immer noch das beste bei Sieveking und Buschor, Münch. Jahrb. 1912, 123 zu lesen.

1) Ferner gehören hierher die J. d. I. 1925, 195 erwähnten Reliefs.

stieren. Dasselbe erkannten wir aber auch für den Laokoon und den Hermaphroditen als charakteristisch. So sehen wir, daß wir die Komposition dieser Gruppen mit vollem Recht reliefmäßig nennen können, wenn wir das späthellenistische Relief heranziehen, und daß hier auch ihre nächstverwandten Werke zu finden sind, die uns die Eigenart dieser Gruppen illustrieren können. Um eine Illustration nämlich, um eine durch den Nachweis von Parallelen vertiefte Erkenntnis handelt es sich hier. Denn es darf natürlich nicht angenommen werden, daß sich diese einansichtige Gruppenkomposition aus dem Relief entwickelt hätte, daß ein kluger Mann eines Tages auf den Gedanken gekommen wäre, den Hintergrund fortzulassen. Laden doch auch zum Beispiel die Linien im unteren Teil der Hermaphroditengruppe in einer derartig starken Weise nach vorne aus, wie es die Struktur des Reliefs von selbst verbietet. Wir wollen mit diesen Vergleichen nur eine innere Verwandtschaft, eine Wesensverwandtschaft der einansichtigen Gruppe mit den späthellenistischen Reliefkompositionen feststellen.

Eine weitere Parallele bietet die statuarische Plastik. Vergegenwärtigen wir uns kurz den Entwicklungsgang, der zu den Werken des zweiten Jahrhunderts vor Chr. führt. Am Ende der klassischen Zeit oder — wenn man will — am Beginn der hellenistischen Epoche steht der Apoxyomenos des Lysipp, der aufgebaut in jener lockeren Geschlossenheit (R. M. 1923/4, 147; 1925, 70 Anm. 1), mit seiner Arm- und Blickrichtung in die Tiefe weist, aber dabei durch das Hinzukommen einer leicht gespreizten Stellung alle Dimensionen verwirklicht und damit eine äußerst große Anzahl von Ansichten ermöglicht, die fast völlig um das Werk herumführen[1]. Dann folgen die Schöpfungen des dritten Jahrhunderts, die kauernde Venus des Doidalses, die Statuette von Budapest[2], die Sitzende des Konservatorenpalastes, vielansichtig auch diese und alle Dimensionen betonend, so daß es schwer ist eine bestimmte Hauptansicht ausfindig zu machen und man lieber bevorzugte Ansichten von Nebenansichten unterscheidet, daneben aber wieder Werke in der Art des Demosthenes von bestimmter Hauptansicht, die von Nebenansichten begleitet ist, doch alle diese Kompositionen im Gegensatz zu dem Apoxyomenos mit seiner leichten lockeren Bindung hart und scharf gegen den umgrenzenden Raum abgesetzt und streng zusammengefaßt. Im langsamen Übergang um die Wende

1) Für die folgenden Ausführungen vgl. R. M. 1923/24, 138 ff., ein Aufsatz, der teilweise erweitert und überholt wurde durch Archaeologiai Ertesitö 41, 1927, 251 ff., 256 ff., 260 ff.

2) Archaeologiai Ertesitö 41, 1927, 251 ff. Abb. 1—4 auf S. 5.

des dritten zum zweiten Jahrhundert entwickelt sich dann eine neue Art der Komposition, die diese strenge Geschlossenheit wieder durchbricht, aber nicht wie beim Apoxyomenos die Linien in lockerer Fügung zusammenschließt, sondern im Gegenteil danach zu trachten scheint, mit aller Kraft in den Raum auszustrahlen. Da wären die Nike von Samothrake (s. o. S. 60) und der Hellenistische Herrscher im Thermenmuseum zu nennen, Werke des frühen zweiten Jahrhunderts, die stark räumlich komponiert neben der Hauptansicht — oder vielleicht besser neben dem Komplex der bevorzugten Ansichten — eine große Anzahl von Nebenansichten aufweisen und somit in diesem Punkte wenigstens noch an die Schöpfungen der vergangenen Zeit erinnern. Doch jetzt begegnen wir einer merkwürdigen Tatsache. Jetzt, wo die hellenistischen Werke die stärkste Expansionskraft erreicht haben, wo ihre Linien förmlich in den Raum ausstrahlen, jetzt scheinen sie trotzdem geneigt zu sein, ihre räumliche Ausdehnung zu Gunsten einer Annäherung an eine imaginäre Hintergrundfläche zu beschränken (vgl. R. M. 1925, 71, Anm. 1). So ist durch große Ansichtsmöglichkeit auch die Venus von Milo, ein stark zentrifugal aufgebautes Werk, gekennzeichnet. Aber in ihrem ursprünglichen Zustand, in der Vereinigung mit der seitlich von ihr einst befindlichen Stütze, die durch den aufgelegten Arm mit dem Körper verbunden war, schafft sie sich trotz ihrer in den Raum strebenden Bewegung eine Art von flächigem Hintergrund, zu dem die Tiefenrichtungen, die vor allem in dem vorgestellten Bein enthalten sind, lebhaft kontrastierten. Tiefen- und Breitenlinien stehen in schärfstem Gegensatz zueinander, eine kompositionelle Eigenheit, die bei einem Vergleich mit der Dresdner Bronzestatuette (Bulle, d. sch. Mensch, 2. Auf., Taf. 152) oder mit der Venus von Capua sehr auffällig zu Tage tritt. Auch von diesen Werken könnte man vielleicht sagen, daß ihr Aufbau auf eine Hintergrundfläche Bezug nähme. Doch es kommt dabei zu keinem Kontrast; beide Richtungen, Breite und Tiefe, verschmelzen sanft und widerspruchslos ineinander. Die kontrastreiche Anlehnung an die Fläche ist fast noch deutlicher bei dem Eros von Madia (Mon. Piot 1909, Taf. 2), einem Werk, das wegen seines zentrifugalen Aufbaus[1]) ohne Frage dem zweiten Jahrhundert angehört und, falls die Verbindung mit der Boethosherme, die Fr. Studniczka meines Erachtens mit Recht vorgenommen hat (Artemis und Iphigenie, Sächs. Ak. d. Wiss. 1926, 69, Anm. 2), richtig ist, einen weiteren Fixpunkt bildet, der unsere Datierung dieser Art von

1) Archaeologiai Ertesitö a. a. O. 256.

Kompositionen bestätigt. Denn die Tätigkeit des Boethos beginnt mit dem zweiten Jahrhundert (Klein, Rokoko 27). Die Aktion des Eros paßt sich trotz des zentrifugalen Aufbaus recht stark der Fläche an; er unterscheidet sich dadurch auf das lebhafteste von dem hellenistischen Herrscher. Aber nicht weniger — wenn auch in anderem Sinne — ist er von Figuren des vierten Jahrhunderts unterschieden, wie zum Beispiel von dem Hermes von Antikythera (vgl. die Gegenüberstellung bei Winter K. i. B. 310), in dem sich Tiefen- und Breitenentwicklung kontrastlos einen. Demgegenüber ist im Eros der merkwürdige Kampf zwischen dem Streben nach flächiger Ausbreitung und dem Drang nach Tiefenentwicklung und der daraus entstehende Linienkontrast klar zu erfassen. Dasselbe offenbart uns auch der Poseidon von Melos, bei dem ebenfalls trotz der in den Raum strebenden Linien, trotz der von Nebenansichten begleiteten Hauptansicht ein Drang nach Entfaltung auf der Fläche, eine Art von Rücksichtnahme gleichsam auf den gedachten Hintergrund, von dem die Tiefenlinien sich kontrastierend abheben, nicht zu verkennen ist, eine Eigenheit, die weiterhin auch bei der Portraitstatue aus Delos (J. d. I. 1925, 197; R. M. 1923/4, 184) — besonders wenn wir sie mit dem viel mehr in den Raum ausgreifenden hellenistischen Herrscher vergleichen —, bei der Augustusstatue aus Herculanum (Kluge-Lehmann-Hartleben, Röm. Großbronzen II, 93, Taf. 27; J. d. I. a. a. O.), bei dem in Einzelheiten (Gesichtsbildung, Haar, Gewand) schon sehr klassizistischen Hermes vom Palatin (J. d. I., a. a. O.) klar und faßlich auftritt (vgl. R. M. 1923/4, 181 ff., 183).

Wir sehen also: trotz dieses starken Ausstrahlens der Linien, trotz dieses zentrifugalen Aufbaus, trotzdem die Kompositionen gleichsam über ihre eigenen Grenzen hinausweisen, finden wir eine ganze Anzahl von solchen Figuren, in denen das räumliche Element zwar durchaus nicht fehlt, aber daneben doch, bald mehr bald weniger, ein Drang zur Fläche, ein Streben, sich auf einem imaginären Hintergrund auszubreiten, deutlich bemerkbar ist. Hier ist also räumliche Expansion mit dem Drang nach flächiger Ausbreitung eine Kontrast erzeugende Verbindung eingegangen; ein sonderbares Gegeneinanderwirken von Fläche und Tiefe beherrscht den Aufbau dieser Werke Diese Erscheinungen in der statuarischen Plastik weisen auf die Ausbreitung von sehr tiefen Komplexen auf einem imaginären Hintergrund und das kontrastreiche Verhalten dieser beiden Elemente zu einander hin, kompositionelle Eigenheiten, die wir zuerst an unseren einansichtigen Gruppen und dann am späthellenistischen Relief feststellten. Wir beobachten

also hier wie dort das Wirken ähnlicher kompositioneller Kräfte, eine innere Verwandtschaft, die ferner auch die Muse von Samos insofern offenbart, als sie kaum anders als einansichtig bezeichnet werden kann oder zum mindesten doch der Einansichtigkeit ganz außerordentlich nahe steht[1]). Trotz des zentrifugalen Aufbaus, trotz der rein äußerlich meßbaren Tiefe der Statue sind die Linien, die den künstlerischen Eindruck bestimmen, die Hauptaktionen der Statue, seitlich gerichtet, wie der (vom Beschauer aus) nach rechts bewegte obere Teil, die nach links ausweichende Hüftengegend und der wieder in die erst genannte Richtung umbrechende Unterschenkel bezeugen, Bewegungen zu denen die zum Beispiel im Spielbein enthaltenen, aber weit schwächeren Tiefenlinien kontrastieren. Diese Art des Aufbaus hat eine starke Einschränkung der Ansichtsmöglichkeit zur Folge, denn ein wenig von der Seite gesehen stellt sich die Komposition in unerträglicher Verzerrung dar, wie die Abbildung in den R. M. 1920, Tafel 1 bezeugt: die von den Armen gebildete und schräg nach hinten gerichtete Ebene verliert hier nicht nur den Zusammenhang mit der sich unförmig herauswölbenden rechten Seite der Figur, sondern vor allem trennen sich dabei diese Teile auch von dem Spielbein, das völlig unorganisch dem Körper angehakt zu sein scheint und ein trauriges, verkrüppeltes Aussehen hat. Sehr viel besser stellt sich demgegenüber die Figur etwas weiter von rechts gesehen dar (R. M. 1923/4, 142, Abb. 1 a): hier liegt die Ebene der Arme senkrecht zu der Blickrichtung des Beschauers, und der obere Teil der Komposition

1) R. M. 1923/4, 142, Abb. 1 a, b; zu dieser Statue ist noch zu bemerken, daß sie in Anlehnung an ein jetzt in Vathi befindliches Werk gearbeitet ist, von dem aber leider nur der Teil unterhalb der Knie erhalten ist (Inst. Phot. Samos 120), eine ganz vortreffliche Arbeit, von der die Muse von Samos bei weitem überragt wird. Diese ist jedoch keine Kopie: nicht nur die Gewandbehandlung ist ganz anders, sondern auch die Stellung des Spielbeins ist verändert. E. Buschor war auf meine Bitte so freundlich, beide Statuen noch einmal zu vergleichen, wobei sich meine Beobachtungen bestätigten. Der linke Unterschenkel liegt jedesmal in einer ganz anderen Raumschicht, die Fußspitze ist beidesmal ähnlich gerichtet, steht aber natürlich jedesmal anders zum Unterschenkel. Das Werk von Vathi erinnert etwas an die Statue von Magnesia (Beibl. 9), — beide weisen einen doppelten Chiton auf, von denen der obere schleierartig dünn gebildet ist — doch übertrifft es diese überaus an flotter, sicherer Ausführung des erstaunlich weich und lebendig gebildeten Stoffes. Die Statue von Vathi wird der Frühzeit des zweiten Jahrhunderts angehören, denn soweit man den geringen Rest beurteilen kann, zeigte sie den pompösen Stil dieser Epoche noch ohne Beeinflussung durch die zentrifugale Form. Demgemäß ist anzunehmen, daß die Muse von Samos auch in der Bewegung des Oberkörpers von ihrem Vorbild abweicht, das auch hier wohl kaum die zentrifugalen Elemente dieser Statue aufgewiesen haben wird.

steht nun auch in bester Harmonie mit den übrigen Teilen, so auch mit der Bewegung des Spielbeins, das in dieser Ansicht einen ganz vertrauenswürdigen und kraftvollen Eindruck macht. Ein kleiner Schritt aus der Hauptansicht genügt also, um die Figur sinnlos erscheinen zu lassen und sie in einzelne, organisch nicht einleuchtend miteinander verbundene Komplexe zu zerlegen, eine kompositionelle Eigenart, die uns an unsere einansichtigen Gruppen erinnert. So bieten also die statuarischen Schöpfungen des späten Hellenismus sowohl für den merkwürdigen, durch das Gegeneinanderwirken von Tiefe und Fläche charakterisierten Aufbau wie für die Einansichtigkeit Parallelen. In allen diesen Werken, in den Statuen, in den Reliefs und in unseren Gruppen sind gleichsam zwei kompositionelle Richtungen wirksam, von denen bald die eine bald die andere sich stärker durchzusetzen scheint, nämlich einerseits ein Streben die Gesamtmasse möglichst in der Ebene auszubreiten, sie der Fläche anzunähern, andererseits eine auffällige Betonung von Tiefenlinien, zwei Erscheinungen, die im Wesen gegensätzlich zu einander gerichtet, Gegensatz erzeugen.

Ein weiteres Beispiel, für dies merkwürdige agonale Verhältnis von Tiefe zu Fläche, und damit eine weitere Parallele bietet die Pantoffelgruppe aus Delos (B. C. H. 1906, Taf. 14), in der mit sehr auffälligem Streben nach flächiger Ausbreitung kräftige Tiefenlinien verbunden sind, die durch das schroffe Nebeneinander von Vorder- und Seitenansicht und durch den nach hinten entschwindenden Körper des Eros hervorgerufen werden. Trotz der Tiefenlinien ist die Ausbreitung und Anpassung an die Fläche aber so stark, daß die Gruppe kaum bemerkenswerte Nebenansichten aufweist und als einansichtig oder mindestens als stark zur Einansichtigkeit neigend bezeichnet werden muß, wie die künstlerisch wertlose, aber zur Erkenntnis der Eigenart des Werkes sehr nützliche Abbildung auf Tafel 13 (a. a. O.) dartut. Auch bei ihr finden wir eine Beobachtung des imaginären Hintergrundes (a. a. O. Taf. 15) und wie bei unseren Gruppen eine gewisse „Durchlöcherung“ der Gesamtmasse und eine zackige Umrißlinie. Die enge Verwandtschaft dieser Komposition mit den oben behandelten Werken, insbesondere mit dem einansichtigen Gruppenaufbau ist handgreiflich; auf die Züge, die sie von dem Laokoon und dem Hermaphroditen unterscheiden, soll weiter unten (S. 89) hingewiesen werden.

Wie ist diese Anpassung räumlicher Elemente an die Fläche, dieses merkwürdige Gegeneinanderwirken von Fläche und Tiefe, dies agonale Verhältnis dieser beiden Elemente zu einander, die

in den Kompositionen nur durch das Mittel des Kontrastes aufeinander Bezug nehmen und hierdurch den Gesamtaufbau bewirken, zu verstehen? Zwar dürften wir uns mit der festgestellten Wesensverwandtschaft der einansichtigen Gruppen mit den gleichzeitigen Reliefs begnügen — eine Feststellung, die uns allein schon in weitem Maße zur Erörterung der von E. Schmidt aufgeworfenen Fragen befähigen könnte — wir könnten zufrieden sein, darüber hinaus noch die kompositionelle Verwandtschaft dieser Werke mit der gleichzeitigen statuarischen Plastik und der Pantoffelgruppe aus Delos erkannt zu haben, aber diese Frage drängt sich auf, und es muß wenigstens der Versuch zu einer Antwort gemacht werden.

Der Beantwortung dieser Frage wird uns die Beobachtung näher führen, daß neben einer Schöpfung, wie die Muse mit der Schriftrolle in Venedig (R. M. 1923/4, 145), die ganz zentrifugal aufgebaut noch relativ viel Räumlichkeit aufweist, im selben Gruppenverband sich ein Werk befand, das ganz flächig angelegt ist, nämlich die „aufgestützte Muse“ (Abb. 5; Berlin 221, sog. Polyhymnia; Ö. J. 16, 186, Abb. 94; Winter, K. i. B. 362, 3; unsere Abbildungen geben die Wiederherstellung im Berliner Gipsmuseum wieder). Einem länglichen Kasten gleich ist diese Figur, ohne rundende Übergänge, kantig aufgebaut, wie unsere Abbildungen besser als Worte dartun. Ihre Hauptansicht fällt mit ihrer breitesten Ausdehnung zusammen; ja, dies ist beinah die einzige Ansicht der Komposition[1]), denn eine Abweichung nach rechts oder nach links führt fast sofort zu mangelhaften Bildern. Dadurch unterscheidet sich diese Komposition lebhaft von Werken des vierten Jahrhunderts, wie dem Sandalenbinder, dem Ares Ludovisi, der Tyche von Antiochia (die zwar manches neue bietet, was auf das dritte Jahrhundert weist, aber in diesem Zusammenhang doch mit ihnen genannt werden kann). Obwohl der Aufbau dieser Figuren ebenfalls länglich gestreckt ist[2]), gewähren sie doch viele mögliche Ansichten. Ohne daß wir hier die Frage nach ihrer Hauptansicht zu berühren brauchen, steht dies außer Zweifel und ergibt sich schon aus den verschiedensten Vorschlägen und Abbildungsarten, die auf die Feststellung ihrer Hauptansicht abzielen. Diesen Werken gegenüber ist die fast vollständige Einansichtigkeit der aufgestützen Muse sehr deutlich, die nicht dadurch in Frage gestellt wird, daß

1) Es liegt in dem Charakter des statuarischen Einzelwerkes, daß es selten eine Einansichtigkeit in der ausgesprochenen Weise wie die Laokoon- oder die Hermaphroditengruppe zur Schau tragen kann, wenn es nicht gerade jeglicher Tiefe entbehrt und zur dünnen Silhouette geworden ist.

2) Archaeologiai Ertesitö 41, 1927, 260 ff.

ein „Trimalchio“ sich eine schlechte Kopie in Statuettenform im Garten seines pompejanischen Hauses, das überhaupt von Geschmacklosigkeiten strotzt, so aufstellt, daß er ihr ins Gesicht sehen mußte (Dedalo 1923/4, Abb. auf S. 671): wie unmöglich diese Ansicht ist, beweist der hier entsprechend aufgenommene (und richtig ergänzte) Abguß des Berliner Exemplars (Abb. 6). Wir können an dieser Stelle die Rätsel, die diese von W. Amelung (Basis des Praxiteles 44, 79; zuletzt Lippold, Kopien 46, 170) zuerst erkannte Gruppe noch aufgibt, nicht des näheren behandeln. Ist doch außerdem von berufenster Hand, vom Entdecker selbst, eine zusammenfassende Arbeit zu erwarten. Aber das ist ja sicher und wird überall zugegeben werden, daß außer der Muse mit der Schriftrolle (Venedig) demselben Verbande noch andere Statuen zugehörten, die zentrifugal-räumlich aufgebaut sind, wie zum Beispiel der Typus mit dem kleinen Saiteninstrument. Auch die Zahl der flächig aufgebauten Figuren läßt sich vermehren und dieser Zuwachs wird wieder dem scharfen Auge W. Amelungs verdankt. Denn ihm ist es gelungen, in zwei Repliken (Palestrina, London) die sitzende Muse mit der tragischen Maske der Basis von Halikarnaß wieder zu erkennen. Auch dieser Typus ist derartig flächig angelegt, daß trotz der im Körper vorhandenen Drehung die Ansichtsmöglichkeit außerordentlich beschränkt ist, und die Figur kaum viel mehr als ein einziges Bild bieten kann. So gibt uns diese Musengruppe, deren Entstehung für das zweite vorchristliche Jahrhundert gesichert ist (R. M. a. a. O.), sowohl für die räumliche wie für eine bis zur Einansichtigkeit sich der Fläche annähernden Kompositionsweise Beispiele, sie zeigt in dem Nebeneinander von räumlich tiefen und ganz flachen Komplexen einen merkwürdigen Gegensatz, den wir wiederfinden, wenn wir das männliche Gegenstück zur Kleopatra auf Delos, das wenn auch nicht einansichtig so doch der Fläche sehr angepaßt ist und keine besonders starken Tiefenlinien, geschweige denn ein Ausstrahlen in den Raum, aufweist (J. d. I. 1925, 197; ungenügende Abbildung: Explor. Arch. Délos, Quartier du Théatre 39 Fig. 14), mit zentrifugal komponierten Werken vergleichen, ein Gegensatz, den, wie wir sehen werden, aber auch das späthellenistische Relief erkennen läßt.

Wir gaben schon oben eine Reihe von Beispielen für die räumliche, der Fläche des Grundes durch die Linien des Aufbaus entgegenwirkende Komposition der Reliefiguren. Aber neben diesen räumlich aufgebauten Komplexen (Abb. 7; s. o. S. 61) finden sich solche, die vollkommen flächig erscheinen. Ein treffliches Beispiel bietet hierfür der Fries von Lagina in seinen Kampfszenen. Die Gestalten

des Zeus (Mendel 227; B. C. H. 1895 Taf. 12), die des Apollon und der Artemis (M. 229; B. C. H. a. a. O. Taf. 14) sind völlig in der Fläche ausgebreitet und stehen damit in lebhaftestem Gegensatz zu der Mehrzahl der Figuren dieses Frieses, die sich meist nur recht wenig um den Grund kümmern, sondern in Tiefenkomplexen vor ihm aufgebaut sind (s. o. S. 60 f.). Ganz besonders charakteristisch sind die Figuren des Herakles und des von ihm bekämpften Giganten, deren Anpassung an die Fläche durch die beiden Frauenfiguren noch des weiteren zur Geltung gebracht wird, die lebhaft gegen den Grund bewegt und energisch von ihm abgehoben diese Platte einrahmen (Abb. 8; Mendel 226; B. C. H. a. a. O. Taf. 11). Geradezu ängstlich halten sich die Arme des Herakles an der Fläche, — die Bewegung wird zum großen Teil hierdurch fade und matt — und ebenso pedantisch sind die Leiber dem Grunde parallel gestellt. Die Figuren liegen dem Grunde eng an, ohne sich aber in jener organischen Art mit ihm zu verbinden, die wir oben am Relief des fünften Jahrhunderts kennen gelernt haben. Im Gegenteil, jede Verbindung zwischen Gestalt und Grund fehlt hier, die Figuren scheinen wie Statuetten vor ihn gestellt und dann durch den Druck einer aufgelegten Platte ihm angepreßt zu sein. Sie sind gleichsam in die Fläche gezwungen, ihr äußerlich angepaßt worden, ohne dabei aber ihre räumliche Natur irgendwie zu verleugnen, die in dem Mangel des Zusammenhangs mit dem Grund sich bemerkbar macht und in dem zuletzt genannten Falle noch durch die Staffelung der Leiber voreinander erhöht wird. So sehen wir, wie diese Flächigkeit, die das figürliche Element dem Grunde gleichsam aufgeklebt erscheinen läßt, nichts mit alledem zu tun hat, was uns in der klassischen Zeit begegnet, daß es sich hier um eine völlig neuartige Erscheinung handelt, eine Kompositionsweise, die trotz der Einhaltung und Beobachtung der Fläche doch eines räumlichen Charakters nicht entbehrt und zwar äußerlich von dem Figurenaufbau, der mit Tiefenkontrasten zum Grunde wirkt, sich unterscheidet, im Wesen aber mit ihm eng verwandt ist, so daß es hier angezeigt wäre, von einer „räumlichen Fläche" zu sprechen. Beidesmal handelt es sich um eine Aufreihung von Figuren, die in keiner organischen Verbindung im Sinne des fünften Jahrhunderts mit dem Grunde sich befinden, sondern sich von ihm abheben und ihn damit zum Hintergrund stempeln, eine Erscheinung, zu der sich Ansätze bereits im vierten Jahrhundert finden, worauf an dieser Stelle aber nicht eingegangen werden kann[1]).

1) Vorläufig sei hierzu folgendes bemerkt: Wir beobachten am Fries des

So sehen wir, daß in diesem Wechsel, der auf dem Laginafries zwischen Figuren flächiger und räumlicher Art vorliegt, nicht etwa eine Kreuzung zweier verschiedener Stile zu erkennen ist, sondern daß hier dasselbe stilistische Wollen in nur äußerlich verschiedenen Bildungen sich kundtut, gewissermaßen also in formalen Extremen sich äußert, die aber eine erläuternde Parallele für den doch an und für sich so sonderbaren Wechsel von flachen und vollräumlichen Kompositionen abgeben, den wir in der gleichzeitigen Plastik beobachteten (s. o. S. 68). Diese Parallele macht uns weiterhin darauf aufmerksam, daß dies Nebeneinander von äußerlich so verschiedenen Kompositionen, wie es die oben genannte Musengruppe aufweist, nicht durch eine von einem Kopisten getroffene Auswahl aus heterogenen Vorbildern [1]) oder durch die Annahme irgend eines ähnlichen Vorganges erklärt werden kann, sondern daß beide Formen im

Mausoleums eine meist sehr viel engere Anlehnung an die Fläche, als es bei den späteren Friesen des fünften Jahrhunderts der Fall ist, eine Anpassung, die oft schon nicht ganz ohne Zwang vor sich geht, daneben aber auch recht räumlich komponierte Figuren und auffällige Torsionen. Hierin liegt ein Hinweis auf die späthellenistischen Friese, wenn auch die Einigung zwischen Figur und Grund immer noch in einer Form vor sich geht, die dem fünften Jahrhundert nicht allzu fern steht. Eine derartige Auflockerung im Verhältnis zwischen Figur und Grund zeigt auch der Alexandersarkophag und in wieder anderer Erscheinungsform die großen späten Grabdenkmäler, unter ihnen auch das des Aristonautes (A. von Salis 84. Winckelm. Prgrm. 1926). Von einem Kontrast zwischen Figur und Grund im Sinne des späten Hellenismus ist aber auch hier keine Rede, und der Ausdruck „offene Form" unberechtigt, wenn nicht gerade (wie es scheint) etwas anderes unter ihm verstanden ist (a. a. O. 15), als das was ich früher mit diesem Namen, jetzt mit der Bezeichnung „zentrifugale Form" meine (s. o. S. 60 A. 1). Ich würde vorziehen, hier im Anschluß an den gerade von A. von Salis geprägten Ausdruck von einer Auflockerung der klassischen Form zu sprechen. Wenn vollends der Aristonautes, wie Don Quichote gegen die Windmühlen, auf die Seitenwand seiner Nische Angriffe zu machen scheint, so liegt das daran, daß sein Motiv geistloserweise von der Fläche (Fr. Studniczka, Kunst an Kriegergräbern 18 ff., Taf. 16—17) hier in die tiefste Nischenform übertragen wurde — es ist eben nur, bei aller Anerkennung der glänzenden Gesichtsbildung, eine Schülerarbeit, wie auch die an Pedanterie grenzende Sorgfalt in der Einzelmodellierung erkennen läßt —, hat aber nichts mit den zentrifugal aufgebauten Figuren der späthellenistischen Grabreliefs zu tun, deren Bewegtheit durch den rhythmischen Gegensatz zu Grund und Umrahmung gesteigert wird (J. d. I. 1925, 194 f.). Die Bewegtheit der Figur selbst weist auf die brüchig voneinander absetzenden Bewegungskomplexe der Kompositionen des dritten Jahrhunderts voraus. Auch von hier aus erweist sich die von A. von Salis vorgenommene Spätdatierung als richtig.

1) Die Frage, ob ältere derartige Motive, die natürlich stilistisch anders gefaßt waren, vorgelegen haben, ob es sich hier um Umstilisierung welchen Grades auch immer oder frei erfundene Schöpfungen handele, hat mit unseren Erörterungen nichts zu tun und kann hier ununtersucht bleiben.

späthellenistischen Wesen selbst gegeben sind [1]), daß der Gegensatz, den sie bilden, mithin als Ausdruck des Zeitstiles aufzufassen ist. Durch die Entdeckung dieser kompositionellen Extreme vertieft sich also die oben gewonnene Erkenntnis, daß in der späthellenistischen Kunst gewissermaßen zwei Tendenzen, die sich an und für sich auszuschließen scheinen (s. u. S. 80 f.), vorhanden sind: nämlich ein merkwürdiges Streben nach Anpassung an die Fläche, daneben aber auch ein Drang nach stärkster Expansion, und wir erkennen weiter, wie diese Tendenzen sich kreuzen und im Zusammenwirken jene Kompositionen hervorbringen, die trotz ihrer räumlichen Veranlagung, eine gewisse Rücksichtnahme auf die Fläche zeigen, jedoch in der Weise, daß beide Elemente dabei in Kontrast zu einander geraten und ihre Einigung durch die gegensätzliche Bezugnahme aufeinander zustande kommt. Bei diesem Vorgang kann entweder die Fläche vorherrschen, wie es jene flachen Figuren der Musengruppe und die sich der Fläche anpassenden Relieffiguren in extremer Form zeigen, oder das räumliche Element die Oberhand behalten, wie dies bei den räumlich tiefen Reliefschöpfungen, bei den ihnen so verwandten einansichtigen Gruppen und einem Teil der zentrifugal aufgebauten Plastik zu beobachten ist.

Eine Bestätigung der hier geäußerten Ansichten wird uns eine Betrachtung anderer späthellenistischer Friese bringen, an denen ebenfalls, so am Gigantenfries des großen pergamenischen Altars [2]), das Wirken jener beiden kompositionellen Tendenzen, die der Kunst ihren Stempel aufdrücken, zu beobachten ist. Rein zu Tage tritt das vollräumliche Element an der linken Treppenwange, in den Figuren, die sich an den Nereus anschließen und die gleichsam aus der Reliefschicht heraustreten wollen (P. III 2 Taf. 22), während demgegenüber die Figuren des Engonasin (zur Deutung des Frieses,

1) Auch das Weihgeschenk eines Attalos in Athen zeigt ein Nebeneinander von räumlichen und ganz flächigen Kompositionen. Nicht allein aus diesem Grunde, sondern ebenso wegen der Komposition der Gesichter (darüber später einmal), glaube ich das Werk dem zweiten Jahrhundert zuteilen zu müssen. Es könnte also von dem Bruder des Eumenes II. oder von dem letzten pergamenischen König gestiftet sein.

2) Als einziger energisch den Versuch gemacht zu haben, die Friese des pergamenischen Altars als stilistische Einheit zu fassen und ihre Charakteristika herauszuheben, ist das Verdienst von A. von Salis (Altar von Pergamon 150 ff.). Wenn wir nur hin und wieder auf seine Ausführungen hinweisen, so geschieht das nur, weil wir das Problem von einer anderen Seite anzupacken versuchen und uns auf die Untersuchung des Verhältnisses von Figur zu Grund unseren Zielen gemäß beschränken.

C. Robert, Hermes 1911, 217 ff.) und seiner Umgebung gute Beispiele für die flächige Anlehnung der figürlichen Komposition an den Grund abgeben (Taf. 15, 16). Die Art wie die Arme und die Brust des schildbewehrten Gottes, den Robert zweifelnd Heoos nannte, der Breitenausdehnung des Hintergrundes parallel laufen, findet sich bei dem Engonasin wieder, und auch der vom Rücken gesehene Gigant rechts von dem keulenschwingenden Orion zeigt diese Anpassung an die Fläche und die Innehaltung der Reliefschicht. Gegenüber dem Parthenon mit seinen sich überschneidenden Schichten, die das Bestreben haben, in sanfter Schräge vom Grund ausgehend die ideale Oberfläche zu erreichen, gegenüber der leichten Beweglichkeit seiner Gestalten, die ohne je in einen Gegensatz zum Grund zu kommen und ohne irgendwie in seinem Bann zu stehen (s. o. S. 58), jede Aktion in geschmeidiger Form ausführen, gegenüber der fließenden Beweglichkeit, mit der die Gestalten der Friese von Phigalia, vom Theseion und vom Niketempel auch in der Tiefenrichtung in leicht schwingenden Beugungen agieren, wirken die Aktionen der pergamenischen Figuren befangen und beengt. Man vergleiche doch einmal mit diesen vorher genannten Figuren des Gigantenfrieses die Skulpturen des Parthenon, so zum Beispiel die Südmetopen 1 und 9 (Smith Taf. 16, 1; 20, 1) und vom Fries die männlichen Gestalten der Ostseite (43—52; Smith Taf. 38), den herrlich geschwungenen Leib des Jünglings auf der Nordseite (131; Smith Taf. 60), die Figur des bärtigen Reiters auf der Westseite (15; Smith Taf. 66) — welche Gestalten sollte man nicht zitieren! —, da fällt ohne weiteres auf, wieviel mehr Raum diese Gestalten zu haben scheinen, wieviel lockerer und freier sie sich in der Tiefe bewegen, um wieviel harmonischer ihre Aktionen mit dem Grund zusammenklingen, als dies am pergamenischen Fries der Fall ist, dessen Figuren in eine enge Raumschicht eingezwängt sich der Fläche des Grundes anpassen müssen, als wären sie von außen her durch eine Platte angedrückt. Dieser gezwungenen Anpassung an die Fläche, dieser so hölzernen Ausbreitung der Figur auf dem Grunde begegnen wir aber nicht nur auf den eben angeführten Platten, sondern überall auf dem Gigantenfries. Allenthalben finden wir starre Vorder- und Rückenansichten — wenn auch hin und wieder durch leichte Schrägstellung gemildert —, Ansichten, deren Breitenbewegung durch die seitlich ausgestreckten Arme fortgeführt wird; einige der markantesten Beispiele seien genannt: Dionysos (Taf. 1), Tethys (Taf. 2), Phoibe (Taf. 7), Hekate (Taf. 8), Apollon (Taf. 9), Nyx (Taf. 17) und schließlich die schon oben erwähnten Figuren in der Nähe des Engonasin. Durch

diese starre Ausbreitung auf der Fläche, durch die auffallende Bevorzugung von Vorder- und Rückansichten und rein seitlich gesehenen Körpern[1]) (ein gutes Beispiel bietet die Zeusgruppe) trennen sich die Figuren ebenso von dem Grund, wie die oben genannten flachen Kompositionen des Laginafrieses, deren nahe Verwandtschaft mit dem Gigantenfriese — trotz ihrer Unterschiede, die sowohl im Stil wie in der Qualität der Ausführung liegen — gegenüber den Arbeiten der klassischen Zeit augenfällig ist. Auch der Engonasin ist dem Grunde so äußerlich aufgesetzt und gleichsam von außen angepreßt wie jene Gruppe des Herakles und des Giganten von Lagina, mit der ebenfalls die beiden Giganten neben der Moira am großen Altar zu vergleichen sind (Taf. 19). Auch hier finden wir ein Hintereinanderschieben der Leiber und des Löwenkopfes, das den Eindruck einer Tiefenrichtung vermittelt, die dem Grunde entgegengesetzt ist. Es ist natürlich richtig, daß die Figuren des pergamenischen Werkes — so vor allem die Zeus-Athena-Gruppe[2]), aber ebenso die von uns oben genannten Gestalten — gebändigter und beruhigter erscheinen, daß ihr Verhältnis zum Grunde oft einen stärker gebundenen Eindruck macht als die Kompositionen jener Kampfszenen des Frieses von Lagina. Doch es sind nur graduelle Unterschiede, die diese beiden Werke trennen, und die vielleicht dadurch erklärt werden können, daß der Gigantenfries noch der großen Zeit des hellenistischen Barocks angehört und an ihm sicherlich die besten Kräfte von Künstlern und Handwerkern beschäftigt wurden. Es mag natürlich auch sein, daß irgendwie eine Tradition aus klassischer Zeit nachwirkt, oder vielmehr — denn Traditionen wirken nur nach, so lange man Sinn für sie haben kann — daß die künstlerische Basis zur Aufnahme klassischer Elemente im Verhältnis von Figur zum Grund — nur darum handelt es sich hier — (noch oder wieder) geeignet war. Milderungen sind also dem Laginafriese gegenüber sicher festzustellen — lassen wir es bei dieser Konstatierung und verschieben

---

1) A. v. Salis a. a. O. 168 hebt mit Recht die raumerweiternde Eigenschaft der Vorder- und Rückenansichten hervor, die in sich die Richtungen aus dem Relief heraus und in die Tiefe verkörpern. Das Nebeneinander der Vorder-, Rücken- und Seitenansichten wird oft an den hellenistischen Werken beobachtet. Erinnert sei an die hier behandelten: die Hermaphroditengruppe, die Pantoffelgruppe aus Delos, die Dornauszìehergruppe im Vatikan, der Münchener Fries usw.

2) Vgl. Salis Altar von Pergamon 165; doch auch bei diesen Figuren ist die enge Einspannung in die Reliefschicht, die nur eine recht beschränkte Tiefenbewegung erlaubt, und die zwangsmäßige Anpassung an den Grund gegenüber den verglichenen Reliefs aus der klassischen Zeit sehr deutlich.

wir die Behandlung der Frage, wodurch sie hervorgerufen sind, auf ein ander Mal —, aber trotz dieser Milderungen ist der große Fries im ganzen so unklassisch, wie nur irgend möglich. Nirgends zeigt sich ein Bestreben, die Gestalten durch ihre Bewegung selbst, durch die Linien, die sie auf den Grund zeichnen, in ein harmonisches Verhältnis zum fortlaufenden Friesstreifen zu bringen, ein Verhältnis, das am Phigaliafries, am Fries des Niketempels und auch noch am Mausoleum (wenn es hier natürlich auch Unterschiede gibt, auf die an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann) durch die kräftigen Diagonalstellungen erreicht wird. Diese Linienführung, die in der Schrägheit vor allem am Nikefries oft die Diagonale noch übertrifft, verkörpert gleichsam die im Reliefbande enthaltene Längsbewegung, die um das Bauwerk herumführt. So geben in diesen Friesen die fortlaufende Fläche des Grundes und die Linien des figürlichen Elementes unabhängig voneinander, aber doch in voller Übereinstimmung dasselbe Thema des sich in die Länge erstreckenden Friesbandes, dieselbe Grundidee wieder: sie sind auch in dieser Beziehung (s. o. S. 58) gleichsam zwei Teile desselben Organismus. Demgegenüber ist die Schrägstellung am Gigantenfriese matt und schwächlich, die Gestalten machen nicht die im Friesband enthaltene Bewegung mit, sondern nehmen eine mehr der Senkrechten zuneigende Haltung ein, ohne aber die senkrechte Richtung voll zu erreichen, wenn man von wenigen Ausnahmen absieht, die jedoch durch ihre Vereinzelung den Eindruck einer tektonischen Verbindung der Friesränder — wie es auf den Reliefs des fünften Jahrhunderts der Fall ist — nicht zu bewirken vermögen. Damit stehen sie dem fortlaufenden Bande des Frieses gegensätzlich gegenüber, eine jede von ihnen wirkt gewissermaßen als Apostroph, indem sie die Entwicklung der Friesfläche, die sich vor allem im durchgehenden Grund verkörpert, durch trennende mehr oder weniger senkrechte Linien unterbricht, eine Erscheinung, die noch deutlicher am Friese von Magnesia zu Tage tritt, die dann in Lagina zu einer völlig neuen, dem späthellenistischen Wesen besser zustehenden Friesaufteilung führt, die der Art des pergamenischen Telephosfrieses nahe steht. Die Figuren geraten am Gigantenfriese dadurch, daß sie dem Lauf des Grundes nicht folgen, zu ihm in einen Gegensatz, sie trennen sich von ihm, ein Eindruck, der ebenso durch die dichte Drängung der Gestalten, die starken Überschneidungen und die damit verbundene Zudeckung des Grundes gefördert und weiterhin durch die vorher von uns festgestellten Eigenheiten der Reliefbildung hervorgerufen wird. Alle diese genannten Eigenschaften des Giganten-

frieses sind — wenn auch das Relief des vierten Jahrhunderts sie gewissermaßen ankündigt — völlig unklassisch, und unklassisch ist auch die daraus resultierende Wirkung, die Isolierung von Grund und Figur.

Wir sehen also: am Gigantenfries wirkt kein klassisches Grundgesetz, das für seine Reliefs von irgend welcher Ausschlag gebenden Bedeutung wäre, wie man kürzlich gemeint hat (Gnomon 1926, 335), denn die Momente, die man dafür geltend gemacht hat: „Ausbreitung aller Figur in die Reliefebene, keinerlei Tiefenführung, auch Körpertorsion nur innerhalb der idealen Reliefschicht", sind wirklich viel zu allgemeiner Natur, als daß sie irgend eine Bedeutung hätten. Wir sahen ja schon bei dem Vergleich mit den Skulpturen des Parthenon, wie verschiedener Art diese „Ausbreitung der Figuren in der Reliefebene" sein kann, daß sie hier wie dort etwas ganz anderes ist, daß die Erscheinungen hier und dort nur das gemeinsam haben, daß in beiden Fällen ein Reliefgrund und eine ideale Oberfläche vorhanden sind, daß sich aber die Figuren zu dieser Reliefschicht beidesmal ganz verschieden verhalten[1]). Und was hat die Feststellung schließlich zu bedeuten, daß die Körpertorsion nur in der idealen Reliefschicht vor sich ginge? Das gilt, um ein Beispiel für viele zu nennen, auch für die schon genannte Moira, neben der sich das Sternbild des Löwen und die beiden Giganten befinden (Taf. 19). Aber wo gibt es auf den Reliefs des fünften Jahrhunderts auch nur eine Figur, die sich mit ihr vergleichen ließe, auch nur eine einzige Figur, die derartig losgelöst vom Grund mit jeder ihrer Bewegungen im Gegensatz zur Fläche steht? Wie eine Statue ist sie vor den Grund gestellt und veranlaßt dadurch einen der Reliefschicht und dem Grunde widersprechenden Tiefeneindruck[2]), den

---

1) Auch die Pantoffelgruppe aus Delos, die wir oben schon besprachen, ist in einer idealen Reliefschicht aufgebaut (s. u. S. 89), aber man kann doch nicht sagen, daß ihre Komposition von einem klassischen Grundgesetz beherrscht sei. Die Reliefschicht und die ideale Oberfläche genügen dazu als Kriterium nicht. Denn sie werden nicht nur in der klassischen Zeit sondern, wenn auch nicht immer, ebenfalls in der hellenistischen Periode beobachtet.

2) Hier muß das (so gut wie unveröffentlichte) Denkmal des Aemilius Paullus in Delphi erwähnt werden (Münch. Jahrb. 1925, 18 Abb. 8 nach Inst. Phot. Delphi 114; sonst nur unzulängliche Zeichnungen; Literatur bei Reinach Rép. Rel. I 118). Dieses Monument ist auf das Jahr 168 v. Chr. datiert und darum so wichtig. Es zeigt auch die statuettenförmige Auffassung des figürlichen Elementes mit ganz äußerlicher Angleichung an die Fläche; relativ gleichzeitig ist das Relief von Lecce (Ö. J. 1915, 94 Taf. 2). In diesen beiden Reliefs haben wir sicher helle-

die beiden Giganten und der Löwenkopf durch die frontale Stellung der Leiber und das Hintereinander der Massen noch erhöhen. Auch dieser Figurenkomplex ist in die Reliefschicht hineingenötigt; er leidet augenscheinlich weniger unter äußerem Druck wie zum Beispiel der Engonasin und die ihn umgebenden Gestalten, die gleichsam durch eine aufgelegte Platte an den Grund gepreßt werden, und wird allem Anschein nach nur durch eine unsichtbare Ebene daran gehindert, sich aus der Reliefschicht herauszubewegen, wie die Gestalten der linken Treppenwange zu beabsichtigen scheinen, ein Eindruck der hier dadurch erzeugt wird, daß die Figuren etwas stärker als die Moira mit dem Löwen durch die Art ihrer Körperbewegung gegen den Grund agieren und die ideale Oberfläche scheinbar etwas weniger respektieren. So sehen wir wie auch am Gigantenfries neben Figuren der neuartigen Flächigkeit solche räumlicher Art stehen, zu denen nicht nur die Figuren um Nereus gehören, sondern ebenso Gestalten, wie sie uns die Moira mit dem Löwen kennen lehrte, wenn sie auch die ideale Oberfläche aufmerksamer inne halten und beobachten. Wenn wir diese Figuren nach Klassen einordnen sollen — ein Unternehmen schematischer Natur allerdings, das mit einer gewissen Einseitigkeit verbunden, aber doch zur Klärung des Tatbestandes dienlich ist — so können wir sagen, daß diese Moira-Löwengruppe gewissermaßen zwischen den beiden kompositionellen Extremen der „räumlichen Fläche“ und des vollräumlichen Aufbaus steht, eine Art von überleitender Mittelstellung also einnimmt und somit ein Gegeneinanderwirken von Tiefe und Fläche zu gleichen Kräften darstellt, das aber bei nur anderer Kräfteverteilung auch in den „flächig-räumlichen“ und in den „vollräumlichen“ Reliefkompositionen und ebenso in unseren Gruppen wirksam ist, deren Eigenart wir in der Kontrast erzeugenden Ausbreitung sehr tiefer Komplexe auf der Fläche des imaginären Grundes sahen, ein Gegeneinanderwirken das nicht anders auch in den übrigen Erscheinungen der Plastik, die eingangs besprochen wurden, in den Statuen und in der Pantoffelgruppe aus Delos die Gestaltung bedingt. So ergibt sich also auch jetzt wieder dasselbe Resultat: die Erkenntnis des Gegeneinanderwirkens von Fläche und Tiefe, die den Aufbau der späthellenistischen Werke durch ihre Kontrast hervorrufende Wechselwirkung schaffen, indem bald das eine bald das andere Element sich stärker durch-

---

nistisch-großgriechische Kunst vor uns, die also derselben allgemein hellenistischen Entwicklung angehört, während im einzelnen natürlich stilistische Besonderheiten vorhanden sind.

setzt und damit eine größere Räumlichkeit oder ein stärkeres Anpassen an die Fläche veranlaßt.

Es ist also nicht richtig, wenn man die linke Treppenwange für generell verschieden von den übrigen Kompositionen des Gigantenfrieses erklärt, und noch weniger ist zu billigen, wenn man hier das Herrschen eines klassischen Grundgesetzes, dort eine Hingabe an das hellenistische „entfesselte Raumgefühl" konstatieren zu müssen glaubt. Wir sahen, daß in allen Teilen des Frieses dieselben Kräfte am Werke sind, die sich in nur äußerlich verschiedener Form manifestieren, und wollen schließlich noch darauf hinweisen, daß wie der Gigantenfries und der Fries von Lagina, so auch der Telephosfries jenen äußerlichen Gegensatz in seiner Komposition aufweist. Die meisten Platten dieses Werkes zeigen den vollräumlichen, der Grundfläche entgegengesetzten Aufbau (zum Beispiel Taf. 32, 5; 33, 3; 34, 1 usw.) und unterscheiden sich damit deutlich von der Hieragruppe (Taf. 35, 1). So schlecht ihr Erhaltungszustand auch ist, er genügt doch, um darzutun, daß die Gestalten der beiden Krieger, die rechts und links von der Reiterin angeordnet sind, weniger mit der vollräumlichen Kompositionsweise zu tun haben, als sich dem Grunde ungefähr in der Art anpassen, wie der vom Rücken gesehene Gigant rechts vom Keulenschwinger Orion am großen Friese (Taf. 16). So finden wir auch hier jene beiden kompositionellen Extreme wieder, eine Tatsache, die weiterhin darlegt, daß der Telephosfries durchaus nicht „von völlig anderem Geist und Charakter" ist als der Gigantenfries. Dieselbe kompositionelle Grundlage, dieses Gegeneinanderwirken von Fläche und Tiefe, ist auch an den übrigen Friesschöpfungen des späten Hellenismus, von denen einige Partieen oben erwähnt wurden, zu erkennen, wenn auch natürlich die Extreme nicht immer so klar zu Tage liegen wie bei den pergamenischen Friesen und den Reliefs von Lagina. Überall handelt es sich hier um Bildungen, die nur aus der Art des späten Hellenismus voll verständlich werden, so sehr auch im einzelnen Unterschiede im Stil zu beobachten sind, auf die aber an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann. Bevor man sich der Einzelerscheinung zuwendet, muß man in großen Zügen wenigstens die Grundlage der ganzen Epoche erkannt haben, sonst läuft man Gefahr, die Eigenheiten des Einzelfalles falsch zu bewerten. Wir sahen also: die Isolierung der Figur vom Grund, ihre Aufreihung vor ihm ist im Relief hier wie da — bei den „flächigen"[1]) Bildungen wie bei denen

1) Dazu gehört z. B. auch das Herakles-Prometheus-Relief aus Pergamon (VII Taf. 37; J. d. I. 1925, 183 ff. Abb. 1, 2, 10).

„räumlicher“ Art — das den Künstler beherrschende Ziel, das ihm als in seiner Veranlagung gegeben natürlich nicht bewußt ist, das ihn aber doch leitet. Der Grund wird zur Figur als Gegensatz empfunden, er ist Hintergrund und nicht ein organisches Glied des Ganzen in dem Sinne, wie er es im fünften Jahrhundert war[1]). Die Isolierung der Figur vom Grund ist aber hier im späthellenistischen Kreise bedingt durch das agonale Verhältnis von Fläche und Tiefe[2]), das wir als ein oberstes Gestaltungsprinzip dieser Kunst erkannten und das ebenso in der Gruppenbildung wie in der statuarischen Plastik in seiner Auswirkung zu erkennen ist. Dasselbe Gestaltungsprinzip beherrscht auch den Aufbau der einansichtigen Gruppe, der sich als besonders nahe verwandt mit den räumlichen Partien der Reliefs und mit der Pantoffelgruppe aus Delos erwies, und verbindet ihn mit den übrigen Schöpfungen dieser Epoche, in denen wir die gleiche künstlerische Grundveranlagung wirkend fanden.

Zu Grunde liegt hier überall das Gefühl der räumlichen Weite (J. d. I. 1925, 193 ff.)[3]), das in späthellenistischer Zeit im Gemälde (so in den Odysseelandschaften) Raumtiefen durch perspektivische Auflösung des Hintergrundes (wenn auch mehr durch perspek-

---

1) Darauf beruht es auch, daß die Figuren des Gigantenfrieses an die Freiplastik erinnern. Vgl. Salis Altar v. P. 164 und die hier angeführte Bemerkung Petersens: Die Komposition des Frieses scheine „so wenig auf die doch einzig mögliche Ansicht berechnet, daß man fast die paradoxe Behauptung aufstellen möchte, sie würde kaum minder gut von der anderen Seite sich darbieten, wenn der Grund weggenommen und auch die andere Seite ausgeführt würde.“

2) Beiläufig ist erwähnt worden, daß schon im vierten Jahrhundert Ansätze zur Isolierung von Grund und Figur beobachtet werden (vgl. S. 69 Anm. 1). Der Schluß, daß auch hier ein agonales Verhältnis von Tiefe zur Fläche in der Art wie es die späthellenistische Zeit aufweist, als tieferer Grund vorliegen müsse, wäre falsch. Ähnliche Erscheinungen können durch ganz verschiedene Ursachen hervorgerufen werden. Es handelt sich im vierten Jahrhundert auch nur um eine Auflockerung des Verhältnisses von Figur zum Grund, ohne daß es dabei aber zum offenen Kontrast dieser beiden Elemente käme. Auf das hier herrschende und die Erscheinungen bedingende höhere Gestaltungsprinzip kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

3) Archaeologiai Ertesitö 41, 1927, 264 ff.

4) Mit Recht bemerkt H. Diepolder (R. M. 1926, 7, der meine Bemerkungen J. d. I 1925, 195 leider mißverstanden hat: von den Felsen hinter den Figuren ist hier überhaupt nicht die Rede sondern nur von dem vertikalen Übereinander der Figuren, das wie in der zugehörigen Anmerkung gesagt ist, an die polygnotische Kompositionsweise — wenn auch nur äußerlich — erinnert), daß es ein Irrtum wäre, aus den hellenistischen Reliefs irgendwelche unmittelbaren Folgerungen auf die Gestaltung der Landschaft in den gleichzeitigen Gemälden zu ziehen. Wir

tivische Schichtung; s. u. S. 81 f.) schafft, im Relief dagegen den Grund negiert, sei es daß derselbe durch den Gegensatz zur Figur zurückgeschoben und isoliert (oder anorganisch, vom fünften Jahrhundert aus geurteilt, gemacht) wird, sei es, daß er so behandelt wird, als wenn er überhaupt nicht vorhanden wäre, wie auf einigen Platten des Laginafrieses (Mendel I, 204) und auf dem Pariser Teil des Domitius Ahenobarbus-Denkmals[1]), jenes Empfinden der Weite, dessen Auswirkung wir auch in der Plastik feststellen, und das in den verschiedenen hellenistischen Perioden sich verschieden äußert. Dieses Raumgefühl macht sich zum ersten Mal im Ende des vierten Jahrhunderts bemerkbar, wie an anderer Stelle dargelegt werden soll, um den Rahmen dieser Arbeit nicht zu sprengen, und führt dann im dritten Jahrhundert (leider fehlen uns sichere, künstlerisch wertvolle Reliefs aus dieser Zeit) zu jenen Figuren, die sich gleichsam auf alle Weise gegen die Weite zu schützen und sich gegen sie abzuschließen suchen (s. o. S. 62 f.). Die Schöpfungen dieser Zeit stellen gewissermaßen eine letzte Sammlung und förmlich eine Überspannung der körperlich-plastischen Bildung dar und sind als Reaktion der

---

konstatieren auch hier nur, daß die genannten Erscheinungen am Relief und an jenen Bildern zweiten Stils (dazu Diepolder a. a. O. 10) derselben größeren Periode, nämlich dem späten Hellenismus angehören, Erscheinungen, die wir aber weder direkt mit einander vergleichen, noch unmittelbar von einander abhängig machen, sondern der übergeordneten Weitenvorstellung als Parallelerscheinungen unterordnen. Dazu ist eine exakte Gleichzeitigkeit nicht nötig, da ja der „Weitenraum“ nicht auf alle Zweige gleichzeitig mit derselben Energie eingewirkt haben muß. Auf die zeitlichen Unterschiede innerhalb der einzelnen Perioden soll im größeren Zusammenhange zurückgekommen werden. Ein direkter Vergleich zwischen jenen Erscheinungen am Gemälde und Relief ist natürlich nicht möglich. Denn es handelt sich in dem von uns beobachteten Verhalten der Figuren zum Grunde am späthellenistischen Relief ja nicht wie bei jenen Gemälden um eine bewußt gewollte Darstellung der räumlichen Tiefe in bildmäßigem Sinn, sondern nur um die Auswirkung der die Struktur des Reliefs bestimmenden Weitenvorstellung, in deren Zwang der Künstler steht. Natürlich gibt es auch im späthellenistischen Kreise Reliefdarstellungen, in denen der Künstler die Wiedergabe einer Tiefe in „bildmäßiger“ Art anstrebt, aber auch von hieraus sind unmittelbare Schlüsse auf das Gemälde nicht möglich, im Gegenteil wir gebrauchten eher Gemälde zur Erklärung dieser Reliefs, da ja der antike Reliefkünstler unter anderen Bedingungen arbeitet als der Maler, und daher oft, was dieser ganz gibt, nur andeuten oder umschreiben kann. Auf diese bewußte Darstellung räumlicher Tiefe im Sinne des Gemäldes kann hier nicht eingegangen werden, da dies unsere Fragestellung nach dem Verhältnis von Figur zum Grund nicht berührt.

1) Auf die Reliefbildung der Pariser Platten, die sehr viel stärker im Bann des griechischen Hellenismus stehen als Weickert annimmt (Münch. Jahrb. 1925, 29 ff.; vgl. J. d. I. a. a. O. 197), kann wie auf die zuletzt genannte Art der Negation des Grundes an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

plastischen, dem Griechen eignen Grundveranlagung gegen die zur Auflösung des plastisch-körperlichen Gefüges drängende, sich mehr und mehr verstärkende Einwirkung der Weite zu erklären, eine Einwirkung, die dann im zweiten Jahrhundert zu dem gleichsam schon lange drohenden Umschwung führt, indem jetzt die Figuren sich der Weite ergeben und in sie gleichsam hineinstreben. Es kommt damit zum eigentlichen „Weitenraum". Er schafft gewissermaßen ein non plus ultra an Raumerfassung, das oft geradezu zum Krampfartig-Angespannten führt (Poseidon in Pergamon VII Nr. 149 Taf. 36). Eine Übersteigerung der Expansion war schlechterdings unmöglich. Daneben tritt gleichzeitig mit der Entwicklung der angespanntesten Zentrifugalität ein Umschwung zur Fläche ein, zu einer neuartigen Flächigkeit, die ihr Herkommen aus räumlichem Bereich nicht verleugnet — womit ein Verlust an körperlichem Empfinden und eine Einbuße an plastischem Gefühl überhaupt Hand in Hand gehen, Erscheinungen, die nicht allein in den sich zur Fläche drängenden Kompositionen, sondern ebenso in der Einzelausführung bemerkbar werden, in oft mangelndem Verständnis nämlich für die in organischem Sinn lebendige Modellierung (vgl. J. d. I. 1925, 183 ff. 200)[1]). Daß eine Vorstellung räumlicher Weite Werke schafft, die sich der Fläche anzupassen bemühen, ist durchaus nicht widersinnig[2]); denn diese Fläche bedeutet die Abkehr von der in sich begrenzten plastisch-körperlichen Form, die keinen dem Grade des räumlichen Empfindens entsprechenden Ausdruck mehr bot, eine Abkehr die sich ebenfalls in der zentrifugalen Form

---

1) Statt dessen finden wir jetzt (vgl. J. d. I. a. a. O.) vielfach eine mehr lineare Formbegrenzung. Zur Charakterisierung des linearen Elementes im späten Hellenismus vgl. die ausgezeichneten Ausführungen von Guido Kaschnitz-Weinberg (R. M. 1926, 149 f.). Das klassizistisch Lineare, von dem hier Kaschnitz im besonderen spricht, ist aus dem hellenistischen erwachsen, das ebenfalls nur ein sekundäres Element im Formenaufbau ist (vgl. a. a. O. 148). Dieses Streben nach linearer Abgrenzung ist bereits am Gigantenfries zu erkennen und führt hier zu der oft stegartigen, harten Begrenzung der Einzelformen die vor allem in der Gesichtsbildung und im Gewand deutlich ist. — Jetzt kommt es auch zu den retrospektiven Bewegungen! (Archaeologiai Ertesitö 41, 1927, 265 ff.) so auch zum Kopistentum als Folge des Erlahmens der eignen Schaffenskraft, das ein Hineindenken und Verstehen der Schöpfungen der Vergangenheit ermöglichte; vgl. R. M. 1925, 67 ff., H. Bulles Entgegnungen (Festschr. für Arndt 66 ff.) auf meine Ausführungen zur Athena mit der Kreuzägis sind Archaeologiai Ertesitö a. a. O. Anm. 23 zurückgewiesen worden.

2) Vgl. als Parallele die Auswirkung des Freiraums in der Spätantike, A. Riegl, Spätrömische Kunstindustrie 88 ff.; Panofsky, Dtsch. Plastik des elften bis dreizehnten Jahrhunderts 8, dazu Stechow Gött. Gel. Anz. 1927, 99.

offenbart, da diese die körperlich-plastischen Grenzen gleichsam sprengt und über sie hinausweist. So sehen wir, daß die beiden Extreme des späthellenistischen Schaffens sich aus derselben künstlerischen Veranlagung erklären lassen und sich beide als Produkte des die Weite betonenden räumlichen Empfindens, des „Weitenraumes“ darstellen; haben wir doch obendrein bei der Behandlung des Reliefs schon den räumlichen Charakter dieser neuartigen Flächigkeit und ihre Verwandtschaft mit den „vollräumlichen Kompositionen“ erkannt. Mit welchem Namen wir die allgemeine künstlerische Grundlage des späten Hellenismus nennen wollen, ist schließlich von sekundärer Bedeutung; die Hauptsache bleibt, ihre Eigenheit erkannt zu haben. Aber wenn man das Wesen der vorher gegangenen Epochen „plastisch“ nennt — und das geschieht ja sicher mit Recht, denn wo finden wir überhaupt eine Kunst, die körperlicher, plastischer gesonnen wäre und besser als Illustration zu Dehios Definition des Plastischen sich eignete: „plastisch ist diejenige Betrachtungsweise, der das einzelne Gebilde als ein in sich selbst ruhendes, gegen die Umwelt isoliertes gilt“ (Gesch. der dtsch. Kunst I, 165) — dann sind wir auch berechtigt, im Gegensatz dazu von dem malerischen Wesen des späten Hellenismus zu sprechen. Allerdings können wir die Kunst dieser Zeit nicht für malerisch schlechthin erklären; Dehios Definition: „malerisch (ist) diejenige (Betrachtungsweise), die die Einzelerscheinung als Teil und Glied des Unendlichen empfindet und deshalb sie vornehmlich auf ihre Relation zur Umwelt ansieht“, kann auf sie nicht angewandt werden. Denn die Erfassung des Unendlichen in seiner Kontinuität mit Unterordnung der einzelnen Erscheinung ist dem späten Hellenismus fremd. Zwar stehen auch hier die einzelnen Erscheinungen in Relation zur Umwelt, doch diese Relation ist anderer Art, indem der Weitenraum vom Einzelkörper abhängig ist und seine Darstellung durch die Summe einzelner mehr oder weniger isolierter Elemente zustande kommt, die raumschiebend oder schichtend wirken, untereinander aber nur locker zusammenhängen, wie auf Gemälden zum Beispiel eine streng durchgeführte Perspektive, die gleichmäßig auf alle Teile einwirkt, nicht verlangt wird. Ein Vergleich mit Bildern von Ruysdael, Rembrandt oder Rubens (z. B. Wölfflin, Grundbegriffe Abb. auf S. 157, 188, 189) zeigt, wie isoliert und körperlich auf den esquilinischen Landschaften die einzelnen Elemente gefaßt sind, wie stark der Tiefeneindruck des Bildes von der lockeren Schichtung der den einzelnen Gegenständen anhaftenden Tiefen abhängig ist, und wie lose die einzelnen Schichten durch die Perspektive mit-

einander verbunden sind. Während in jenen Gemälden der neueren Kunst die Vorstellung der Unendlichkeit als einheitliche, primäre Größe wirkt, der sich alles unterordnet, wird in den Odysseelandschaften der Eindruck des Unbegrenzten durch das fortgesetzte Neben- und Hintereinander der einzelnen dargestellten Objekte hervorgebracht; er ist also gewissermaßen durch die Summe der Einzelelemente bestimmt, und wir erkennen, daß auch jetzt noch, selbst in diesen Darstellungen räumlich unbegrenzter Weite, sich das griechisch-körperliche Empfinden bemerkbar macht[1]). Mit Recht bemerkt daher Guido Kaschnitz-Weinberg (R. M. 1926, 195), daß in der griechischen Kunst die Bewältigung des Allgemeinraums fehle, und schildert den Charakter des Weitenraums sehr richtig, wenn er von einer additionellen Erweiterung des griechischen Teilraums zum Allgemeinraum des Hellenismus spricht (a. a. O. 154; Panofsky, Dtsch. Plastik 6 f., 46). Wenn also auch die künstlerischen Erscheinungen des späten Hellenismus an malerischen Werken der neueren Kunst gemessen, ihre griechisch-plastische Grundlage nicht verleugnen, so dürfen wir sie doch innerhalb der griechischen Kunst wegen der Aufgabe jener Geschlossenheit, die wenn auch graduell verschieden die Werke der vorangehenden Epochen beherrscht, wegen der Durchbrechung der plastisch-körperlichen Begrenzung in den statuarischen Schöpfungen und in den Gruppen und wegen der analogen Bildungen im Relief und im Gemälde mit vollem Recht als malerisch bezeichnen (s. u. S. 83 Anm. 1).

Unsere Untersuchung hat gezeigt, wie eng verbunden die einansichtige Gruppenkomposition mit dem gleichzeitigen plastischen Kunstschaffen ist, wie sie gemeinsam mit den übrigen künstlerischen Produkten demselben Quell entsteigt. Alles weist darauf hin, daß die entscheidende Entwicklung zu ihrer Entstehung sich in der Skulptur abspielte, daß in ihr der oben geschilderte Aufbau mit seinem Kontrast von Tiefe zu Fläche sich herausbildete; nichts zwingt

1) Daß diese Art der Malerei möglicherweise nicht in griechischem Gebiet sondern in Rom entstanden ist, hindert keineswegs, diese Gemälde als Entwicklungsphase der griechischen Malerei anzusehen. Sie lassen sich nicht nur, wie gezeigt, als Analogieerscheinung des Gemäldes zu den Schöpfungen des späten Hellenismus in der Plastik und im Relief verstehen, sondern können auch als Fortsetzung der vorangehenden griechischen Malerei aufgefaßt werden, wie an anderer Stelle dargelegt werden soll. Bisher wenigstens kann ich keine stilistischen Merkmale entdecken, die auf eine richtunggebende Beeinflussung durch italisches Wesen schließen lassen (R. M. 1926, 11; vgl. Koepp G. G. N. 1926, 340). Die Grundlage zu solcher Untersuchung ist jetzt durch Kaschnitz' Arbeit gelegt

mit Notwendigkeit zu der Annahme, diese Gruppenform sei in der Malerei entstanden und dann in den Bereich der Skulptur übertragen worden. Daran ändert auch nichts, daß die Hermaphroditengruppe einen malerischen Eindruck macht, wie E. Schmidt beobachtet hat. Auch wir erteilen ihr dieses Prädikat. Denn wir haben eben zu zeigen versucht, daß das Wort „malerisch“ — ein Wort relativen Charakters, dem erst durch den Gegensatz zu dem für uns in der klassisch-griechischen Form, deren bildliche Begrenzung mit der körperlichen zusammenfällt[1]), fixierten Begriff des „Plastischen“

1) In dieser Hinsicht müssen hier auch noch die allseitig fest gegen den Raum abgegrenzten Werke des dritten Jahrhunderts hinzugenommen werden. Doch ist dazu folgendes zu bemerken: Wenn wir oben (S. 79 f.) die streng geschlossene Komposition dieser Epoche als Überspannung der griechisch-plastischen Veranlagung in Reaktion gegen die sich mehr und mehr verstärkende Einwirkung der Weite (die dann in der folgenden Zeit zur Durchbrechung der körperlichen Begrenzung führt) darstellten, so geht daraus hervor, daß wir hier im dritten Jahrhundert bereits mit einem beginnenden Vordringen malerischer Einstellung rechnen, daß also gerade hier die eminent plastische Erscheinungsform einer zum Malerischen im späthellenistischen Sinne bereits tendierenden künstlerischen Veranlagung verdankt wird. Auch nach B. Schweitzers Formulierung (die theoretisch durchaus richtig ist und nicht an Wert verliert, wenn sich nicht alle Erscheinungen glatt danach aufteilen lassen): „Für den plastischen Gestaltungswillen ist der äußere Raum von negativer, für den malerischen von positiver Bedeutung“ (A. M. 1918, 118) ist in diesen gegen den Raum stark abgegrenzten Werken eine zum Malerischen hinneigende künstlerische Veranlagung zu erkennen — denn gerade die Stärke der Abgrenzung bedeutet bereits eine Art von Bezugnahme auf den umgebenden Raum und somit ein positives Verhältnis zu ihm, wenn es auch gemessen an dem in der folgenden Periode bestehenden Verhältnis an positiver Qualität einbüßt. Dem scheint zu widersprechen, daß B. Schweitzer gerade in der „allseitigen Begrenzung im unbegrenzten dreidimensionalen Raum“ mit Recht ein Kennzeichen des Plastischen sieht. Doch liegt hier nur ein scheinbarer Widerspruch vor, da ja, wie gesagt, diese übersteigerte plastische Bildnerei erst als Reaktion auf das im Entstehen begriffene malerische Empfinden erschienen ist. Ähnlich verhält es sich auch in der späthellenistischen Kunst. So betont A. von Salis zu den Skulpturen des pergamenischen Altars (a. a. O. 161 ff.), von seinem Standpunkt aus vollkommen mit Recht, den plastischen Charakter dieser Werke. Diese von ihm plastisch genannten Eigenschaften, die „metallische Schärfe, Klarheit und Faßbarkeit der dreidimensionalen Erscheinung“ sind aber Folgen des Strebens nach linearer Begrenzung (s. o. S. 80 Anm. 1), nach Isolierung der Figur vom Grund, mit anderen Worten Folgen jener künstlerischen Veranlagung, die, wie wir sahen, diese Erscheinungen hervorbrachte, und die wir malerisch nannten. Auch hier handelt es sich nur um einen scheinbaren Widerspruch, wenn A. von Salis die Kunst der Friese plastisch zu nennen geneigt ist, ich sie aber als malerisch bezeichne. — Wir sehen also, daß in der hellenistischen Zeit die (gemäß den verschiedenen Epochen verschieden starke) malerische Veranlagung „übertrieben“ plastische Formen zur Folge hat, die im dritten Jahrhundert im großen und ganzen noch den Aufbau der Werke bestimmen, während sie in der

ein Sinn gegeben wurde — sehr wohl als Wesensbezeichnung der allgemeinen Grundlage des späthellenistischen Kunstschaffens benutzt werden darf, und wir dürfen es demgemäß auch für die Hermaphroditengruppe gebrauchen, die an diesem späthellenistischen Wesen — wie wir sahen — teil hat. So ist es ein Fehlschluß, den E. Schmidt zieht, wenn er meint, daß diese Gruppe wegen ihres malerischen Charakters von einem Gemälde abhängig sein müsse. Die Erkenntnis malerischer Art genügt nicht, um eine Schöpfung einer malerisch veranlagten Zeit für das Werk eines Malers zu erklären. E. Schmidts Schluß ist also nicht bündig[1]. Was aber für dieses Werk gilt, muß natürlich auch für die übrigen späthellenistischen einansichtigen Gruppen wie den Laokoon gelten.

Mit dem Laokoon und dem Hermaphroditen sind die uns erhaltenen einansichtigen Gruppen nicht erschöpft. Vor allem ist die Gruppe in der Sala degli animali zu nennen (Helbig-Amelung I, 179; Vatikankatalog II 228 Taf. 43; Klein, Rokoko 109), die einen Seekentauren darstellt, der eine Nereide raubt. Auch hier haben wir wieder den zackigen Kontur, die Zerrissenheit des Aufbaus, die Ausbreitung auf einem imaginären Hintergrund, eine Komposition, die durchaus dem späthellenistischen Relief zu vergleichen ist. Doch der Kontrast der Tiefenlinien zu dem gedachten Hintergrund ist sehr viel milder als bei den anderen Gruppen. Die Schrägansicht herrscht vor, welche die Härten des Gegensatzes von Fläche und Tiefe auszugleichen geeignet ist. Hierin haben wir sicher klassizistischen Einfluß zu sehen. Nahe verwandt mit diesem Werk und längst verglichen ist der schon oben erwähnte (S. 61, vgl. 79) Poseidonfries. In diesen Friesbildern ist die späthellenistische Art sehr deut-

---

späthellenistischen Zeit im einzelnen an Schärfe oft noch zunehmen und bis zum Gratigen und Linearen (d. h. wieder Unplastischen) sich steigern — auch hier bleibt also die plastische Grundlage deutlich (s. o. S. 82); — gleichzeitig wird im Gesamtaufbau die körperlich-plastische Grenze aufgegeben.

1) E. Schmidt gebraucht das Wort malerisch sehr ähnlich wie wir und gelangt zur Bestimmung seines Inhalts auch auf ähnlichem Wege (101). Er vermißt bei der Hermaphroditengruppe „die plastische Grundvorstellung“, den „Kern“ des Pasquino und erkennt im Gegensatz zu ihm sehr mit Recht die Art der Hermaphroditengruppe als malerisch. Dies Prädikat muß aber auf die übrigen zeitgenössischen Erscheinungen wegen ihrer inneren Verwandtschaft mit der Gruppe ausgedehnt werden (sie alle sind ja auch von der Art des Pasquino und seiner Zeit in ihrer Erscheinung verschieden). So gelangen wir auch auf dem von Schmidt angegebenen Wege zur Ablehnung seines Schlusses auf einen Maler als Schöpfer der Dresdner Gruppe, eine Ansicht, auf die er nur verfallen konnte, weil er das Werk, aus dem Zusammenhang der gleichzeitigen Kunst gelöst, einer Untersuchung unterzog.

lich wirksam, so in dem Verhältnis von Figur zu Grund, in dem Wirken von Tiefe gegen Fläche — wie zum Beispiel bei der fackeltragenden Frauenfigur, deren Kompositionslinien durch die Sitzstellung senkrecht gegen den Grund verlaufen —, in der Vorliebe für Vorder- und Rückansichten und in dem Übergreifen der Darstellung in die verschiedensten Raumschichten. Wie sehr die einzelnen Figurenkomplexe dieses Frieses mit ihren zackigen Konturen dem Seekentauren gleichen, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Auch diese Gruppe gesellt sich also durchaus den plastischen Schöpfungen der Spätzeit bei, und es besteht kein Grund zu der Annahme, daß der Seekentaur aus einem Gemälde herauskopiert sein müsse, eine Annahme zu der wir verpflichtet wären, wenn E. Schmidts Ansicht über die Hermaphroditengruppe zu recht bestände.

Wir sehen also — auch an diesem neuen Beispiel, das die Seekentaurengruppe bietet —, daß die einansichtige Gruppe fest in der Art des plastischen — oder wenn man will, unplastischen — Schaffens der späthellenistischen Zeit wurzelt, in einem Schaffen, das man sogar malerisch nennen kann. Es liegt demgemäß, wie schon gesagt wurde, kein Grund vor, zu leugnen, daß sich die diese Gruppenform bestimmenden Eigenheiten des Aufbaus in der Skulptur herausgebildet haben. Das gilt aber nicht nur für die kontrasterzeugende Art der Ausbreitung sehr tiefer Komplexe auf dem imaginären Grund, sondern ebenso für die damit verbundene Einansichtigkeit. Erkennen wir ja auch in den übrigen Zweigen der Skulptur ein Streben zur Fläche, das hier und da bis zur Einansichtigkeit führt, wie uns die Muse von Samos, jene Musengruppe des zweiten Jahrhunderts und die Pantoffelgruppe aus Delos gelehrt haben! Und sollte man diese Werke auch nicht für völlig einansichtig halten — das sei zur Vorsicht gesagt, denn derartige Urteile können in den meisten Fällen nicht mit objektiver Sicherheit gefällt werden, da sie nicht mit naturwissenschaftlicher Exaktheit zu erreichen, sondern mehr oder weniger von dem Feingefühl des einzelnen Betrachters abhängig sind — so wird zum mindesten niemand leugnen können, daß diese Kompositionen der Einansichtigkeit außerordentlich nahe kommen, daß also die Einansichtigkeit in der plastischen Entwicklung, in der wir ja einen Drang nach der Fläche deutlich erkannten, als „ideales Ziel", als „Richtung" gegeben war, womit sie sich aber als eine im Bereich der Skulptur erreichte Form darstellt. So sehen wir, daß wohl ein malerisches Empfinden (s. o. S. 82 f.) diese einansichtige Gruppe hervorbrachte, daß aber die Annahme, sie sei durch die Einwirkung der Malerei auf die Skulptur entstanden, nicht zu halten ist. Damit fällt auch die oben aus-

gesprochene Vermutung fort, daß diese Gruppenform durch Kopie nach einem Gemälde geschaffen — ein Vorgang der durch die Art der künstlerischen Veranlagung dieser Zeit hätte begünstigt sein können — und dann auch beibehalten sei, da sie gewissermaßen auf fruchtbaren Boden gefallen wäre.

Die Erkenntnis, daß auch die Einansichtigkeit eine Eigenschaft ist, die nicht von der Malerei auf die Skulptur übertragen, sondern in dieser selbst dank der malerischen, der Fläche zuneigenden künstlerischen Veranlagung entwickelt wurde, läßt den Gedanken auftauchen, daß es auch Gruppen gegeben haben muß, die die Eigenheiten der einansichtigen Aufbauten zwar noch nicht ausgebildet zeigen, die aber doch eine Etappe auf dem Wege dorthin, eine Art Vorstufe also zu der Kompositionsform unserer Gruppen bedeuten. Ein solches Werk scheint sich in der Darstellung eines Satyrs, der eine Nymphe zu sich heranzuziehen sucht, zu bieten, einer Arbeit, die uns in zwei guten Exemplaren in London (Abb. 9, Cat. of sculpt. III, 1658)[1]) und in Rom (Bull. Com. 51, Marconi Taf. 1; Helbig-Amelung I, 1062) erhalten ist. Auch dieser Typus paßt sich deutlich mit seiner Rückseite einer Fläche an, vor der die Gruppe aufgebaut ist (Abb. 10), und doch ist der Eindruck, daß sich diese Komposition an einen imaginären Hintergrund anlehne, bei weitem nicht so zwingend wie bei dem Laokoon oder der Hermaphroditengruppe. Während bei diesen die Tiefenlinien im stärksten Gegensatz zu dem gedachten Grund stehen und von hinten nach vorne hervorquellen, so daß ihre Sammlung erst durch das Fernbild bewirkt wird, sind in der Nymphengruppe die beiden Elemente, die Tiefe und die Fläche, nicht in dieser schroffen Weise gegeneinander gerichtet, sondern vielmehr auf „plastisch-geschlossene" Art (s. o. S. 81, 83) miteinander verwoben. Die Linien, die in der Breitenrichtung verlaufen, führen — wenn auch nur auf der einen Seite der Gruppe — um die Komposition herum und schließen sie damit zusammen, indem sie ihr eine leichte Wölbung nach vorne verleihen. So leitet die Richtung des rechten Armes des Satyrs von seiner Schulterpartie zur linken Brust der Nymphe über und setzt sich in ihrem linken Arm fort. Eine ähnliche Abrundung wird durch die Haltung des rechten Beines des Satyrs bewirkt, dessen Linie im Oberschenkel aus der Masse heraustritt, um dann im Knie eine Biegung zu erleiden und wieder zurückzukehren. Damit unterscheidet sich diese Gruppe sehr erheblich von dem Laokoon und

---

1) Dank der freundlichen Erlaubnis der Museumsdirektion kann das Werk hier abgebildet werden. Der Kopf der Nymphe ist modern überarbeitet.

dem Hermaphroditen, deren Kompositionslinien nach vorne aus dem Zusammenhang herauszudrängen scheinen; sie weist einen kräftigen Zusammenschluß in „plastischem" Sinne auf und strebt nach Abgrenzung gegen den umgebenden Raum, Eigenheiten die gegenüber dem Hermaphroditen sich auch in der engeren Verbindung der beiden Figuren, in dem viel ruhigeren Kontur, der lange nicht so ausgezackt ist, deutlich kund tun. Während in jenen Gruppen also die zentrifugale Form sich auswirkt, ist die Nymphengruppe von der geschlossenen Form gestaltet. Die Art ihres körperlich begrenzten, „plastischen" Aufbaus hat zur weiteren Folge, daß es dem Beschauer erlaubt ist, seinen Standpunkt von der Hauptansicht[1]) nach rechts und nach links zu verändern, er weist also Nebenansichten auf, wenn ihre Zahl auch infolge der flächigen Anlage der Rückseite beschränkt ist. Trotz dieser erheblichen Unterschiede ist aber die Verwandtschaft mit unseren einansichtigen Gruppen, vor allem mit dem Hermaphroditen nicht zu verkennen. Ja man kann sagen, es sei der Aufbau dieser Gruppe selbst, nur insofern unterschieden, als er sich weniger der Fläche anpaßt und die Tiefe in geringerem Maße, in nicht so auffallender Weise betont, die „Durchlöcherung der Masse" nur andeutet, und sich in ihm der späthellenistische Gegensatz von Fläche und Tiefe gewissermaßen erst undeutlich in der Flächigkeit der Rückseite und der damit verbundenen Einschränkung der Ansichtsmöglichkeit ankündigt. Die Nymphengruppe gehört also, da sie den scharfen Gegensatz zwischen Fläche und Tiefe in ihrer Komposition — vergleichsweise gesagt — erst im Keime in sich trägt und, im großen und ganzen plastisch aufgebaut, nur leicht auf die „malerische" Art (s. o.) vorausweist, noch nicht dem Höhepunkt der späthellenistischen Kunst an; wir werden sie vielmehr in das Ende des dritten oder besser noch in den Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts zu setzen haben und lieber das spätere Datum wählen, da die Gesichtsbildung des Satyrs — wenn wir dem Londoner Exemplar Glauben schenken[2]) — schon zentrifugal beeinflußt erscheint. Die Art der Einschränkung der Ansichtsmöglichkeit erlaubt ferner, in der Gruppe eine Ankündigung der Einansichtigkeit zu sehen, so daß wir sie überhaupt als Vorläufer der einansichtigen Gruppen und im besonderen der Hermaphroditengruppe betrachten dürfen.

---

1) Die Hauptansicht gibt Alinari 28080 wieder. Unsere Abbildung ist ein wenig weiter von rechts her aufgenommen.

2) Das Gesicht des Satyrs der römischen Replik ist gegenüber der Londoner Fassung vereinfacht.

Die Nymphengruppe[1]) bietet also voll und ganz eine Art der Komposition, die wir als Vorstufe für den einansichtigen Gruppenaufbau vermutungsweise voraussetzten, und sie kann uns in unserer Anschauung, daß diese Gruppenkomposition im Bereich der Skulptur zur Ausbildung gelangte, nur bestärken.

Man könnte sich verleitet fühlen, in der Darstellung eines Satyrs, dem ein Pan einen Dorn aus dem Fuß zieht, im Vatikan[2]) (Abb. 11) den Endpunkt in der Entwicklung der einansichtigen Gruppe zu sehen; ähnelt sie doch besonders der eben behandelten Nymphengruppe und dem Hermaphroditen, in der Art wie die beiden Körper durch die Linien der Extremitäten miteinander verbunden sind. Das wäre möglich, denn ihr Aufbau zeigt keine besonders stark betonten Tiefen, sondern stellt sich fast schon ganz als Silhouette dar, so daß der Gedanke, hier eine klassizistische Umformung unserer einansichtigen Gruppe mit ihren ausgeprägten Tiefenlinien vor sich zu haben, nicht von der Hand zu weisen ist. Doch wie die „vollräumliche“ Bildung und die „räumlich-flache“ Form in der statua-

1) Auch für diese Komposition ist zu bemerken, daß sie als solche trotz ihrer leichten Anpassung an die Fläche nichts mit der Malerei zu tun hat, daß aber wohl eine Wechselwirkung zwischen Gemälde und Plastik durch diese Form des Aufbaus im Einzelfall begünstigt werden konnte. Der Einzelfall ist aber ebenso wenig zu entscheiden wie bei den einansichtigen Gruppen (s. u.). Zur Komposition vgl. das Apollon-Daphne-Bild aus Pompeji (Pfuhl III Abb. 672), das aber geschlossener ist und im Aufbau dem pompejanischen Bild, gleichen Themas wie die Nymphengruppe, sehr ähnelt (Inv. 27 705; Ö. J. 1910, 148). Dieses Bild weicht von unserer Gruppe erheblich ab: der Satyr sitzt auf einem Fels, die Nymphe ist in Rückansicht gegeben, sie greift dem Burschen nicht mit der Linken ins Haar, sondern stützt diese auf seinen rechten Oberschenkel, während sie mit der abgestreckten Rechten einen Gewandzipfel hält. Das Bild braucht mit unserer Gruppe nichts anderes gemein zu haben, als daß es auf ähnliche Vorbilder zurückgeht. Ob der Künstler unserer Gruppe durch ein Gemälde angeregt ist (z. B. Salzmann Necrop. Camiros Taf. 58; Conze Vorl. Bl. II Taf. 6, 2) oder ob die Nymphe, um mit W. Klein zu sprechen, die Rokokoausgabe der Aphrodite des Doidalses ist (Rokoko 59), kann wie alle übrigen Erwägungen, die man über die motivische Abhängigkeit noch anstellen könnte, hier ununtersucht bleiben.

2) Helbig-Amelung I, 336; Repliken bei Roscher Mythol. Lex. III 1447; die Entstehung dieses im vatikanischen Exemplar am besten erhaltenen Typus ist kaum später als in der augusteischen Zeit anzusetzen. Denn eine Umbildung ausgeführt in derselben flächigen Manier hat sich in Pompeji gefunden (Overbeck-Mau 319). Der Untergang Pompejis bietet also einen terminus ante quem. Natürlich wäre es möglich — wenn auch nicht wahrscheinlich —, daß die vatikanische Fassung die Umbildung bedeutet. Doch das ist für unsere Fragen hier gleichgültig. — Im Anschluß an diese Werke muß an ähnlich silhouettenhaft komponierte Gruppen wie Berlin 159 (Bullett. com. 51, 253 Abb. 3) erinnert werden. Auch hier finden wir zackigen Kontur und „durchlöcherten“ Aufbau, während in der vatikanischen Gruppe der Umriß klassizistisch beruhigt ist.

rischen Plastik und im Relief des späten Hellenismus nebeneinander hergehen, so könnte auch neben der einansichtigen Gruppenform mit ihrer starken Tiefenbetonung schon früher eine flache Gruppenkomposition existiert haben. Eine derartige Komposition bietet uns nun tatsächlich die Pantoffelgruppe von Delos (B. C. H. 1906 Taf. 14). Schon oben (S. 66) haben wir ihre Verwandtschaft mit unseren einansichtigen Gruppen erwiesen, zu denen sie aber im engeren Sinne nicht gehört. Zwar breitet auch sie sich auf einem imaginären Hintergrund aus (a. a. O. Taf. 15), zwar zeugt auch sie von dem agonalen Verhältnis von Fläche und Tiefe, wie oben dargetan ist, aber darin unterscheidet sie sich doch erheblich von unseren Gruppen, daß ihre Tiefenlinien nicht nach vorne in der Art, wie es der Laokoon und der Hermaphrodit zeigen, herausquellen, sondern ihre Ausdehnung hier durch eine Art von idealer Oberfläche eingeschränkt ist (a. a. O. Taf. 13). Die beiden Figuren sind also in eine ganz schmale Reliefschicht eingespannt und stellen somit eine Kompositionsart dar, die sehr gut als Vorläufer der schon klassizistisch gefärbten Dornausziehergruppe gelten kann.

Wenn es auch nicht zweifelhaft sein kann, daß die einansichtige Gruppenform als solche nicht von der Malerei in die Skulptur übertragen, sondern in dieser selbst entstanden ist, so liegt es andererseits auf der Hand, daß diese Gruppenform dank der Art ihres plastischen oder besser unplastischen Charakters geeignet war, in Wechselbeziehung mit dem Gemälde zu treten und Anregungen von seiten der Malerei in sich aufzunehmen. G. Rodenwaldts Annahme (Kompos. d. pomp. Wandgemälde 263 f.), daß im Aufbau der Laokoongruppe sich eine Kompositionsform auswirke, wie sie das die Tötung des Neoptolemos darstellende pompejanische Gemälde vergegenwärtigt (a. a. O. 258 ff. Abb. 38; R. M. 1901, 347 Abb. 7), hat darum sehr viel für sich (vgl. ferner R. M. 1926, 32). Ja es mag sogar zu genauen Kopien nach Gemälden gekommen sein; aber ebenso gut ist auch der umgekehrte Fall denkbar, ohne daß eine Möglichkeit die andere ausschlösse. Der Hinweis, daß außerhalb unserer Gruppen in manchen Fällen, wie das Paris-Helenarelief, der Farnesische Stier[1]) und andere von E. Schmidt behandelte Fälle

1) Der mit unseren Gruppen wegen des ganz anderen Aufbaus — die Gruppe breitet sich nicht auf der imaginären Fläche aus — nichts zu tun hat. Auch ist die Komposition kaum einansichtig zu nennen, denn außer der von Fr. Studniczka festgestellten Hauptansicht (Ztschrft. für bild. Kunst N. F. XIV 171 ff. Abb. 13) weist die Gruppe Nebenansichten auf, die zwischen den äußersten Fällen (a. a. O. Abb. 1—2) und der Hauptansicht liegen. Immerhin liegt auch sie „auf dem Wege" zur Einansichtigkeit.

vielleicht lehren (a. a. O.), die Nachahmung eines Gemäldes durch die Skulptur in getreuer Kopie nachgewiesen sei, beweist natürlich für die von uns erörterte Fragestellung gar nichts, sondern könnte auch seinerseits nur wahrscheinlich machen, daß ein derartiges kopierendes Umsetzen auch hin und wieder im Bereich unserer Gruppen vorgekommen sei. Der Einzelfall ist also, wenn nicht gerade außerordentlich günstige Umstände walten sollten, gar nicht zu entscheiden. Das gilt natürlich auch für die Hermaphroditengruppe. Alle Ausführungen von E. Schmidt kennzeichnen ja nur die Art des einansichtigen Aufbaues, sie geben demgemäß für die Priorität weder des Gemäldes noch der Plastik etwas aus. So erklären sie auch nicht das Verhältnis des pompejanischen Bildes (Schmidt Abb. 9) zu dem Dresdner Typus. Natürlich bleibt die Möglichkeit offen, daß E. Schmidt in diesem Einzelfall Recht hat — die zahlreichen Repliken der plastischen Fassung laden zwar zu dieser Annahme nicht ein, sind aber auch kein Grund dagegen, ebensowenig wie die mangelhafte Ausführung des Bildes, das ja eine Kopie dritter oder vierter Hand sein kann —, beweisen läßt sich aber E. Schmidts These nicht. Die von ihm beobachtete (100) Vertikale des Hintergrundes ist jedenfalls kein Grund, das Neapler Bild auf ein Gemälde als Urquelle zurückzuführen. Diese Vertikale, die entweder die Darstellung in zwei Hälften scheidet (Herrmann-Bruckmann Taf. 3, 11, 109, 144) oder auf eine wichtige Stelle des Bildes herabgeführt wird (a. a. O. Taf. 2, 17, 44, 68), war ein den kampanischen Malern der Kaiserzeit wohl bekanntes Wirkungsmittel. Nicht einzusehen ist, warum sie das, was sie unzählige Male sahen und kopierten, nicht auch einmal ohne Vorbild selbständig anwenden sollten. Wenn auch, wie schon gesagt wurde, für den Einzelfall die Möglichkeit zugegeben werden muß, daß hin und wieder einmal eine derartige einansichtige Gruppe durch Kopie nach einem Gemälde entstanden ist, so kann andererseits nicht daran gezweifelt werden, daß diese plastischen Gruppenkompositionen von den Malern wegen ihrer Einansichtigkeit freudig aufgegriffen werden mußten. Boten derartige Werke doch prächtige Vorbilder. Besonders werden künstlerisch schwache Dekorateure, wie es die Wandmaler von Pompeji zum größten Teil waren, gerne solche Krücken benutzt haben. Auch so könnte man das Hermaphroditenbild in Neapel verstehen.

Wir sehen also: die von E. Schmidt aufgeworfene Frage ist nicht zu lösen und auch im Rahmen der späthellenistischen Kunst betrachtet nicht allzu brennend. Desto wichtiger erscheint aber die Untersuchung der künstlerischen Grundlage, auf der diese spät-

hellenistische einansichtige[1]) Gruppenkomposition gewachsen ist, und wenn wir darin vielleicht einen Schritt vorwärts gekommen sind, so haben wir in erster Linie Eduard Schmidt für seine vorzügliche Analyse der Hermaphroditengruppe zu danken.

---

1) Zum Schlusse sei, um Mißverständnisse zu vermeiden, noch folgendes hervorgehoben: Einansichtigkeit findet sich natürlich auch in anderen Perioden; es versteht sich aber von selbst, daß ihr Erscheinen jedesmal anders bedingt ist und daher auch jedesmal einer neuen Erklärung aus der künstlerischen Veranlagung der betreffenden Zeit bedarf.

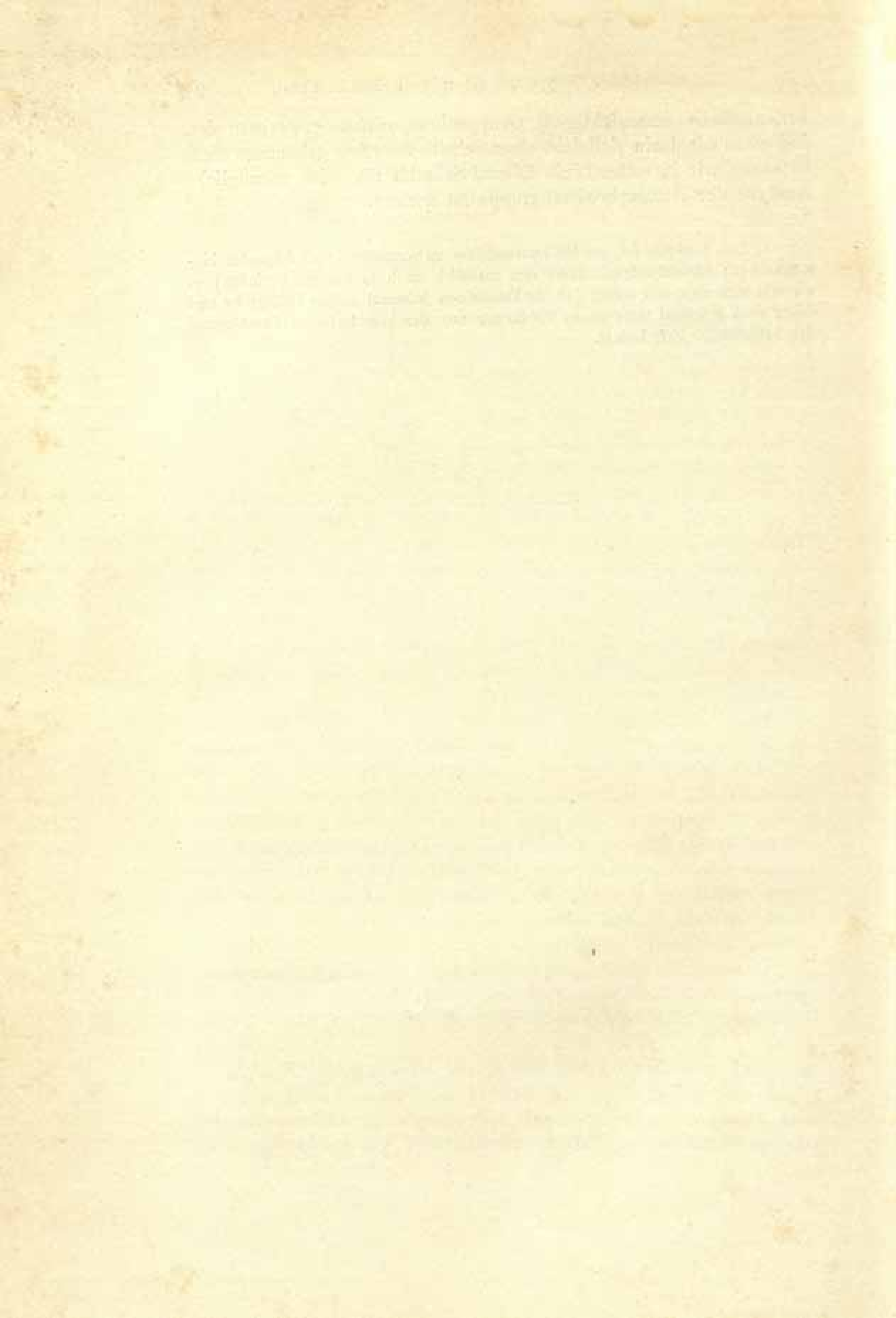




Abb. 1. Laokoon (Rom).



Abb. 2. (Hilfsansicht).



Abb. 3. Hermaphroditengruppe (Dresden).



Abb. 4. Hermaphroditengruppe Dresden (Hilfsansicht).



Abb. 5. Aufgestützte Muse (Berlin).



Abb. 6. (Hilfsansicht).



Abb. 7. Fries von Lagina (Konstantinopel).

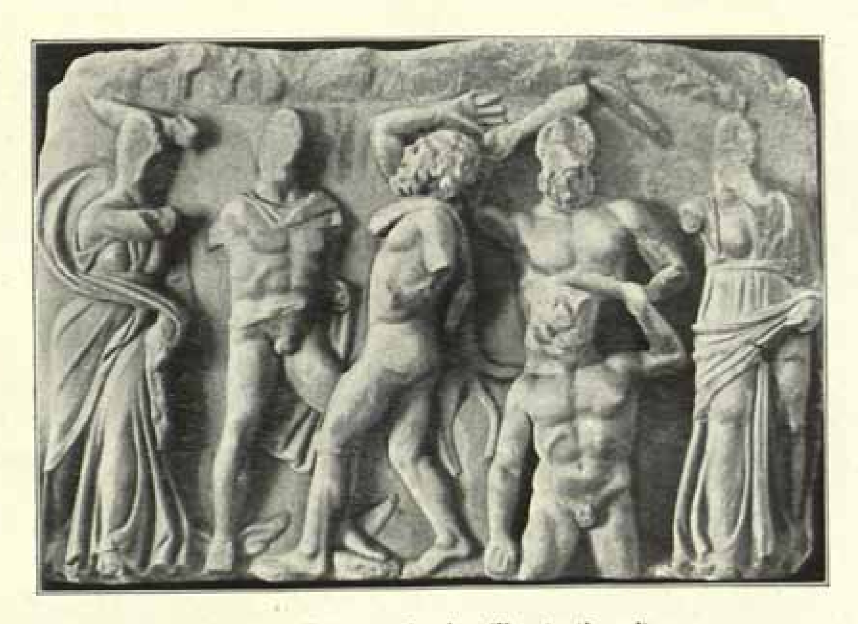


Abb. 8. Fries von Lagina (Konstantinopel).

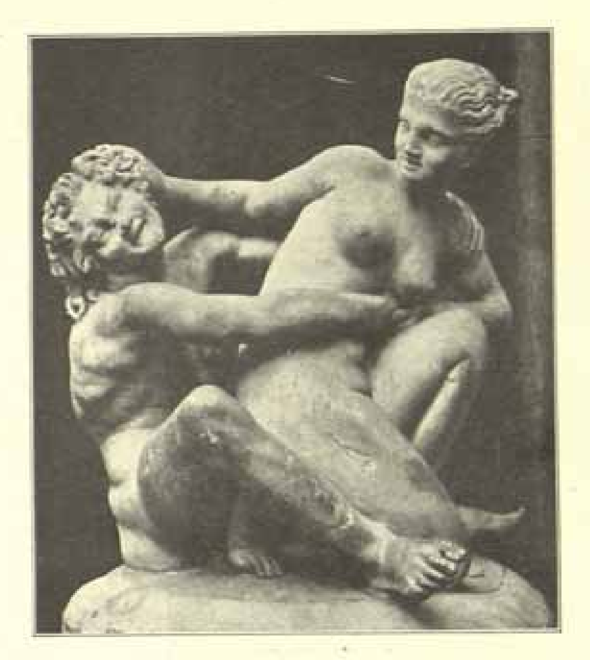


Abb. 9. Nymphengruppe (London).



Abb. 10. (Hilfsansicht).

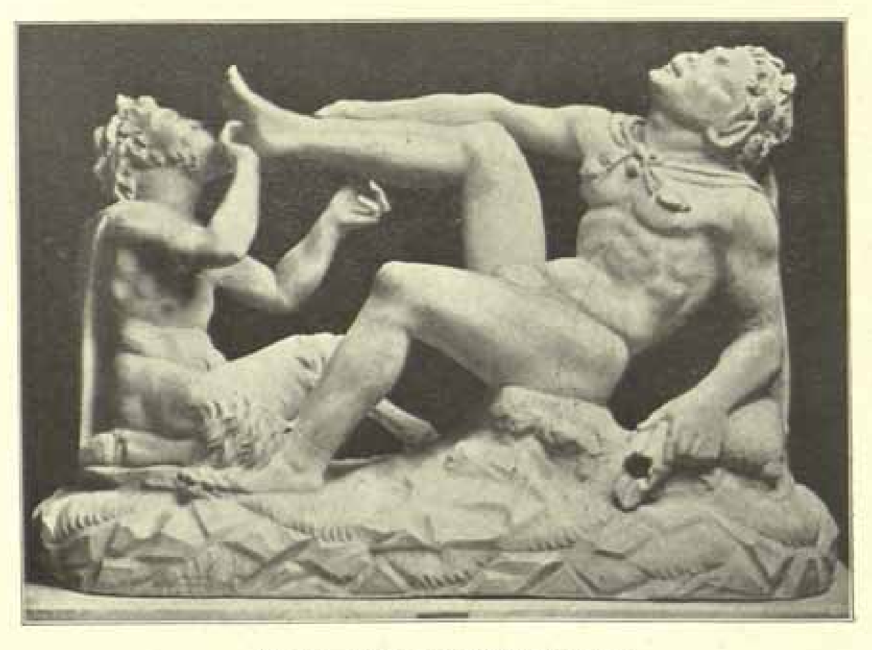


Abb. 11. Dornauszihergruppe (Rom).

# Handschriftliche Funde von meinen Bibliotheksreisen.

Von

**Edward Schröder.**

Vorgelegt in der Sitzung am 15. Juli 1927.

Als unsere Gesellschaft nach Überwindung ihrer schweren finanziellen Not im Jahre 1925 wieder Mittel bereitstellen konnte, um die von Conrad Borchling energisch begonnene und höchst erfolgreich weitergeführte Inventarisation der mittelniederdeutschen Handschriften von neuem aufzunehmen und zum Abschluß zu bringen, habe auch ich mich für diese Aufgabe zur Verfügung gestellt, zugleich aber die Gesellschaft gebeten, mir für meine Bibliotheksfahrten das Ziel von vorn herein weiter stecken zu dürfen. Denn so groß die Zahl der Bibliotheken in Süd- und Ostdeutschland, die Borchling zunächst bei Seite lassen mußte, auch ist: an einen Reichtum des Sammelergebnisses, wie er ihn für den Norden und Westen unseres Vaterlandes, für Skandinavien und die Niederlande verzeichnen konnte, ist hier von vorn herein nicht entfernt zu denken; es kann sich nur um eine bescheidene Ährenlese handeln, und eben darum empfiehlt es sich von vorn herein, die Umstände auch in anderer Beziehung auszunützen.

Ich habe seit Jahren des öftern betont, daß neben der Geschichte der litterarischen Produktion auch die Geschichte der litterarischen Interessen nicht vernachlässigt werden dürfe: die Bestände alter Büchersammlungen und ihre Schicksale, die Buchgeschichte zum mindesten der meistverbreiteten Dichtwerke in deutscher Sprache, die geographische Verbreitung und der Leserkreis der sich für sie ermitteln läßt; des weitern womöglich die Feststellung wichtiger Schreibstuben und Schreibschulen.

Wie weit wir in alledem heute noch zurück sind, tritt in so mancher Diskussion auch der letzten Jahre hervor. Die Arglosigkeit und das Vertrauen mit dem einmal ausgesprochene Angaben über die Herkunft einzelner Handschriften und ganzer Gruppen von solchen weiter geschleppt werden, ist mehr als einmal beschämend ans Licht gekommen — aber wohl kaum je verblüffender als in dem Falle S. Lambrecht-Seckau.

Durch zwei Menschenalter hindurch führen ein paar nicht unwichtige Sprachdenkmäler des 12. Jh.s in allen Ausgaben und in den Anführungen der Litteraturgeschichten die Herkunftsbezeichnung 'St. Lambrecht in Steiermark'. Unter ihr sind auch die wichtigsten Stücke aus mehrern Breviarien von Schönbach (Zs. f. d. Alt. 20, 129 ff) herausgegeben, der über die in Graz liegenden, übrigens paläographisch höchst reizvollen, Handschriften am besten hätte Bescheid wissen müssen. So dachte offenbar Kelle, der sonst älteren Heimatsbestimmungen gern mistrauisch und oft mit fördernder Kritik gegenübergetreten ist: im zweiten Bande seiner Geschichte der deutschen Litteratur (1896) S. 48. 176. 188 hat er sich durchweg bei der traditionellen Angabe beruhigt. Und dann kam (1918) der Direktor der Grazer Universitätsbibliothek Ferd. Eichler und stellte im Zentralbl. f. Bibliothekswesen 35, 69 ff fest, daß alle diese Handschriften vielmehr aus dem Chorherrenstift Seckau stammen, aus demselben Seckau auf das wir inzwischen durch interessante Mitteilungen in Emil Michaels Geschichte des deutschen Volkes Bd. IV (1906) S. 361 ff über die deutsche Sprache in der dortigen Liturgie hingewiesen waren. Seckau hat offenbar auf diesem Gebiete eine jahrhundertelange und sehr bemerkenswerte Tradition, die nun endlich einmal zusammenfassend dargestellt werden sollte: um so mehr als sie bis zu der gereimten deutschen 'Litanei' des 12. Jh.s zurückzureichen scheint.

Von den Ergebnissen meiner eigenen Reisen bleibt die Verzeichnung und Beschreibung der mittelniederdeutschen und (wo diese nicht von W. de Vreese aufgenommen sind) der mittelniederländischen Handschriften einem größern Bericht vorbehalten, den ich 1929 liefern zu können hoffe. Wie ich das was sich mir für Herkunftsfragen schon jetzt ergeben hat und weiterhin ergeben wird, einmal verwerte, und ob es gar eine Zusammenfassung lohnen wird, kann ich im Augenblick nicht sagen. Aber es haben sich auch allerlei Gelegenheitsfunde eingestellt, und von ihnen soll hier mitgeteilt werden was die Veröffentlichung lohnen dürfte.

## Reichenauer Glossen in Bamberg.

In Bamberg, wo meine Interessen durch den gegenwärtigen Direktor der Staatsbibliothek Dr. Max Müller freundliche Förderung erfuhren, hatte ich obendrein das Glück, die persönliche Führung seines um die dortigen handschriftlichen Schätze hochverdienten Amtsvorgängers Dr. Hans Fischer zu genießen. Er wies mich

auch auf seine vor kurzem erschienene Publikation hin: Mittelalterliche Miniaturen aus der Staatlichen Bibliothek Bamberg I. Reichenauer Schule H. 1 (Bamberg 1926), wo auf S. 13 die den Germanisten bisher entgangenen Glossen erwähnt werden.

Es handelt sich um zwei eng zusammengehörige Hss. mit lateinischen und deutschen Interlinearglossen; die Gesamtzahl der letzteren ist (höchstens) zwanzig. Diese Schwesterhandschriften sind alter Besitz des Domstiftes, dem sie wohl schon durch den Bistumsgründer K. Heinrich II überwiesen wurden; die kunstgeschichtliche Forschung scheint ihre Herkunft aus Reichenau außer Zweifel zu stellen. Sie gehören aber nicht zu jenen Werken die der Kaiser selbst bestellt hat: ihre Entstehung reicht vielmehr noch in die Zeit seines Vorgängers und vielleicht über die Schwelle des Jahrtausends zurück, Fischer hält es für wahrscheinlich, daß sie später als Geschenk nach Bamberg gebracht sind (S. 9).

A I 43 (Msc. Bibl. 76) **'Glossa in Isaiam Prophetam'.**

Bl. 13r (Es. 1, 18) vermiculus : vuormo

Bl. 17r (3, 20) periscelides : nechela — murenulas : kirig, *darüber:* ſnuoba : fila gemmarum

Bl. 18r (3, 23) linteamina : tuola — theristra : linȥ — (24) fascia pectorali : halffano

[Bl. 19r (5, 1) olei : miđae]

Bl. 25r (7, 25) in sarculo sarientur : k.raba krabutuuerdent *(der zweite Buchstabe, anscheinend* a, *ist ausradiert)*

Bl. 40r (15, 4) expediti, *erläutert durch* milites : herechnehta — (5) ascensum : ſteiga

Bl. 45r (19, 9) subtilia : maſcan — (10) lacunas : vuiara

Bl. 48r (21, 5) contemplare : heiliſo

Bl. 73r (33, 4 brucus : cheuer

Bl. 121r (55, 13) saliuncula : vvida.

A I 47 (Msc. Bibl. 22) **'In Cantica et Danielem'.**

Bl. 40r (Dan. 3, 5) sambucae : holunter

Bl. 57r (6, 6) surripuerunt : kiliftan

Bl 60r (7, 5) in parte : pehalbo.

Die Frage Fischers, ob die Interlinearglossen in Bamberg nachträglich eingeschaltet sein könnten, hab ich ohne weiteres verneint: es liegt unbedingt oberdeutsches, alemannisches Sprachgut vor, das nur am Entstehungsorte der Hss., also in Reichenau hinzugefügt sein kann, und so werden die Glossen auch zeitlich mit der Herstellung der Manuskripte selbst unmittelbar zusammenhängen.

Die Lesung, für die mir Fischer seine eigene Abschrift zur Kontrolle darbot, unterliegt nirgends einem Zweifel, auch bei *miđae*

(über olei) nicht, womit ich freilich nichts anzufangen weiß: weder als deutsch noch als lateinisch.

Daß sich einige der Glossen mit anderweitigen Glossierungen der gleichen Bibelstellen decken, ist natürlich, einen Zusammenhang mit solchen die bei Steinmeyer Bd. I gedruckt sind, hab ich nicht feststellen können. Die Zeit der Eintragung (rund um 1000) fällt mit der Tätigkeit Notkers III in dem benachbarten St. Gallen zusammen: so ist denn auch das lateinische 'milites', mit dem es die althochdeutschen Übersetzer so schwer hatten, mit *herechnehta* überschrieben, das bisher nur bei Notker belegt war (Graff IV 579).

## Altwürzburgisches.

Der Zufall, oder doch nur eine entfernte Witterung, führte mir das Mp. th. f. 57 der Würzburger Universitätsbibliothek in die Hände: es reizte mich, einen offenbaren Lese- oder Druckfehler des magern gedruckten Verzeichnisses der Pergamenthss. der Universitätsbibliothek (1886) S. 20 festzustellen[1]), und da fand ich in Zeugenlisten aus karolingischer Zeit ein wundervolles Nest altdeutscher Eigennamen, das den Germanisten ganz unbekannt geblieben war, und, wie der gerade hinzukommende Kollege A. Chroust beistimmend versichern zu können glaubte, auch den Historikern. Ich erfuhr dann freilich durch Herrn Bibliotheksrat Dr. Endres, daß sich die Hs. vor einiger Zeit in den Händen eines Erlanger Doctoranden befunden habe, und dieser, P. J. Fraundorfer, hat in der Tat in seiner nur in Maschinenschrift vorliegenden Dissertation 'Das Territorium des Hochstifts Würzburg I' (1923) S. 16 und Anmerkung 29 (S. 16) auf die 'ungedruckte Tradition' des Würzburger Kodex hingewiesen. Ihn interessieren begreiflicher Weise die Zeugen gar nicht, und die Zeitbestimmung macht ihm keine Sorgen: er ordnet das Stück kurzerhand zwischen Karl III und Ludwig d. Kinde ein und führt sogar die Ortsnamen, die er bestimmen zu können glaubt, statt in der hsl. Form *Talaheim* und *Merceneshein* ohne weiteres als 'Theilheim' und 'Martinsheim' *(Mertensheim)* auf, was zutreffen mag, aber für den Philologen nicht ohne Anstoß ist: denn in beiden Fällen läge nicht Lautentwicklung, sondern Umwandlung des Namens vor.

Unter allen Umständen verdienen diese Eintragungen eine vollständige Publikation, zumal bei der großen Armut der frühen Würzburger Originalüberlieferung.

Der in einen alten, aber stark verletzten Holzlederband ge-

1) 'Testes qui audierunt et viderunt quod Uuanlach (!) tradidit'.

bundene Kodex Mp. th. f. 57, der sicher aus den alten Beständen des Domstifts stammt, die wahrscheinlich 1631 vor den Schweden versteckt und 1717 von dem Domherrn Christoph Franz v. Hutten (dem spätern Bischof) wieder aufgefunden wurden, umfaßt 24 Pergamentblätter des Formats 30 × 17,5 cm. Der Textinhalt: Augustin 'contra quinque haereses' schließt auf Bl. $23^v$ oben. Auf den freibleibenden Seitenrest $23^v$ und Bl. $24^r$ hat dann ein anderer Schreiber, der aber aus der gleichen Schule oder Schreibstube hervorgegangen sein muß (womit also der Kodex selbst für Würzburg gesichert wäre), die nachfolgenden vier Traditionen und demnächst mit kleinerer Schrift (um die Seite nicht zu überschreiten) das Schatzregister eingetragen. Da er sich hier selbst als denjenigen bezeichnet der das Inventar übernommen hat *('quas ibi accepi')*, so muß es doch wohl ein Mitglied des Domstifts, eben der 'thesaurarius' gewesen sein.

Ich gebe nun den gesamten Bestand dieser beiden Seiten in diplomatischem Abdruck, wobei ich nur folgende Änderungen eingeführt habe: beim Text bleibt die Zeilenabsetzung unberücksichtigt, die Zeugenlisten aber geben getreu das Bild der Hs. wieder; das i druck ich mit dem durchweg fehlenden Punkt; die im allgemeinen sehr konsequenten Trennpunkte hab ich durch ein paar fehlende ergänzt; gleichgiltige Worttrennungen und Zusammenschreibungen bleiben unberücksichtigt; die vier verschiedenen Traditionen (die ich mit a b c d markiere) hab ich durch kleine Zwischenräume als solche hervorgehoben. Bei all dem bleibt das Bild der Überlieferung soweit gewahrt, daß es zugleich dafür tauglich sein mag, etwa später auftauchende ähnliche Aufzeichnungen rasch als solche zu erkennen. — Weiterhin werd ich mich dann bei den Eigennamen großer Anfangsbuchstaben und der üblichen Umschreibung von *ioſeph* in *Joseph*, *uualtolf* in *Waltolf* usw. bedienen.

(a) Iſti ſunt teſteſ qui audierunt qđ uualach | tradidit ad reliquiaſ ſc̄i ſaluatoriſ & beati kiliani marty[1])|riſ x̄p̄i quicquid ꝓpri&atiſ habuit in talaheimono marcu. |

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| teſteſ. | ſandrat. | folcger. | hunrih. | otbraht. | herimar. |
| b&to. | reginuuart. | fricco. | folcuuin. | ſcaftrit. | hruodolt. |
| cunimunt. | ioſeph. | terpuuin. | albuuin. | uuerin. | ſcoran. |
| adalman. | liuthart. | geruuic. | hrumolt. | druant. | hruodmunt. |
| bernhart. | engiltheo. | folcolt. | cadalohc. | hruodinc. | |
| uualtolf. | hruodhart. | hatto. | tirbih. | uueringer. | XXX. III[2]). |

1) *dazu* x̄p̄i *(am Zeilenschluß fehlerhaft vorausgenommen).* 2) *diese summarische Zahl steht schon auf der vorausgehenden Zeile.*

(b) Iſti ſunt qui ueſtituram uiderunt iſtiuſ traditioniſ quā fec̄ hruodhart. |

| teſteſ. | gozmar. | macco. | fricco. | herimar. |
|---|---|---|---|---|
| b&to. | amulgoz. | otbraht. | adalman. | reginuuart. |
| druant. | ïorit. | cadaloh. | ſandrat. | ioſeph. |
| bernhart. | uuerin. | hruodinc. | uualtolf. | engiltheo. X&VIIII. |

(c) Iſti ſunt teſteſ qui audierunt & uiderunt qđ idem uualah tra-| didit ad prefataſ reliquiaſ quicquid ꝓprietatiſ habuit in ſou-| ueneſheim & in merceneſheim. |

teſteſ.

| b&to. | hruodger. | albrih. | hruodman. |
|---|---|---|---|
| uuitego. | ioſeph. | cunimunt. | geruuic. |
| helmgoz. | hruodhart. | herimuot. | gundfrid. |
| nidhad. | macco. | germuot. | hunmar. |
| otbraht. | ïorit. | cadaloh. | hruodinc. |
| theodolt. | tirbih. | druant. | |
| folcger. | ſandrat. | uualah. | |
| amelgoz. | uuerin. | albold. | |
| uualtolf. | engiltheo. | uuillibraht. | XXX. II [1]). |

(d) illi ipſi uiderunt qđ ipſe uualah. tradidit in pago folcfelde | in uilla quæ dicitur herigelteſtat. quicquid ꝓpri&tatiſ habuit | in terriſ ædificiiſ. & mancipiiſ. eo modo ut meginbald eaſdē [2]) rēſ | habeat ad dieſ uitæ ſuæ poſt obitū uero eiuſ ſint in poteſtate ſc̄i ſaluatoriſ | & beati kiliani martyriſ xp̄i. |

[Schatzverzeichnis]

haec eſt commemoratio rerum quaſ ibi accepi duo uaſa argentea. IIII. | ſporoneſ arḡ. .III. buxe arḡ. .II. coopertoria ſiricea. .I. ad ſc̄m kilianū. aliū ad ſc̄m | ſimphorianū .XII. capſe arg. & æreæ .IIII. cruceſ de auro. arḡ. & ere fabricate. altariū | ueſtimenta ſiricea .VIII. .II. linea .VIII. caſule .IIII. ex illiſ ſiricea .II. caliceſ arḡ. cū peteniſ. | .I. calix uitreuſ. de auro paratuſ cū ſua patena. .VI. camiſę cū zoniſ .XII. manicę ſiriceae .V. fa-| noneſ. ſiriceæ .III. oraria .V. miſaleſ .III. comiti .II. pſalteria erunt ſigna [3]). ꝓpicia diui|nitate .I. turibulum. paſſio ſc̄ae margarite .I. crux. aurea cū reliquiiſ dominice cruciſ | palinaſ parataſ [3]).

An dem Bestand der obigen Zeugenlisten fällt zunächst zweierlei auf: der Reichtum der Namengebung und die Sicherheit und Gleichmäßigkeit der Schreibung.

1) *die Summenzahl steht schon auf der fün ten Reihe der Zeugen.* 2) eaſtē
3) *die Lesung ist zweifel, rei, der Sinn mir unverständlich.*

Es handelt sich freilich, wenn wir zunächst nur die Zeugen ins Auge fassen, um $33 + 19 + 32 = 84$ Nummern und dabei nur um 51 verschiedene Namen; aber es ist ohne weiteres klar, daß die drei resp. vier Schenkungen (die letzte nennt keine Zeugen), von denen drei auf Walah, eine auf Hruodhart entfallen, in rascher Folge eingetreten sind, so daß mehrfach dieselben Zeugen, u.zw. in größerer Zahl, herangezogen wurden. Denn wenn wir sehen, daß innerhalb derselben Liste sich nirgends ein Name wiederholt, so dürfen wir das Vorkommen der gleichen Namen in verschiedenen Listen aus der Wiederkehr der gleichen Personen als Zeugen erklären, umsomehr als es sich gerade bei den mehrfach auftretenden um nicht ganz alltägliche, wie *Amulgoz*, *Betto*, *Druant*, *Joseph*, *Tirbih* handelt. Des weitern trag ich kein Bedenken den Donator *Hruodhart* in b mit dem gleichnamigen Zeugen in ac zu identifizieren, glaube ferner daß in c der Donator *Walah* mit oder ohne Absicht des Schreibers auch in die Zeugenliste geraten ist[1]). Nehmen wir die beiden Donatoren und den Nutznießer *Meginbald* von d hinzu, so erhalten wir insgesamt 89 Nennungen und 52 verschiedene Personennamen. Von diesen kehrt einer, *Walah*, viermal (in ac²d) wieder, 10 sind dreimal (in abc) vorhanden, 13 zweimal (je 5 in ab und ac, 3 in bc) — und 28 einmal. Von den 19 Zeugen in b ist nur einer *(Gozmar)* auf diese Liste beschränkt.

Bei den 24 Namen mit mehrfachem Vorkommen finden sich nur die folgenden geringen orthographischen Varianten:

*Amulgoz* b — *Amelgoz* c<br>
*Walach* a — *Walah* c²d<br>
*Cadalohc* a — *Cadaloh* bc.

Für die Sorgfalt der Lautbezeichnung ist auch charakteristisch die scharfe Scheidung von *Joseph* (*iofeph* abc) und *Ïorit* (*ïorit* bc).

Aus allem dem geht hervor, daß der Schreiber schon in einer guten Tradition stand: man hatte in Würzburg längst feste Grundsätze für die Orthographie der deutschen Eigennamen.

Für die auch dem Historiker gewiß nicht gleichgiltige zeitliche Festlegung dieser undatierten Urkunden bietet die Sprache der deutschen Namen den wichtigsten Anhalt. Aber freilich haben wir zum Vergleich nur aus dem benachbarten Fulda eine originale oder doch ihr fast gleichwertige Überlieferung, während würzburgische Urkunden örtlichen Ursprungs in ursprünglicher Aufzeichnung fehlen.

Der erste Eindruck einer hohen Altertümlichkeit der Laut-

1) Mein Kollege Hessel bestätigt mir, daß so etwas auch sonst gelegentlich vorkommt.

bezeichnung schien mir eine Datierung 'vor 820' zu empfehlen, wobei ich mich hauptsächlich an den Vergleich mit der um 830 entstandenen Tatian-Übersetzung hielt. Ich verdanke es in erster Linie den Einwendungen Alfr. Hessels, daß ich bald davon abgekommen bin: ihm schien die Formlosigkeit dieser Traditionensnotizen für die Zeit Karls d. Gr. immerhin bedenklich, und obendrein war er geneigt die Schrift um 30 Jahre jünger zu datieren, weil sie von den Würzburg wie Fulda bis gegen 840 beherschenden insularen Einflüssen ganz frei, eine rein karolingische Minuskel sei.

Sobald man vom Tatian absieht und die fuldischen Urkunden und Nekrologien ins Auge faßt, erhalten diese Einwände auch eine sprachliche Stütze.

Im Vokalismus ist ohnehin wenig altertümliches: der i-Umlaut des *a* ist durchgeführt (Beispiele für Hemmung fehlen, sind in Eigennamen überhaupt selten belegt), *ai* ist durch *ei*, aber auch *au* durch *ou* verdrängt (in den Ortsnamen), das alte *ô* erscheint ausschließließlich als *uo*. So bleibt als archaisches ahd. nur *eo* in *Theodolt* c und *Engiltheo* abc übrig. Aber dies *eo* überwiegt in den fuldischen Urkunden bis 842 unbedingt (68 × gegen 4 ×) und kommt vereinzelt noch über 860 hinaus vor, wo sich unter dem Abt *Theoto-Thioto* die Wandlung endgültig vollzieht. Die Form *-theo* erscheint in Fulda noch 828 (nr 476) u. 842 (nr 550), in *-deo* hält sich der alte Diphthong sogar noch über 860 hinaus neben *-dio*. — In *Iorit* für älteres *Eorit* (so Libri confr. II Reichenau 149, 14) haben wir den Übergang von *ëo* > *io*, den u. a. der Tatian mit *snio* 217, 3 und *siolihheru* 21, 11 bezeugt (Braune § 43 Anm. 6).

Eine charakteristisch ostfränkische Form ist *-braht* für *-berht*: in *Otbraht* abc dreimal bezeugt. Kauffmann glaubte auf dies 'fuldische' Kriterium die Datierung der Hs. des Hildebrandsliedes stützen zu können (Philol. Stud., Festgabe f. Sievers 1896, S. 136 f.), da er das Kompositionsglied *-braht* in den Ann. necr. Fuld. im J. 809 auftauchen und 817 verschwinden sah — allein in den Urkunden hält sich die Form weit länger: von 837—841 ist speziell *Otbraht (Otpraht)* mindestens 10 × bezeugt (Nrr 499. 500. 501. 504. 506. 513. 522. 531), und auch darüber hinaus taucht es gelegentlich noch recht spät auf.

Für den Konsonantismus kommt zunächst das allein im Anlaut bewahrte *th* in Betracht: *Theodolt* c, *Engiltheo* abc — dem gegenüber *Druant* abc. Wir sahen schon oben, daß sich *-theo* bis 842 hielt, daß aber das (obendrein durch gelehrte Tradition gestützte) *Theot-* noch weit länger fortlebte. Dem *Druant* steht in Fulda noch 842 ein *Thruant* gegenüber (Nr 548), aber anderseits scheint

sich der Übergang *th* > *d* in dieser Lautgruppe auch in Fulda früher anzubahnen: das Verbum *thruoen* ist im Tatian 4× mit *th*, 2× mit *t*, 2× mit *d* geschrieben, und für die Dreizahl zähl ich bei Sievers 40 *th*, 10 *d*.

Die Anlautsgruppe *hr-* ist in *Hruot-* 9× festgehalten, aber freilich verrät *Hrumolt* a (ohne Umdeutung in *Hruomolt*?) bereits die Unsicherheit der Lauthaltung. Der Tatian kennt bekanntlich kein *hr-* mehr, aber in den Eigennamen der Fuldaer Urkunden hält es sich weit länger: so steht *Hruoding* bis 850 (19×) ausnahmslos, von da ab herscht Schwanken mit *Ruoding*, aber noch 889 begegnet ein *Hruoding* (Nr 632).

Alles in allem enthalten unsere Würzburger Namen nichts altertümliches was nicht, an Fulda gemessen, wenigstens einzeln noch um und nach 850 möglich wäre. Addieren wir es freilich, so wird es sich empfehlen, hinter diesen Zeitpunkt zurückzugehen; ich würde also das vierte Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts, die letzte Zeit Kg Ludwigs d. Frommen für unsere Urkunden in Vorschlag bringen. Gegen eine spätere Datierung dürfte wohl auch das vollständige Fehlen des Buchstabens k sprechen: in *Cadalohc* abc, *Cunimunt* ac; in *Folcger* ac, *Folcolt* a, *Folcwin* a, *Merceneshcim* c; in *Fricco* ab, *Macco* bc, überall haben wir nur *c*. Im Tatian (Sievers S. XLI f) spielt das k immerhin schon eine gewisse Rolle.

Dem chronologischen Bedenken Hessels gegen die formlose Abfassung der Traditionsnotizen ist damit ausreichend Rechnung getragen. Und auch seinen paläographischen Einwendungen! Im Archiv f. Urkundenforschung 8, 213 f. hat Hessel die Feststellungen Traubes, Regula S. Benedicti S. 63 aufgenommen, wonach in Fulda wie in Würzburg die Mitte des 9. Jahrhunderts einen Wendepunkt bedeutet: um diese Zeit vollzieht sich in dieser großen 'Schreibprovinz', der 'insularen Enklave' (Traube, Vorlesungen und Abhandlungen III 36), der Übergang von der angelsächsischen Schrift zur karolingischen Minuskel. Reine karolingische Schrift, wie sie unsere Eintragungen ebenso wie der ihnen vorausgehende und doch wohl gleichfalls in Würzburg geschriebene Augustintext aufweisen, würde nach Traube und Hessel also mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Zeit nach 850 hinweisen.

Allein diese Ansetzung dürfte doch wohl eine Einschränkung erfahren. Hessel selbst gibt die Möglichkeit zu, daß der präzisen Ablösung der einen Schrift durch die andere ein zeitweises Nebeneinander beider vorausgegangen sei. Und der beste Kenner der fuldischen Überlieferung, Prof. Edmund E. Stengel in Marburg bestätigt mir dies, indem er (unterm 28. 7. 27) schreibt: 'Fulda hat

Minuskel ohne insulare Beimischung bestimmt schon im 3. Jahrzehnt (Grundstock des Chartulars 3. Hand, sowie ein noch älteres Registerblatt, vgl. Arch. f. Urk.-forschung 7, S. 21 f.). Überhaupt glaube ich, daß man aus dem so stark angelsächsisch gefärbten Überlieferungsbild das wir besitzen, keine übertriebenen Schlüsse auf eine absolut geschlossene angelsächsische Schreibweise ziehen darf. Wenn die uns erhaltene Einzelüberlieferung in reiner Minuskel bei Schannat Buchonia vetus S. 439 aus d. J. 815 Urschrift ist — was ich aus der Erinnerung für das Wahrscheinlichste halte —, dann kommen wir bis ins zweite Jahrzehnt zurück'.

Die fuldisch-würzburgischen Beziehungen dieser Zeit sind ganz gewiß nicht nur feindseliger Natur gewesen, wie sie eben in dieser Urkunde von 815 erscheinen. Traube a. a. O. spricht von 'den nahen Beziehungen zwischen Würzburg und Fulda', 'denen man auch sonst in Würzburger Handschriften begegnet' [1]). Nur scheint er und scheint man ganz allgemein dabei Fulda als das gebende zu betrachten. Auf den Zweifel den ich demgegenüber äußerte, schreibt mir Kollege Stengel: 'Fulda lag, was leider immer wieder übersehen wird (auch bei Hauck ist es zu Mainz gerechnet), in der Würzburger Diözese; . . . die Exemtion Fuldas war damals noch nicht weit genug gediehen, um einen Damm [gegen eine kulturelle Einwirkung wie ich sie annehmen möchte] zu bilden'.

Man hat sich vielleicht schon über die Unbedenklichkeit gewundert, mit der ich oben zur zeitlichen Bestimmung von undatierten Würzburger Urkunden die Fuldaer Überlieferung herangezogen habe. Das ist zunächst natürlich ein Notbehelf, denn es gibt für Würzburg weder eine zusammenhängende urkundliche Überlieferung aus dieser Zeit noch datierte oder datierbare litterarische Denkmäler: an die wenig umfangreichen und obendrein nur zum kleinen Teil für Würzburg gesicherten Glossengruppen, welche Franck im Quellenverzeichnis seiner Altfränk. Grammatik S. 8 f unter 'Würzb. [1]' bis 'Würzb. [7]' aufzählt [2]), können wir erst allenfalls mit Datierungsversuchen herantreten, wenn meine Bestimmung des Würzburger Funds '830—840' anerkannt wird.

---

1) Einige neue dürfen wir wohl von der angekündigten Fortsetzung der 'Fuldaer Studien' Paul Lehmanns erwarten.

2) Ich unterlasse hier eine nähere Kritik der bei diesem sonst peinlich gewissenhaften Forscher doppelt merkwürdigen Arglosigkeit, mit der er alle in Würzburg liegenden glossierten Hss., auch solche von ausgeprägt bairischem Charakter, unter die Quellen des Fränkischen mischt. Dem gegenüber hatte schon Steinmeyer im Anz. f. d. Alt. 8, 301 die zuverlässigen Würzburger Glossen (auch in Frankfurter Hss.) zusammengestellt.

Aber ich war, trotz der mir wohlbekannten Warnung Steinmeyers (Anz. f. d. Alt. 8, 302), berechtigt, mich auf Fulda zu stützen. Nachdem Wrede Zs. f. d. Alt. 36, 135 ff. den Nachweis geliefert hatte, daß Fulda, welches heute zum Gebiet des Rheinfränkischen gehört, mit seinem Ortsdialekt — obendrein in einer eben erst der Kultur erschlossenen Landschaft, füg ich hinzu — unmöglich die Grundlage für das geradezu klassische Ostfränkisch des Tatian hergegeben haben kann, hat man den für Altfulda auch durch die Urkunden gesicherten ostfränkischen Sprachtypus wohl zumeist als ein Kompromiß der aus verschiedenen ober- und mitteldeutschen Landschaften hier zusammenströmenden gebildeten Elemente aufgefaßt — von mir wenigstens darf ich das getrost bekennen, denn ich habe sowenig wie an der fuldischen Heimat des Tatian jemals an dem starken Übergewicht der fuldischen Kultur im Zeitalter der Karolinger gezweifelt. Jetzt aber bin ich doch geneigt, hier als Philologe eine Einschränkung zu empfehlen. Dieser ostfränkische Sprachtypus kann sich überhaupt erst in der späten Merowinger- und frühen Karolingerzeit ausgebildet haben: auf einem Boden wo altangesessene thüringische und bairische Volksteile mit zugewanderten rhein- und moselfränkischen Elementen verschmolzen. Zu seiner ersten orthographischen Fixierung und demnächst litterarischen Festigung bedurfte es eines Bildungszentrums, und dies gab naturgemäß das 741 gegründete Bistum Würzburg eher als das 744 gegründete, an der äußersten Peripherie Ostfrankens gelegene Kloster Fulda. Mag Fulda immerhin später, und vielleicht sogar recht bald, mit seiner Schreibstube wie mit seiner Malerschule das Übergewicht gewonnen haben, das ihm Paläographen wie Traube und Kunsthistoriker wie E. Heinrich Zimmermann übereinstimmend zuerkennen, der Germanist wird daran festhalten müssen: einen ostfränkischen Sprachtypus hat es vor 740 überhaupt nicht gegeben, und seine Rechtschreibung wie ihre der Sprachentwickelung angepaßten Wandelungen haben ihren Ausgangspunkt naturgemäß in Würzburg gehabt.

Darum hat es mir wichtig geschienen, bei meinem kleinen Funde so ausführlich zu verweilen.

## Meininger Findlinge.

### I. Bruchstück einer Allerheiligenpredigt des 12. Jahrhunderts.

Die Meininger Papierhandschrift des Passionals, Hschr. 28 (früher 66), über deren nicht uninteressante Einschlüsse vielleicht

demnächst Mitteilungen von anderer Seite erfolgen, wurde von Herzog Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen während seines freiwilligen Frankfurter Exils aus altem Patrizierbesitz erworben: sie befand sich um die Mitte des 17. Jh.s im Besitze desselben Jacob Marquard von Glauburg, dem wir auch die Erhaltung der einzigen Handschrift von Heinrich Wittenweilers 'Ring' verdanken. Auf der Innenseite des rückwärtigen Einbanddeckels sah ich ein Pergamentdoppelblatt mit Schrift des späten 12. Jh.s aufgeklebt, und der Leiter der Bibliothek, Herr Pfarrer i. R. Theodor Linschmann, dem ich auch sonst dafür dankbar bin, daß sich mein kurzer Meininger Aufenthalt recht ergiebig gestaltete, gestand mir gern zu, daß ich das interessante Stück hier in Göttingen aus seiner uns die Rückseite vorenthaltenden Zwangslage befreien dürfte. Dies ist denn auch mit bestem Erfolg geschehen.

Die Größe des Einzelblattes ist rund 21 × 14 cm; Bl. 1 ist außen ein wenig beschnitten, wobei aber nur einzelne Zeilen durch den Verlust weniger Buchstaben betroffen worden sind, die Höhe der Schriftkolumne beträgt 18, ihre Breite bei ungleichmäßigem Zeilenschluß bis zu 12 cm. Das Pergament ist also gut ausgenutzt: mit je 25 Zeilen auf der ungespaltenen Seite, ohne jede Liniierung aber gleichwohl höchst gleichmäßig — es ist eine der schönsten Handschriften des 12. Jahrhunderts die mir unter die Hände gekommen sind. Wenn ich sie noch ins 12. Jh. setze, so bewegt mich dazu neben dem ganzen Charakter der steilen romanischen Schrift die vielfache Verwendung der Ligatur ꝺᵉ = *de* besonders am Wortschluß; auch Herr Koll. Hessel stimmt dem zu, und er hält es, ohne z. Z. über ausreichendes Vergleichsmaterial zu verfügen, für sehr wohl möglich, daß auch meine Lokalisierung: südliches Rheinfranken (Gegend zwischen Speier u. Straßburg) im Schriftcharakter eine Bestätigung finden dürfte. Damit würde sich vielleicht auch das Bedenken erledigen, das ich anfangs gegen eine so frühe Datierung hegte: das Zeichen für z bleibt stets auf der Zeile, hat also weder mit h noch mit l irgendwelche Ähnlichkeit, wie wir sie in andern deutschen Hss. jener Frühzeit regelmäßig finden, die dann wohl auch andern Landschaften angehören.

Der Text den unser Doppelblatt bietet, ist uns freilich nichts ganz neues: es ist der zusammenhängende Ausschnitt aus einer Allerheiligenpredigt, die nach der bekannten Leipziger Hs. d. 14. Jh. bei Leyser, Deutsche Predigten des XIII.—XIV. Jh. (Quedlinburg u. Leipzig 1838) S. 110 ff (Nr 23) gedruckt ist (vgl. Schönbach, Altd. Predigten I 180 Nr 89 u. dazu die Kürzung Nr 109). Unser Fragment reicht von Leyser 111, 25 *abdenago* bis 113, 28 *schinet*

und weicht von diesem Text wohl vielfach im Wortlaut, aber nur wenig im Umfang ab. Die von alter, wenn auch nicht gleichzeitiger Hand herrührenden Blattbezeichnungen LXXIX und LXXX (merkwürdiger Weise auf der Rückseite) weisen auf einen Kodex hin, der nach vergleichender Berechnung des Textumfanges und Raumes sehr wohl dem Leipziger entsprochen haben kann.

Wir wissen längst (schon Leyser wußte es), daß die in der Leipziger Hs. erhaltenen Predigten ins 12. Jh. hinaufreichen; das vollständige Material der Überlieferung hat dann Schönbach, Altdeutsche Predigten I (1886) S. XI ff zusammengestellt. Unser Fragment stellt etwas neues dar, gehört zu keiner der bisher fragmentarisch bekannt gewordenen Handschriften und dürfte von allen dem Original am nächsten stehn.

Die Sprache hat westmitteldeutschen Charakter, wie es scheint nicht ohne leichten alemannischen Einschlag. Als besonders charakteristisch heb ich das leichte Demonstrativpronomen in der Form *dir* $1^r$, 4 (gen. pl. $1^r$, 18). 24; $1^v$, 3 — *dis* $1^r$, 21; $1^v$, 9. 11 — *dim* $1^v$, 19; $2^v$, 19; *dime* $2^r$, 11 — *din* $1^r$, 10; $1^v$, 9. 11 (für *der* — *des* — *dem* — *den*) hervor; ferner die durchgeführte Verschmelzung im Paradigma *(dir) almechtigot* $1^r$, 4 — *(dis) almechtingodes* $1^r$, 21 f. — *(dim) almechtingode (-gote)* $1^v$, 12; $2^v$, 20 — *(din) almechtingot* $1^r$, 10; $2^r$, 19; vgl. dazu Scherer Dkm. $II^3$ 449. Dem Nebeneinander beider Erscheinungen begegne ich genau so in *dir almechtigot* Wackernagel, Pred. S. 227, 24 f. und *dis almechtingotis* Diut. II 297 Z. 1 f. — beidemal Muri 12. Jh.; aber soweit hinauf in alemannisches Gebiet dürfen wir mit unserer Hs. nicht gehn, wenn sie auch sicher in den deutschen Südwesten gehört: in die Pfalz oder ins Elsaß. Und da das Fragment doch wohl der älteste bisher bekannt gewordene direkte Zeuge der Überlieferung ist, so haben wir damit einen ersten Anhalt für die Heimat der ganzen Predigtsammlung gewonnen.

Ich gebe nun einen diplomatischen Abdruck des Doppelblattes, dessen Lesung auch bei der aufgeklebten Seite ($1^r$. $2^v$), nachdem sie vorsichtig abgelöst war, kaum irgend welche Schwierigkeiten bot. Die wenigen undeutlichen Buchstaben hab ich unterpunktiert. Freilich war das Pergament selbst nicht vom besten: Bl. $2^v$ oben links war es von vorn herein so rauh und schrumpelig, daß der Schreiber die Zeilenanfänge, in wechselnder Ausdehnung mit einer roten Schlangenlinie ausfüllte.

Hinzugefügt hab ich nur die i-Punkte, die der Hs. durchweg fehlen; belassen die Interpunktion, auch wo sie fehlerhaft war; die vom Schreiber durchgehends beabsichtigten Trennungsstriche am

Zeilenschluß hab ich auch da eingesetzt wo sie heute nicht mehr erkennbar sind, wohl auch an ein paar Stellen wo sie ganz gefehlt haben könnten.

*Bl.* 1r (Leyser 111, 25—112, 4)

abdenago. Nu virnemint wie ſie ſungen in deme gluwen-
den ovine. Benedict9 eſ dn̄e i firmam̄to celi ⁊ ſuplaudabi-
lis ⁊ ſupexcelſvs ⁊ ſupexaltat9 i ſcl'a. Sie ſp^a^chin. Herre
dir almechtigot du biſt gewihit vn̄ giſeginet da zihi-
5 mile. vn̄ biſt vbs alliz daz dir iſt giweltic. vn̄ lobilich. Daz
mochte wole ſin benedicta gl'a d'ni de loco ſvo. Div guli-
cheit. vn̄ daz lob. daz waſ giſeginet. wan ez gine von
der ſtat dannin ez gote vil lib waſ. von den reinen h'-
zen der gvten knabben. Alſo ſvlin wir zv allir eriſt
10 lobin vnſirn h'ren din almechtingot wanđe er ſchephe-
re iſt allir ſinir heiligen der meſſe wir hvte bigen
vn̄ dar nach ſinir heiligen engile die ime ie gihorſā
waren. vn̄ nie von ime geſchidin. vn̄ noch bihaltin
hant die heilicheit. vn̄ đie gvti die in got allir eriſt
15 giſchvf. Unſir h're got giſchvf đie heiligen engile
vor allir ſiner geſchephiđe. do er ſp^a^ch. fiat lux. Er ſp^a^ch
đaz ein licht wurđe. Do wart ein liht. daz waren die
heiligen engile. Dir heiligen engile warin nivn cho-
re. vnđe der zehinđe chor der waſ. zv michiler
20 h'ſchefte gimachit. vn̄ in deme chore waſ ein dene[r
hiz lucifer đer trvc daz licht vnſirſ h'ren diſ alme[ch
tingodes. Der waſ ſo ſchone. vn̄ ſo here gimachit
daz er ſolte giweltic ſin vbir die andirin alle er
waſ. ovch ſo gicleidit daz dir wiſſage von ime
25 ſp^a^ch. Quom̊ cecidiſti de celo lucifer q̊ mane orieba-

1 ff. *Dan.* 3. 19 er *ist unsicher, es bleibt auch noch Raum für 3—4 Buchstaben.* 20 *Zeilenschluß undeutlich — es können 1 oder 2 Buchstaben abgeschnitten sein.*

LXXIX *bl.* 1v (Leyser 112, 4—37)

riſ. omnis lapiſ p'cioſus operimentū tuū. Sardiv^s^
Topazi9. Iaſpis. ⁊ cſolit9. onix. ⁊ berillvs. Saphirvs. Caruun-
culvs. atq; ſmaragdvs. Owi lucifer wie gevile dv đir
vil urvge ufginge. Alliz daz edile giſteine lag an di-
5 nime giwanđe. Der ſelbe engil do er giſchafen wart.
vn̄ er giſach daz er ſo ſchone was. do wart er ſo hoh-
fertic. daz er ſp^a^ch. Sedebo in monte testamenti i lateri-

4 vruge ufginge = mane oriebaris *Es.* 14, 12; *ich lese freilich deutlich* uiginge.

b⁹. aqlonis. ascendam sup altitudinē nubiv̄ similis ero
altissimo. Ich wil sizin sp̄ch er vffin ðeme berge dis
10 vrchundis ander sitin dis nortwindis. ich wil sti-
gen uffin die hohe ðis gewlchinis. vñ wil gelich sin
dem almechtingode. Do er do so hohfertic. wart. do
sluc in vnsir h̄re nidir in daz abgrvnð. vñ von
deme vil schonin engile wart ein vil gruwilich
15 tvuil. Do er also gevil. vñ alle die im gehvllin an
sinir hohvart. do machite got eine vesti alsoliche
angenin nivn choren daz sie niem̄ mvgen givallē.
Die nivn chore d̄e ðo da bilibin zihimile ðie die-
nint dim almechdingoð. iemirsit. vñ lobint in dac.
20 vñ nacht. vñ sp̄chint alle diche. s̄cs. s̄cs. s̄cs. dn̄s
ð̄s omp̄s. q̄ ērat : q̄ ē : q̄ venturus ē. Heiligir got
sprechint. sie dri warbe ðv bist ein alwaltiger h̄re
vñ were ie. vñ solt iem̄ sin. Die heiligen engile
wanð sie got lobint. vñ in sinir minne ie waren.
25 so hant sie daz garnet daz wir sie svlin lobin

*bl.* 2r (Leyser 112, 37—113, 13)

hvte vor allen gotis heiligen. Dar nach svlin wir
lobin. vñ eren mine urowen scām Mariā wan sie was
div allir eriste div die heiligen engile bilðite mit
ir heiligen magetume wan ðamite ðaz siv bihilt
5 ir reinin magitvm damite was siv ðen engilen gilich
ðie ie sit siv gischafen wurden ðie reine hatin. vñ ðar
zv so garnite siv ouch daz da mite daz der von ire gi-
born wolte werden ðer die heiligen engile alle gischa-
fen hat. vone div wanð siv div mut̄ ist vnsirs h̄ren
10 ih'v x̄. der vns gischafen hat. vñ vns irlosit hat. von
ðime tvuile mit sin selbis blvte. vñ wanð siv gnað ðvt.
vñ hilfit allen menischin ðie sie iem̄ ane girvfint
mit allime h̄zen in ir angistin. so svlin wir sie hvte lo-
bin. vñ eren. vor allin gotis heiligen vt salua p̄rogatiua
15 electionis omiv̄ sanctoꝛ dicā. vñ ðar zv die heiligen me-
gið. die nach minir urowen s̄cē Marien hant gevan-
gen daz ǒch sie ir magitum. vñ die reine ir libis also
schone bihiltin daz sie daz hant garnet vmbe din al-
mechtingot. Q°d ipsi n̄c sine macula secunt̄ stola can-
20 dida uirginē uirginū q°cumq; uirginū flos ierit. Daz
hant sie mit ire magitume garnet daz sie nv ða zi
himile nach deme lambe gant. vnsirme h̄ren ih'u x°.

ðer ein magit; vñ ein blvme iſt allir ſinir heiligen
vñ ſint gevazzit mit vil wizzime gewanð°. vñ ſin-
25 gint ein ſanc ðaz niemen andirſ mac geſingen wan-

*bl.* 2r (Leyser 113, 13—28)

— — — — — — — de ðie magede ſint. Dannen vone wanð°
— — — — — — — Maria vnð° andire die heiligen me-
— — — — — — — gið° ſo groze ere hant vor andiren
— — — — — — — heiligen ſo iſt ðaz michil recht. daz ſie
5 — — — — — — alle div heilige c̍ſtinheit ere. vñ lobe vor
— — — — — . andiren den heiligen. Nu ſulin wir ovch
— — — — hvte eren vñ lobin. die altin heiligen die
— — — mein ich die vor vnſirs herren gebvrte wa-
— — — ren hohvat'e vnde ðie wiſſagen. vñ heilige kv-
10 — — — ninge. vñ andire gvte lvte ðie vil manige ar-
— — — beite dvlten dvrch got. vñ ime vil lange die-
— — nitin. etilichir wol nivn hvndirt iare. etilichir
— ſehs hvndirt iare. vñ haten vil michile arbeite
alſi ſie ſelbin ſpᵃchin. Qvi portauim⁹ pondvſ diei ⁊ eſtv°
15 wir ſin die ſpᵃchen ſie die ða gitragen hant ðie bvr-
din deſ langin dageſ. vñ der michilin hizze. Wanð°
ſie ſo groze arbeite vnð° not liedin dvrch got. vnð°
ða mite hant garnet ðaz ſie ðaz himilriche beſez-
zen hant. vñ nv da zihimile vil giweltic ſint vor ðim
20 almechtingote. ſo ſvlin ovch wir ſie hvte hie in ertri-
che lobin wir vnð° alle die heilige c̍ſtinheit. Die hei-
ligen von den ich v. nv ſagin wil daz ſint ðie. Q°s ele-
git d'ns ı caritate ñ ficta ⁊ quoꝛ doctrina fvlget eccl'a
vt ſol ⁊ luna. Ez ſint die heiligen botin die er ir wel-
25 te in ðer waren minne. vñ von ir lere. ſo ſchinet

## II. Fragment einer Iwein-Handschrift.

In den Falzen einer nur noch in Trümmern erhaltenen Papierhs. des Sächsischen Landrechts: Hschr. 90 (ehemals 45), die Homeyer, Rechtsbücher [2] S. 125 unter Nr 445, aber mit der falschen Angabe 'niederdeutsch' verzeichnet (die Sprache ist vielmehr mitteldeutsch), zeigten sich schmale Pergament-Streifen mit altdeutschen Versen. Ich erbat und erhielt die Erlaubnis, den Band auseinanderzunehmen; dies (sowie nachher die Wiedereinbindung) ist mit Sorgfalt geschehen. Die vermeintlichen 'Streifen' entpuppten sich als zwei breite Blätter, die gr. Teils zwischen Holz und Papier der Innendeckel eingebettet waren und sich ohne Lücke zu einem voll-

ständigen Doppelblatt zusammenfügten, das ich nun als zu einer Iwein-Handschrift gehörig erkannte.

Eine leichte Außenbeschneidung hat nur Bl. 1 betroffen, berührt nirgends den Text und hindert noch weniger die genaue Berechnung des Formats: 18,5 × 14,5 cm. Erhalten ist uns das zweite Blatt eines Quaternio, wahrscheinlich Bl. 10 und 15 einer selbständigen Iweinhs., mit den Versen 1272—1414, 1989—2127; diese 282 Verse stehn auf 284 Zeilen, indem V. 1409 zwei Zeilen beansprucht, V. 2089 aber versehentlich wiederholt oder vielmehr vorausgenommen worden ist.

Die Handschrift wird dem Anfang des 14. Jh.s angehören. Sie ist zweispaltig, ohne jede Art von Liniierung, aber doch ziemlich gleichmäßig geschrieben; immerhin kommen ungleich auf die Spalte von Bl. 1r je 37, auf die übrigen Spalten nur je 35 Verszeilen. Die Initialbuchstaben der Absätze wechseln zwischen Rot und Grün, und dies satte Grün (nicht etwa ein nachträglich oxydiertes Blau!) heb ich besonders hervor: als Wegweiser für etwa auftauchende weitere Fragmente der Handschrift. Bisher liegen solche nicht vor, und so werden die Meininger Bruchstücke wol die neue Sigle R erhalten. Die Handschrift der sie entstammen stand der Gruppe DJ nahe (vgl. die Lesarten 1280. 2026. 2074), ihr Wert für die Textkritik erscheint wenigstens in den jetzt aufgetauchten Verspartieen überaus niedrig. Interessant aber sind die Spuren von Dialekteinschlag: eine bairische Vorlage scheint hier in die Hände eines mitteldeutschen Schreibers mit gelegentlichen niederdeutschen Anwandlungen gekommen zu sein.

Die Lesung des Doppelblattes war nicht ganz leicht und ist weder Dr. Ludwig Wolff, dessen überaus sorgfältige Kopie ich dem Abdruck zu Grunde lege, noch mir beim Kollationieren durchweg gelungen. Schuld daran trägt durchaus nicht der (sehr geduldig und gewissenhaft durchgeführte) Prozeß der Loslösung, sondern vielmehr die zersetzende Wirkung des alten (mit Fett gemischten?) Klebstoffes.

Beim diplomatischen Abdruck (der die leichte Zuweisung etwa weiter auftauchender Bruchstücke ermöglichen soll) wurden die mühsam gelesenen und oft mehr erratenen Wörter und Wortteile in eckige Klammern eingeschlossen, Wörter und Buchstaben aber auf deren sichere Wiedergabe ich verzichten mußte, durch Punkte angedeutet.

Bl. 1r

[1272] vnde got noch den tibel loben
vnde fprachen war ift der man komen
odder wer hat in vnf be nomen
1275 de ovgen vnde ovh de finne
her ift bi namen hinne
wer fin mit fehenden ovgen blint
Ez fehent alle de hir fint
her ware fo cleine fam ein mus
1280 vnde beflozzen ftunde daz hus
So en mechte her nicht dar .. mē
wie ift her vnz be nomen
Sve lange her fich doch wille vriften
mit finen zober liften
1285 wer vinden doch en hute
Sochent gůte lute
In winkelen vnde vnder benkin
her ne mach def nicht en wenkin
her ne moze gan her vůre
1290 do vorftunden fe ime de tůre
Sin dinc waf ime vngewarlich
Se giengen flande vmme fich
mit fuerten famde blinden
Solden fe en ni.mer vinden
1295 daz wer bi namen do ge tan
daz bette en wart def nicht erlan
ez in worde vnder em gefochet gar
bi finer genift nim ich war
die wile der man nicht vaige ift
1300 So neret in vil cleiner lift
Do her in den forgen faz
do vorder vor ime allez daz
daz ime fin vrundinne de maget
E da vor hette gefaget
1305 her fach tzo ime gebaret tragen
den wirt den her hette irflagen
vnde nach der bare ginc en wip
daz her ny wibef lip
Alfe fconen gefach
1310 von iamere fe v.... brach
daz har vnde o[vch] de clei..r
Ez en dorfte nie wibe lei..r
Tzo dirre [w]..... ny ge fcen
went fe tot moft. fehen
1315 den a[ll]er [tv]riften man
den wi... liebe ie gewan
Ez moch[t]e niemer [de]hein wip
ge plegen an [ir]en felbef ...
von iamere fol[ch]e fwa..
1320 der nicht e...ft war[e]
Ez ir zaige[t]en .. geberde
def her[te]n befwerde
an deme libe vnde an der ftimme
von [ir] iamers grimme
1325 vil fe drate in vnmacht
der lichte tach wart ir ......
Do fe do weder uf fach
vnde weder horte noch enfprach
fo ne fparten ir de hende
1330 weder har noch gebende
vnde fwar ir de lip bloz fcein
daz fach min her Iw[ai]n
vnde ir waf ir har lich
de wunfch[en] gelich
1335 So dar(!) ime ir minne
be nam uil gar de finne
daz her fin felbef vorgaz
vnde daz vil kume vorfaz
So fe fic roufte vnde floch
1340 vngerne h[ef] daz vor troch
So wolde her dar gan
vnde ir de hende han
daz fe fich nicht enfl.ge me
Ime tete ... kummer alfo we
1345 alfdeme fconen wibe

1274 odder *aus* oder? 1322 herten *oder* hertzñ? 1326 *Zeilenschluß durch Riß im Pergament zerstört.*

Bl. 1r

[1346] daz er ez [a]n ſi . . . l[ib].
noch gerner hette vor tragen
Sin vn[hei]l begunde her clagen
daz ir [de]hein vngemach
1350 von ſinen ſculden geſcach
alſo na ginc [im] ir not
Im duh[te] deſ daz ſin tot
vnclagelicher ware
dan ob ir ein vinger sware
1355 vnſ iſt vil dicke geſeit
Ein dinc von der warheit
Swer den anderen hat erſlagen
vnde wurde her vor in getragen
Swo lange her da vor worde gewunt
1360 her begunde bloden andir ſtunt
. . . . . . . ſo begunden
Im bloden ſine wunden
do man in daz pallaſ troch
want her waſ bi im de en ſluch
1365 Do de vrowe daz ir ſach
Se ruofte ſere vnde ſprach
her iſt be nam . . . . . . .
vnde hat vnſ der ſ . . . .
Mit zůbere ane ge tan
1370 de e daz ſůchen hetten lan
de be gunden ſůchen ander ſtunt
daz bette . . . . vil dicke ge wunt
durch de[n] colter der dar vſſe lach
ginc manni[c] ſtich vnde ſlach
1375 ovch moiſte her do wenken
In winkelen vnde vnder benken
Sůchten ſe in mit ſwerten . .
wande ſie ſineſ todeſ gerten
alſo der wulf der ſcaffe tot
1380 von tzorne tobette im ſin mot
Zo gote hŏp de vrouwe irn zorn
Se ſprach here ich han verlorn
wunderlichen minen man
da biſtu aine ſculdich an
1385 wan du hetteſ an in geleit
alſo grote manheit
daz im van vngehuren dingen
Niemer mochte miſſelingen
Suſ iſt ez dar vmbe komen
1390 daz ime der lip iſt be nomen
daz iſt ein vngeſiͤteger geiſt
Ja got herre wo wol du weiſt
Swer iz anderſ were
wan ein zůberere
1395 deſ hette her ſi . . . [wol] erw . . . .
Nu waſ ime der tot alſo beſceret
Diz hort her vnde iſt vnſ bi·
Nu keiſet hi bi wo kone her ſi
Sit her minen heren hat er ſlagen
1400 wo mac her danne dar an vor·zagen
her en laze ſic ovhc ein w . . . . . . .
wa — — — — — — —
Do man in . . ſuchte genoch
. . de [en] ſin ſtein deſ ob . . trůk
1405 daz ime argeſ nicht geſcach
vnde in do n . m . n ſach
do gelach dat ſochen vnder in
Tzo hant trogen ſe in hin
Tzo dem munſter da man ime daz
ammecht tete.
1410 mit almoſen vnde mit gebete
dar nach trogen ſe en tzo deme gͤbe
von ir grozer vngehabe
wart dar ein michil ſcal
de iuncvrowe ſich do ſtal

1361 *Riß im Pergament.* 1386 *oder* groce?

Bl. 2r

[1989] Swaz ich iv ge raten han
1990 daz han ih durch gůt getan
gefege ih doch ivch niemer mere
got voge iv falde vnde ere
**S**vf ftunt fe uf vnde ginc von dan
zo dem vorborgene man
1995 de brachte fie bofe mare
daz ir vrowe ware
vmbe krenkes motes
Se ne mochte fie dihaines gotes
Mit nichte ober winden
2000 Se ne conde da nit vinden
Ni wan zorn vnde dro
def wart her Iwan vnvro
**D**e vrowe vn de. [h].. I...
begonde. [a].[te]n vnder in zwain
2005 daz fie noch verfuchten daz
ob fie eren vrowen baz
bekerte zo gǒte
vnde zofemftereme mǒte
**D**o d..rowe — — — — —
2010 So [daz] [f]. . .. eine — — —
daz be gonde fe fere ruwen.
daz fie ir grozer truwe
wider fie fo fere ent[galt]
daz fie ir vlochte vnde fcalt
2015 Sehe[t] wa[z] han ich ge tan
Ih folde fie def ge ne.en [l]a[n]
daz fie mir vil ge dienet hat
In weiz wol daz fie mir den rat
Niwan durch rechte tru.. [tet]
2020 Swa ich volget ir bet
daz wart mir ne — — —
Se hat daran war gefeit
ih erkenne nv lange eren mǒt
daz fie ift ge truwe vnde gǒt
2025 vnde han fi vil vbile lozen
Min vnfin fi vor wazen
vnde min zornlicher fite
wan da ge winnet neiman mete
wan lafter vnde f. .... fcaden
2030 Ih folde fie her wider laeṭen
daz kome mir vil lichte baz
Ih bin ir ane fculde gehaz
Min here waf biderbe genůc
Aber iener der in flǒch
2035 der ift tvrer denne her
her hette in andirs her
Mit gewalt n[ie] geiaget
Sie hat dar an war gefaget
der in da iagite .........
2040 zo dem̃ han ih fculde ge noch
daz ih im vnwillich fi
ovch ftet vnfculde da bi
der ez rechte wil [vorftan]
...h...z — — — — ge ta.
2045 **M**in he... wol.. in han ir flagen
hette he. [im] vor tragen
vnde hette in ..zen ge nefen
So ware .[ch] [i]m zo liep gewefen
wanne fo warez fin tot
2050 daz her in floch daz tete ime not
**S**vf brachte e[z] ir gemǒte
zo fvn ....... gǒte
vnde machte [in] vnfculdich wider fi
Nv waf ge reite da ..
2055 de ge waltege [minne]
Ein [re]ch[te] f...[ri]nne
[vnder] ...... vnde vnder wiben
Se — — — — — — — ben.

2029 *vor* fcaden *scheint* fcande *(?) durch Unterpunktierung getilgt.*
2039 *Zeilenrest durch Loch im Pergament zerstört.*

Bl. 2v

[2059] [M]ach ih den brunnen nicht nir.
2060 ... moz ein vromer man vern
.... her ift vor lorn
Ih wil nv lazen minen zorn
ob fie ez ge vogen kan
Ih en gern ni wan den felbē mā
2065 de. mir den wirt erflagen hat
o. [iz] alfo [vm]be en ftat
.[l]fo rechte vnde alfo wol
daz ich min ime ge gunnen [fol]
ovch fal her mich mit truwen
2070 er gezzen minef ruwen
vnde fol mich defte baz han
wande her mir laide hat getan
Daz fie ir maget ie icht gefprach
daz wa. ir l[ei]t vnde vngemach
2075 wande fie ez fere clagete
def morgens do ez dagete
do kon fe ge gangen
vnde [w]... baz ent [v]angen
dan fie gela... [w].re
2080 Se.... nam ir de .....
Mit go..m ant fan..
do faz fie borlange
fo daz fie vragen began
Sie fprach durch got wer ift der man
2085 den dv geftren lobittift
Ih wane dv nit tobittift
wan iz dochte dibaineme zagē
daz her mir den hette erflagē
Hat her geburt vnde iugent'
(daz her mir ze heren gezimet)
2090 vn dar zo ander div tugent
daz her mir zo heren gezimet
vnde fwen ez de werlt vor nemit
daz fe if mir nit.....[wizen kan]
ob ich ge nomen han den man·
2095 der mir den wirt hat erflagen·
kanft du mir daz vor war gefagē
ob her mir min [lafter ift] vor leit
Mit finer vromich[a]it
vnde radef du ez mir danne
2100 ih nime in [zo] enim manne
Se fprach vrowe ez düket mih g[o]t
vnde gan iv wol daz er den mot
So fcone hat verkeret
Iuwe ere wirt ge meret
2105 Irn durfet fin [i]uch niemer fcamē
Sie fprach nu fage mir finē namē
vrowe her ift [ge]nant Iwain
zo hant gehu.... fie in ein
Sie fprach mir ift nv lange cunt
2110 Sin name vor vil maniger ftunt·
her if fun def koningef [c]rigen
Truwen ih (verften ez) verften
mich nv ein teil
vnde wirt her mir fo han ih heil·
2115 weiftu abir trut gefelle
ob her mich welle
er wolde daz ez [fo] [w]er ge fcehen
f... w.nn[e] mach ich in gefehen
Nit in d[if]en vier [ta]gen
2120 owi durch got waz .... fagē
dv macheft mir — — — —
Nim ez in den gedanc
daz ih en noch oder [mo].ge fehen
Se fprach ........... gefcehen
2125 Ih en trofte ivch ni.......
So fnel ift ..[h]... man
Noh [an] gevi....

2059 *der rechts oben hinausgestellte Wortrest ging durch ein Loch verloren.* V. 2089 a *als fehlerhaft nachträglich radiert.* 2112 *das eingeklammerte anscheinend radiert.*

## III. Geistliche Dichtungen des XV. Jahrhunderts.

Die Meininger Pg.-Hs. 91 neuer Zählung (früher Mscpt 43), über deren juristischen Inhalt in niederdeutscher Sprache mein Bericht das Nötige bringen wird (vgl. vorläufig Homeyer Nr 442), enthält Eintragungen eines westmitteldeutschen Schreibers[1]), die auf 1455 datiert sind und nicht viel jünger als der nd. Kodex selbst sein werden.

Zunächst stehn Bl. 74$^{rb}$ hinter dem Richtsteig Landrechts zur Spaltenfüllung die folgenden Sprüche:

Armüt dut we. Elende vil me.
Daran gedenck . vnd nit verzage.
Glock daȥ komet alle dage.

Zeren ich ſo verderben ich. Sparen ich so sterben ich.
Vil beſȥer iſt zeren vnd verderben[1]). Dan sparen vnd sterben.
Menlich ſchone der[2]) Eren. Armüt wirt gut rat.
Got mag güt wol meren. ſo ſchande alleȥyt vor augen ſtat.

1) *hs.* v'den. 2) *hs.* schone. Der.

Auf den leer gebliebenen Schlußblättern 105. 106 ist dann je ein längeres strophisches Gedicht eingetragen: mit Absetzung der Verse und Strophen, roter Überschrift und ebenso durchgeführter roter Schrift für die refrainartig wiederkehrenden Versschlüsse. Die gleiche Einrichtung dürfte darauf hinweisen, daß sie der Abschreiber in seiner Vorlage so vorfand, die Vorlage also für beide Gedichte die gleiche war. Für den möglichen Fall daß beide von demselben Verfasser herrühren, dürfte sie auf dessen Anordnung zurückgehn, ja vielleicht wird diese Möglichkeit eben dadurch verstärkt.

Bl. 105$^{r}$ dreispaltig, 105$^{v}$ zweispaltig, nur Spalte a beschrieben; Bl. 106$^{rv}$ zweispaltig, auf der Rückseite wieder nur eine Spalte beschrieben.

Von der Handschrift und den zwei Dichtungen des Anhangs hat zufrühst Kunde gegeben Meusel in seinem Histor.-litterar.-bibliogr. Magazin VII (1794), wo er die erste S. 166—173 vollständig abdruckt: bemerkenswert zuverlässig, denn der einzige gröbere Anstoß ist die versehentliche Umstellung der Strophen 28. 29.

---

1) Allenfalls auch zweier, wenn man die Sprüche mit ihren etwas zierlichern Kapitälchen lieber abtrennen will. Jedenfalls waren es dann Angehörige der gleichen (städtischen) Kanzlei.

Dies Gedicht, **Das ist daz Anderlant** überschrieben, das sonderbar genug aus Meusel, stark gekürzt, in des Knaben Wunderhorn und weiterhin in Erlachs Histor. Volkslieder übernommen wurde, ist inzwischen noch in fünf weiteren Hss. zu Tage getreten und mit Zugrundelegung einer Kölner Hs. (A), der die Meininger (B) nahe verwandt ist, von Joh. Franck, Zeitschr. f. d. Alt. 44 (1900), 123 ff. eingehend behandelt worden[1]. Freilich sind Francks Angaben über B (auch abgesehen von den Versehen Meusels) nicht ganz in Ordnung: nicht die Strophe A 4, sondern die Strophe A 13 fehlt in B (Franck S. 123 Z. 6 v. o.); dagegen bietet B alle vier von Franck in seiner Kölner Hs. vermißten Strophen, also auch 17ª (gegen Franck S. 125 Z. 3 v. o.). Das vollständige Gedicht zählte 40 Strophen, von denen in der Meininger Hs. 39 erhalten sind — an der Echtheit der nur in AB überlieferten Schlußstrophe (A 36, B 39) ist nicht zu zweifeln.

'Das andere Land', nur in mittelfränk., rheinfränk., niederländ. und niedersächsischer Sprachform überliefert, ist sicherlich ein Werkchen vom deutschen Niederrhein: 'nichts nötigt uns aus dem Gebiete der kölnischen Litteratursprache herauszugehn', meint Franck S. 126. Wäre die Heimatfrage noch streitig zwischen West und Ost, so würde ich auf die folgende interessante Tatsache Gewicht legen: bei der beständigen Suche nach Reimen auf *lant* verfällt der Dichter niemals auf das ostnd. *strant*, wohl aber verwendet er zweimal das westliche *kant:* AB 4 *an dussen kant* A, *off diesen kant* B; B 33 *von diesem kant* (A 30 *van dyssen bant*). Das Diesseits als 'diesen Kant' zu bezeichnen, entspricht der mittelniederländischen Umschreibung *der wereld kant*.

Den Schluß der Spalte 105ʳᵃ (der Rest des Blattes blieb frei) bilden die Schreibernotizen (in rot):

Explicit die Erhardi
Anno 1455[2] (Schnörkel)
Post ypopanti non datur lumen cenanti
¶ Glosa ¶
Man sal by tage essen.

Es ist der bekannte Spruch, den ich noch aus dem Munde meiner Großmutter kenne: 'Heute ist Lichtmeß: Nun können die Herren bei Tag ess'.

1) Vgl. dazu Borchlings Berichte I 270. IV 188.

2) Meusel las 1477, indem er den bekannten Fehler in Verkennung des Zahlzeichens begieng.

Bl. 106r folgt mit der Überschrift **O geselle nu Spare**[1]) **din gut** das zweite Gedicht, auf der Vorderseite zweispaltig geschrieben, auf die Rückseite entfallen nur noch Str. 11—13.

Dies Gedicht kenn ich bisher aus keinem Druck, obwohl mir der Refrain im Gedächtnis klingt: ihn bild ich mir ein schon anderwärts eindrucksvoll gelesen haben. Aber auch J. Bolte, C. Borchling, P. Alpers vermögen mir, aus ihrer doch gewiß reichern Umschau, zur Zeit keine Auskunft zu geben.

Die Überlieferung ist nicht gut: viermal (Str. 2. 3. 4. 10) sind Reimzeilen ausgelassen, und auch sonst finden sich allerlei Nachlässigkeiten, die ich nicht der Vorlage, sondern allein dem Abschreiber schuld geben möchte. Darunter leidet natürlich auch der Versuch einer Heimatsbestimmung: denn wo wir mit Leichtigkeit grobe Reimstörungen erkennen, wie 7, 4 *sint* st. *(ir) sît (: quît)*; 10, 1 *wesen* st. *sîn (: wîn)*; 11 *wol* st. *vil (: spil)*, da dürfen wir ohne weiteres auch mit weniger durchsichtigen Verderbnissen rechnen.

Daß der Verfasser ein 'Niederdeutscher' im weitern Sinne war, ergibt schon der Wortschatz: mit Verben wie *besûren* 7, 4, *kroden* 9, 6, *verquisten* 12, 3, wo sicher der unverfälschte Text vorliegt[2]). Dem entsprechen auch durchaus Reime wie *leit : geit (= gât)* 6, 1. 2; *were : sêre* 7, 1. 2; *hôren : bevoren* 3, 3. 4; *mede (= mite) : stede* 10, 3. 4 und andere Fälle der Vokaldehnung in offener Silbe. Andererseits beweisen Fälle wie *hât : stât* 11, 1. 2 und besonders *was : az* 9, 1. 2; *was : naz* 13, 3. 4, daß er kein reines Niederdeutsch schrieb; und ihnen steht nur ein recht unsicherer Fall von *-ȥ : -t* gegenüber: *mut : gut* 8, 7. 8? Das Part. *(ist) geschiet (: niet)* 12, 4 das keinesfalls dem Schreiber gehört, weist mit Sicherheit nur auf Mittelfranken. So glaub ich, daß wir auch hier im Bereich der kölnischen Litteratursprache bleiben können. Die Wahrscheinlichkeit daß beide Gedichte demselben Kreise angehören, ist groß, die Möglichkeit daß sie von demselben Verfasser herrühren, nicht ausgeschlossen.

---

1) Diese Großschreibung *Spare* geht bemerkwerter Weise durch die ganze Abschrift durch — ich habe sie als störend fortgelassen. Die Absicht war wohl, das eigentliche Stichwort des Refrains herauszuheben.

2) Allenfalls wäre für *kroden* auch an *krûden* zu denken, das im 'Andern Land' AB 7, 1 durch den Reim *(: lude)* gesichert ist.

O geselle nu Spare din gut etc.

1. Ach! myn gut ist uz, hon sin nit me,
Dat lydet myn hertze dick we
Sicher mitten in myns hertzen grünt.
Hie vormals enschadet mir nit eyn pünt,
Das ich künde unnützliche verzeren.
Das dut mich manch fründe enberen,
Das ich nit vorzyden was behüt.
Ach liebe geselle, nu spare din gut!

2. Was sal ich nü leyder an gan?
Vor zyden plach ich zu stan
By den besten wo sie gyngen,
Zu wyne, zu byere mich enphyngen.
Nu schüwen sie mich tag und nacht
. . . . . . . . . . . . . . . .
Des byn ich betrübet in mynem mut.
Myne geselle, nu spare din gut!

3. Was hilffet daz ich vil clage?
Alle myn frünt und alle myn mage
Die enwült mich sehen noch horen,
Umb daz ich daz myn hie bevoren
Susz lichtlichen hon durch bracht.
. . . . . . . . . . . . . . . .
Das doch nyemant so wyses endüt.
O liebe geselle, nu spare din gut!

4. Ach got, mocht ich den tag geleben
Daz mir myn fründe wulden geben
Eynich gut daz ich mochte han!
. . . . . . . . . . . . . . . .
Ich wulde iz yn mit flisze dancken.
Ach leyder sie machens mir zu lancke!
Want wenig han und so getan gut.
Dar umb geselle, nu spar din gut!

5. Dye wyle eyn mensche vil hebt,
yederman ym dar zu gibit;
Wan hat er nit, so achtet mans cleyn,
Und nyemant wil ym wesen gemeyn,
Menlich flüet yn az er der tüfel sy,
Nyemant stet ym leyder by.
Ach wye dick erwellet ym syn müt!
O liebe geselle, nu spar din gut!

6. Nu gedacht ich nye off daz leyt
Das mir nu zu handen geyt,
Und daz das gelt so nutze were.
Ach das ich das erste lere!
Ach daz ich iz nit han E bedacht!
Daz ich daz myn unnützlich han hyn bracht!
Des werffen mich nü die buben off dy glüt.
O myn geselle, nu spare dyn gut!

7. Ich was dick in der were
Und streyd mit mym gude sere
Also lange az iz mir dürde,
Daz myn alderen sere besurde.
Des machte ich mich gerynge quit.
Ach alle die da ryche sint,
Ich waren uch als ein truwer wechter düt:
O lieben gesellen, nu spare din gut!

8. Die mich plagen hie vor zu prysen,
Die selben mir nü na mit fyngeren wysen.
Ach manyg gut hon ich yn getan!
Nu lan sie mich vor dem dore stan
Unde spelen mir der tüwen truwen.
Sulde mich daz nit sere ruwen,
Daz ich das ummer haben müt?
O liebe geselle, nu spar din gut!

9. Eyns da ich eyn fyne geselle wasz
Und menlich mit mir dranck und asz,
Da ryffen mich die gesellen an.
Nu duncket sie, is sy komer dran,
Sy leyder uber mich geschriet.
Nu kroden sie sich myner nyet.
Also han ich armer nu gar nüt.
Ach liebe geselle, nu spar din gut!

**1**, 1 Ach *fällt aus dem Vers, ist sicher Zusatz.* 2 Dat *Fehler der Vorlage, l.* Des. 3 *verderbt.* **2**, 8 *l.* O myn *oder* Ach myn. **4**, 4 *l.* Ich seyde is in m. fl. danck (: lanck)? 7 *verderbt.* **5**, 1. 2 hebt: gibit *verderbt?* **7**, 2 *hs.* stryd. 4 *hs.* besurden. 6 *l.* die ir da ryche sit. **8**, 5 tüwen *verderbt* — sp. mit mir der untruwen? 7 müt = muoz — *oder stärker verderbt* = muot? **9**, 5 Sy leyder *verderbt, viell. auch* geschriet (*Part. Prät.* geschiet?) 7 nüt *l.* nôt?

10. Man mag wol eyn gut geselle wesen,
Is sy zu byere oder zu wyn,
Und besorgen auch die not da mede
Hie und dort zu mancher stede,
Ja mit massen und nit zu vil
— — — — — — — — — — —
Wen masse ist zu allen dyngen gut.
Dar umb geselle, nu spar din gut!

11. Der ist unwert der nit enhat,
Und der nit nach rade enstat,
Das mircken ich an mir selber wol:
Wan dobelen, duschen und manich spyl,
Das man zu der wernt mag fyseren,
Daz kunde ich meisterlich hanteren,
Dar zu wasz ich unmassen gut.
Myn geselle, nu spare din gut!

12. Ich han gedacht in mynem müt,
Erwürbe ich gelt oder güt,
Ich enwulde iz also verquisten nit,
Als mir leyder nü ist geschiet.
Daz ich des so wenig han geacht,
Das hat mich in dysz lyden bracht,
Das myn hertze in hytze glüet.
O liebe geselle, nu spare din gut!

13. Was hilffet daz ich vil sorgen?
Nyemant en wil mir doch borgen.
Alsus so müfz ich blyben az ich wafz:
Daz iz gelücke regent, ich wurde nit nafz.
Daz setze ich alles in eyn heyl:
Es sy gelück oder ungeluck, mir wirtz eyn [teyl,
Ich wil is doch haben fryen müt.
O liebister geselle, nu spare din gut!

Es sy gelucke oder ungefalle,
Es wirt yme der is haben salle.

**10,** 1 *l.* sin. **11,** 3 *l.* vyl. **13,** 6 *hs.* mr. 7 *hs.* iz — müd.

Auch der rot eingerahmte Zweizeiler stammt wohl aus der Vorlage, denn *ungefalle : salle* (für *ungeval : sal*) kann doch nur einem Kopisten passieren.

Der Schreiber aber hat zur Spaltenfüllung das nachfolgende in roter Schrift hinzugefügt:

Constans sit Consul, veneretur ab omnibus exul,
Judicium verum, verecundia sit mulierum,
In stabili meta teneatur recta moneta:
Gaudeat his quinis bona civitas absque ruinis.

Anno etc XLVII. Arnül.[1]) Stormt man Soyste.

1) = die Arnulfi d. i. 18 Juli, s. Grotefend, Zeitrechnung I 12; Chron. d. d. Städte XXI 157.

# Franco von Meschede und seine 'Aurea Fabrica'.

Von

**Edward Schröder.**

Vorgelegt in der Sitzung vom 15. Juli 1927.

Eine zufällige Begegnung mit dem frühern Direktor der Münchener Universitäts-Bibliothek Prof. Dr. G. Wolff, der in Augsburg als Vertreter des beurlaubten Direktors der Staats-, Kreis- und Stadtbibliothek meinen zeitlich begrenzten Aufenthalt recht lehrreich zu gestalten wußte, hat mir den Autor näher gebracht, dem dieser Exkurs gewidmet sein soll.

Herr Prof. Wolff wies mich darauf hin, daß die Münchener Universitätsbibliothek außer dem Kodex des Michael de Leone noch eine zweite, jüngere Handschrift der 'Goldenen Schmiede' des Konrad von Würzburg besitze, und legte mir nahe, von ihr für die noch ausstehenden Epilogomena zu meiner vor kurzem erschienenen Ausgabe Einsicht zu nehmen. Dabei fiel auch das Wort 'Aurea Fabrica' — aber ich nahm es als den lateinischen Titel von Konrads Werk, wie er mir bereits aus zwei andern Handschriften bekannt war; und so war ich denn nicht wenig erstaunt, als die von der Direktion der Bibliothek gütigst hergesandte Handschrift 672 mir ein höchst interessantes Pärchen brachte: die lateinische 'Aurea Fabrica' mit diesem Titel, und an sie unmittelbar angeschlossen, ohne Überschrift, die deutsche 'Goldene Schmiede'! Prof. Wolff hatte das sicherlich gewußt, aber kaum geahnt, welche Freude mir diese Nachbarschaft bereiten würde.

Zunächst freilich hielt ich die lateinische Dichtung als Ganzes für ungedruckt, begann mit einer vollständigen Abschrift und lief Gefahr, in die Reihe der Gelehrten einzutreten, die sich als Editoren und sonst mit dem Werkchen und seinem Autor beschäftigt haben, ohne von ihren Vorgängern ausreichende Kunde zu besitzen. Nachdem ich mich selbst besser orientiert habe, will ich diesen nicht uninteressanten Zickzackweg hier vorführen.

1842: Die Zs. f. d. Alt. 2, 169—176 brachte die ersten 33 Strophen und den Anfang der 34sten nach einer von Schmeller an

W. Grimm geschenkten Abschrift dieses Fragments aus der Münchener Papier-Hs. Aug. Dominic. 16[1]), 15. Jh., wo es die Überschrift trägt: '*Aurea fabrica de laudibus virginis gloriose*'. Der Herausgeber H. Leyser hielt es für ein Werk des 13. Jh.s, war geneigt es einem Franzosen zuzuweisen, lehnte jede Beziehung zu Konr. v. Würzburg ab und schrieb die eigene Geringschätzung auch dem alten Schreiber zu, der deshalb seine Kopie abgebrochen haben sollte!

[1863: In der westfälischen Zeitschrift f. vaterländ. Geschichte u. Altertumskunde Bd. 23, 295—310 (305) erscheint eine Abhandlung von J. Evelt, Über den Scholaster Franco von Meschede, welche die Mariendichtung für ungedruckt hält.]

1886: G. Milchsack, Hymni et Sequentiae I S. 143—161 gibt, ohne präzise Quellenangabe, aus dem Berliner Ms. lat. q. 2 (Val. Roses Verzeichnis [II 3, 1116] nr 916)[2]) den vollständigen Text der latein. Dichtung (1226 Verse) u. d. T. '*De beata Maria virgine*' heraus, ohne sich des Teilabdrucks von Leyser zu erinnern oder gar von dem Verfasser etwas zu ahnen.

1891: In der Germania Bd. 36, 196f. teilt A. Bartsch das von ihm aufgedeckte Akrostichon mit, soweit es eben der Torso Zs. f. d. Alt. 2 erkennen läßt; denn von Milchsacks vollständiger Publikation weiß er nichts. Mit ihrer Hilfe ergibt sich ohne weiteres die Ergänzung:

> *Franco scolaster Meschedensis servit/or alme virginis Marie humilis et devotus ista collegit et ea domino Johanni pape XXII misit*,

wobei man freilich mit der Hs. V. 817 *Xristianismi*, V. 825 *Xristicolis* lesen muß, um die beiden Zehnzahlen zu erhalten.

1898: Cl. Blume, Analecta hymnica XXIX veröffentlicht im Anhang 'Iohannis [s. u.] Franconis scholastici Meschedensis carmina duo', voran s. 185—204: 'Carmen magistrale. De beata Maria V.': auf Grund einer Tegernseer Hs. in München (clm. 19824) vom J. 1490 (A) und der Berliner[3]) Hs. Milchsacks (B). Auf das Akrostichon war er durch eine ausdrückliche Notiz von A hingewiesen; Leyser und Bartsch kannte er nicht, also auch nicht den Titel 'Aurea fabrica'.

1909: Guido M. Dreves, Ein Jahrtausend deutscher Hymnendichtung Bd. I 399ff. gibt einige Ausschnitte daraus mit einer

---

1) nicht 26, wie a. a. O. S. 175 gedruckt steht.

2) diese Feststellung (aus Milchsacks Papieren) verdank ich P. Zimmermann, den präzisen Nachweis H. Degering.

3) Blume mußte annehmen Wolfenbüttel-Helmstädter.

vorangestellten biographischen Notiz über 'Johannes Franco', dessen Namen man auch im Register unter Johannes suchen muß; der Artikel von Evelt (1863) ist Dreves wie Blume unbekannt geblieben.

Der 'Vorname' Johannes beruht auf einem Irrtum: der Dichter heißt Franco von Meschede, nicht 'Johannes Franco'. Die erste, mit *Illius assit gratia* beginnende Strophe steht als eine Huldigungs- und Bittstrophe außerhalb des Akrostichons, und sie war ganz gewiß in dem dem Papst übersandten Dedikationsexemplar in irgend einer Weise markiert, wohl mit größerer (vielleicht zweifarbiger) Initiale vorausgestellt. Es entspricht nicht der Weise des Mittelalters, einen 'Vornamen' in dieser Weise abzukürzen, und noch weniger ist es denkbar, daß solche Abbreviatur *I* für '*Iohannes*' im Akrostichon Verwendung gefunden hätte. Obendrein haben wir ja weitere Namensnennungen Francos (s. u.), denen das verdächtige I fehlt.

Franco von Meschede ist mit Namen und Werken in die Litteraturgeschichte eingeführt worden von Corn. Schulting, Bibliotheca ecclesiastica P. I (Col. 1599) 2 S. 202; auf ihn gehn zurück Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis (1747) S. 86 und Seibertz, Westfäl. Beiträge z. dtschen Geschichte I (1819) S. 164. Seit Schulting kennt man ihn als Verfasser dreier latein. Dichtungen: 1) Vita (!) S. Joannis Baptistae et Evangelistae, 2) Salutatio ad S. Crucem, 3) Dictamen subtile ad B. Mariam Virginem; und seit Schulting wird dafür auf Handschriften der Jesuiten in Düsseldorf und der Karthäuser in Köln verwiesen — obwohl beider Bibliotheken zur Zeit von Seibertz längst zerstreut waren. Nachforschungen in Düsseldorf (von Direktor Nörrenberg und Bibliothekar H. Reuter geführt) und Hinweise aus Köln (von Jos. Hansen geboten) haben nicht vermocht, eine dieser (übrigens auch den Jesuiten Blume und Dreves unzugänglich gebliebenen) Handschriften ans Licht zu bringen; das von Klem. Löffler, Kölnische Bibliotheksgeschichte im Umriß (Köln 1923) S. 67—73 zusammengestellte Verzeichnis von 279 der Karthäuser-Bücherei entstammenden Hss. enthält nichts einschlägiges.

1824 teilte L. Troß in seiner Westfalia 1, 50 f. aus einer Hs. d. 15. Jh.s in Privatbesitz den Eingang der 'Vita utriusque Johannis' mit der Widmung an einen Papst Johannes mit, den er geneigt war für Johann XXII zu halten — hätte er das Gedicht (jetzt Anal. hymn. XXIX 204—232) bis zu Ende gelesen, so würde er in Str. 338. 339 diese Annahme durch genauste Angabe des Datums: ao 1330 oct. Petri et Pauli bestätigt gefunden haben. Zweimal, Str. 3, 4 und 336, 4, nennt sich der Autor *scholaster Franco Meschedensis*.

Nachdem diese Hs. in den Besitz von Troß übergegangen und von ihm 1830 der Bibliothek d. Hist. Ver. f. Gesch. u. Alt. Westfalens in Paderborn geschenkt war (vgl. Pertz, Archiv 11, 737), stand die Lebenszeit Francos unbedingt fest. Der Artikel von Evelt (1863, s. o.), der sich übrigens nur in seinem ersten Teile (bis s. 305) mit unserem Autor beschäftigt, hat das Verdienst, auf eine jüngere bremische Geschichtsquelle hingewiesen zu haben (S. 297 f.), welche *magistrum Franconem ecclesiae suae Meschedensis scholasticum* als Kanzler des Erzbischofs Burchard II Grelle (1327—1344) kennt, ihn *virum litteratissimum* nennt und sowohl von seinem 'Streit über den Vorrang der beiden Johannes' wie von einer 'Sequentia de nativitate domini' weiß, unter der man allenfalls die Mariendichtung, vorsichtiger aber doch ein weiteres, viertes Gedicht verstehn wird. Nun haben wir aus Bremen um eben jene Zeit zwei Bischofsviten: für Johann Grand und Burchard Grelle, in der auffälligen Form der Vagantenstrophe [1]), und da war die Möglichkeit immerhin gegeben, daß der als Dichter lateinischer Rhythmen (damals vorerst nur durch die Johannesdichtung) gesicherte Franco auch der Verfasser sein könnte. Für Ottokar Lorentz war diese von ihm selbst bezweifelte Hypothese immerhin der Anlaß, den Franco von Meschede in seine 'Geschichtsquellen' aufzunehmen (3. Aufl. I 81. 157) — daß er die 'Vita utriusque Joannis' für ein historisches Werk angesehen habe, dieser Vorwurf von Dreves trifft nur allenfalls für die erste Auflage zu.

Dies Werkchen hat Franco nach der Schlußschrift am 6. Juli 1330 vollendet: es ist dem Papst Johann XXII gewidmet, demselben dem er nach dem Akrostichon auch die Mariendichtung übersandt hat *(misit)*. Wahrscheinlich fand doch die Übersendung beider Gedichte, und obendrein der einstweilen noch nicht aufgefundenen (aber vielleicht längst irgendwo gedruckten?) 'Salutatio ad S. Crucem', in éinem statt; in jedem Falle haben wir ein Recht, auch den Marienhymnus auf rund 1330 zu datieren. In beiden uns bekannten Dichtwerken nennt sich der Verfasser 'scholaster Meschedensis', in dem Johannesstreit fügt er beidemal hinzu 'dioecesis Coloniensis' — diese Beschränkung zugleich und Präzisierung der Angabe wäre höchst unwahrscheinlich (freilich nicht unmöglich!), wenn der Verfasser bereits den Posten eines 'cancellarius' bei dem Erzbischof von Bremen einnahm. Nun sagt aber der Verfasser der rhythmischen Lebensbeschreibung des Eb. Johann Grand (und

1) Gedruckt bei Lappenberg, Geschichtsquellen d. Erzstiftes u. d. Stadt Bremen (1840) S. 25—46, ohne Strophentrennung.

der ist selbstverständlich mit dem der völlig gleichartigen Vita des Eb. Burchard Grelle identisch), daß er wenigstens für einen Teil des Erzählten, d. h. doch wohl die spätere Lebenszeit des Erzbischofs, der am 30. Mai 1327 starb, Augenzeuge sei: *Quaedam etiam suis oculis videnti* (V. 7). Schrieb aber Franco seine geistlichen Gedichte 1330 noch in Meschede, so ist das ausgeschlossen. In Wortschatz und Phraseologie der gereimten Bischofsviten ist auch nichts enthalten was auf Franco hinweisen könnte; Reimwahl und Reimtechnik zeigen deutliche Verschiedenheiten. —

Das bis in die Karolingerzeit, ja vielleicht bis auf Karl. d. Gr. selbst zurückreichende Frauenkloster Meschede wurde 1319 durch den Kölner Erzbischof Heinrich (II) von Virneburg in ein Kanonikerstift umgewandelt: hier war Franco Scholaster und blieb es mindestens bis z. J. 1330, wo er seine Dichtungen schrieb und bei Gelegenheit irgend einer Mission seines Stiftes an den Papst Johann XXII nach Avignon mitgab. Nach Bremen ist er frühestens im Laufe dieses Jahres, also erst unter Eb. Burchard Grelle gekommen.

Die geistlichen Dichtwerke verdienen aus einem bestimmten Grunde unser besonderes Interesse, und es ist kaum zu erwarten, daß dies durch die Auffindung der 'Salutatio ad S. Crucem' wesentlich gesteigert werden könnte. Sie sind nämlich beide durch deutsche Gedichte veranlaßt die wir gut kennen, und waren in den Augen des selbstbewußten Verfassers bestimmt und geeignet, diese durch den Glanz und Prunk der lateinischen Rhythmen zu überbieten. Die deutschen Gedichte sind für Franco weniger die Quelle die er ausschreibt und umschreibt, als vielmehr die Folie von der sich seine Leistung abheben soll.

Daß es sich bei der 'Vita utriusque Johannis' in Wirklichkeit um eine 'Altercatio de utroque Johanne, Baptista et Evangelista' (wie sie jetzt in der Ausgabe von Blume überschrieben ist) handeln werde, hat schon Jacob Grimm in der Nachtragsnotiz zu einer älteren Arbeit: Kl. Schr. IV S. 325* vermutet, und R. Köhler, der von dem Gedichte selbst nicht mehr kannte als J. Grimm, durfte diese Annahme getrost übernehmen, als er Germania 24, 385—391 die literarische Geschichte dieses 'Streitfalls' bis auf Caesarius v. Heisterbach zurückverfolgte. Schon bei Caesarius sind es zwei Nonnen, die diesen Streit ausfechten; er scheut sich sogar nicht ihn zu lokalisieren: in Fraulautern gegenüber Saarlouis.

Auf Caesarius geht das strophische Streitgedicht des Hein-

zelin von Konstanz zurück (Pfeiffer S. 113—133), über das ich zuletzt Zeitschr. f. d. Alt. 53, 395 ff. gehandelt habe: es ist um 1320 in Konstanz entstanden, in deutlichster (metrischer und stilistischer) Nachahmung von Konrads von Würzburg 'Klage der Kunst', wenn auch dessen 8 zeilige Strophe ($ab^{\smile}$ $ab^{\smile}$ $ab^{\smile}$ $ab^{\smile}$) zu einer 6 zeiligen ($ab^{\smile}$ $ab^{\smile}$ $ab^{\smile}$) vereinfacht ist, und mit starken Anleihen aus der Phraseologie der 'Goldenen Schmiede'. Etwa 10 Jahre später lernte Franco von Meschede dies Gedicht kennen, und es reizte ihn den Stoff mit aufgeschwellter theologischer Gelehrsamkeit auf das vierfache des Umfangs zu verbreitern (339 statt 83 Strophen). Dabei ist zwar dem Streitgedicht mit Nachdruck der Charakter des Prozesses gegeben: *Stat causa duas inter partes, Quae litigandi norunt artes Devotione supplici* 8, 4 ff., aber es soll aller gehässige Zank fern gehalten werden: dem Gegenstand des Streites und dem Charakter der Streitenden entsprechend: *Cum simus ambae monikles* erfahren wir erst Str. 13, 1, und des weitern wird dann noch gelegentlich darauf Bezug genommen: *Partesque ambae sint claustrales* 117, 1 — aber in der Regel ist nur von 'pars prima' und 'pars altera' die Rede. Bemerkenswert für den Gesichtskreis des Verfassers ist es, daß er da wo die Völker und Stämme aufgezählt werden (Str. 246), speziell von *Westphalis et Saxonibus — — Turingis et Hassonibus* spricht; von Bayern und Schwaben ist nicht die Rede. — Wie Heinzelin wählt er eine sechszeilige Strophe, wenn auch mit einer ihm anderweit geläufigen abweichenden Reimstellung (aab ccb). —

Größeres Interesse noch beansprucht die Mariendichtung Francos. Von ihr kennt man bisher fünf Manuskripte, sämtlich Papierhss. des 14. u. 15. Jh.s. Ich stelle die zwei von Blume benutzten mit seinen Siglen voran, und reihe ihnen die übrigen mit provisorische Siglen meiner Wahl an:

A. München, Staatsbibliothek clm. 19824 (Teg. 894).

B. Berlin, St.-Bibliothek, Ms. lat. q. 2 (ed. Milchsack).

C. München, Univ.-Bibliothek cod. misc. 672 (s. u.).

D. München, Staatsbibliothek clm. 3686 (Aug. Dom. 16).

E. Brüssel, Bibl. royale 14669 [1]); s. Catal. des mss. de la bibliothèque royale de Bourgogne I 294.

A und B haben die einfache Überschrift 'De beata Maria virgine', der A das Elogium 'Carmen magistrale' voranstellt — in C D E ist das Gedicht '*Aurea fabrica*' überschreiben, mit oder ohne Zusatz *(de laudibus virginis gloriose)* (für C s. u.) Ich halte die

1) Worauf mich eine Notiz des Münchener Catalogus I 1 (2. Aufl.), 123 hinwies.

Überschrift vorläufig für authentisch und bringe sie selbstverständlich mit der 'Goldenen Schmiede' des Konrad von Würzburg in Zusammenhang.

*Diu guldîn smitte* hieß die große Mariendichtung Konrads sicherlich nicht in der Originalausgabe: dieser Titel wurde aus V. 2. 3 ungeschickt gefolgert — hätte der Dichter selbst einen solchen bestimmt, so würde er '*Daz guldîn gesmîde*' geschrieben haben; aber der sekundäre Titel war um 1300 schon ziemlich weit verbreitet, wie die Hss. bezeugen. Nun gibt es auch zwei jüngere, unter sich verwandte Papierhandschriften des Werkes: Donaueschingen Nr. 112[1]) (Bl. 150r) und Nürnberg[2]), Stadtbibl. Cent. VI 85 (Bl. 280r), welche am Schluß der deutschen Dichtung übereinstimmend notieren: *Explicit vulgaris Aurea Fabrica de laudibus Marie virginis dictata.* Zwei Deutungen sind hier möglich: der Schreiber (der Vorlage beider Hss.) hat selbständig den Titel 'Goldene Schmiede' übersetzt — dagegen scheint mir das *vulgaris* zu sprechen, was doch heißen soll: 'die Aurea fabrica auf deutsch': ich nehme also vielmehr an: der Schreiber wußte von der Existenz einer lateinischen 'Aurea fabrica' und hielt das deutsche Gedicht für deren Übertragung. Die Möglichkeit solcher Doppelkenntnis bezeugt ja die Hs. der Münchener Universitätsbibliothek, wo direkt auf die lateinische 'Aurea Fabrica' die 'Goldene Schmiede' — ohne Überschrift — folgt. In diesem höchst wahrscheinlichen Falle hätten wir also neben den Hss. C D E ein weiteres Zeugnis für den Titel von Francos Mariendichtung.

Daß diese im Wetteifer und zur Übertrumpfung Konrads geschrieben wurde, unterliegt von vornherein keinem Zweifel, sobald wir den überlieferten Titel 'Aurea fabrica' als vom Autor herrührend anerkennen. Denn natürlich hat der Einwand Leysers nichts zu sagen, der unter *fabrica* eine 'Werkstätte, Bauhütte' verstehn wollte — was es ja anderweit besagen mag. Hier legen die beiden Konrad-Hss. aus Donaueschingen und Nürnberg und legt das Nebeneinander in der neugefundenen Münchener Hs. deutliches Zeugnis ab, daß wir die beiden Titel nicht trennen dürfen. Und dann ist selbstverständlich der lateinische aus dem deutschen übertragen, und nicht umgekehrt!

Dieser Wetteifer mit deutscher Dichtung in lateinischen Rhythmen, wie er sich in beiden Werken Francos zeigt, ist gewiß eine eigenartige Erscheinung. Und es ist wohl nicht ganz Zufall, wenn sie uns gerade auf dem Boden Westfalens begegnet, das zur deut-

1) W. Grimm unbekannt geblieben.

2) W. Grimm durch Maßmann nachgewiesen, aber von ihm nicht benutzt.

schen Dichtung des Mittelalters selbst weniger beigetragen hat als irgend eine andere deutsche Landschaft, dem es aber anderseits keineswegs an geistigen Kräften und einer gewissen Pflege litterarischer Kultur gebrach. —

Die Papier-Hs. 672 der Münchener Universitätsbibliothek in Folio (28,5 × 20,5 cm) ist ein im 16. Jh. gebundener Sammelband mit mannigfaltigem, bis auf die 'Goldene Schmiede' Konrads durchweg lateinischem und bis auf sie und die 'Aurea Fabrica' prosaischem Inhalt, der mit Recht heute die Aufschrift 'Miscellanea' trägt; dieser Inhalt ist auf Bl. 1 (unvollständig) verzeichnet. Mit Ausnahme eines 'Provinciale Romanum', das ich noch dem vorausgehenden Jahrhundert zuweisen möchte, sind alle Teile im Laufe des 15. Jh.s geschrieben.

Die 'Aurea Fabrica' (AF.) und die 'Goldene Schmiede' (GS.) auf Bl. 216(—222)—236 bildeten von vornherein eine Einheit [1]: der Schreiber ist der gleiche und das Papier weist als Wasserzeichen dieselbe Form des Ochsenkopfes auf. Das unmittelbar vorhergehnde und das unmittelbar folgende Blatt (215 und 237) sind von anderm Material. Der Schreiber erweist sich als Bayer in der GS.: *ai* und *ei* werden geschieden, *ou* und *û* sind in *âu (aw)*, *öu* und *iu* und *eu (ew)* zusammengefallen.

AF. und GS. sind beide zweispaltig geschrieben, in GS. sind die Verse, in AF. nur die Strophen abgesetzt; in AF. findet sich reichliche Verwendung von Rot durch den gleichen Schreiber, in GS. ist ihm offenbar die Farbe ausgegangen.

Die Bezeichnung der in wechselnden Strophenformen gehaltenen Abschnitte durch 'Mutatio rhythmi' (A) resp. 'rhythmorum' (B) fehlt in C wie in D [2]), derartige Absätze sind auch nur vereinzelt und ungleichmäßig durch größere Initialen angedeutet. Die An. hymn. zählen nach diesen Abschnitten von AB und innerhalb ihrer nach Strophen, was jedenfalls den Vorzug vor Milchsacks fortlaufender Verszählung verdient.

Einer Kollation der Hs. C schick ich den Abdruck der ihr eigenen, aber nicht von dem Schreiber herrührenden Rubra voraus.

Zunächst Bl. 216$^{ra}$ der erweiterte Titel, der eine überschwängliche Wertschätzung des Werkes verrät: *Incipit Aurea fabrica de laudibus gloriosissime virginis Marie mirabiliter et quasi divinitus composita.*

---

1) Die Lagen der 21 (7 + 14) Blätter festzustellen verbietet der Einband.

2) Über E kann ich nichts aussagen.

Bl. 216$^{rb}$ nach II 5:

*O virgo dya dei genitrix digna Maria,*
*Tu cum prole pia grata tribue michi regna beata.*

Dann Bl. 222$^{rb}$ hinter XI 32 (von mir hergestellt):

*Hoc florum pratum divino rore rigatum,*
*Hic exaratum per singula carmina vatum* [1])
*Offero tam gratum mille rosulis coloratum*
*Per tuum natum* tibi virgo carmen amatum.*

* Der Schreiber schaltet, wiederholend und vorausgreifend, konfus ein: *Jhesum tibi virgo Maria offero tam gratum.*

Bl. 222$^{va}$ vor XII:

*Continuatio conclusiva per modum Epilogi.*

Bl. 222$^{vb}$ hinter XII:

*Hec dibi dictamina virgo sint grata Maria.*
*Hec est quam celi pictor deus intus et extra*
*Pinxit et angelica dote polivit eam.*
*Inclita pura pia Sanctissima virgo Maria,*
*Esto salutata semper cum prole beata.*
*Explicit Aurea fabrica de laudibus virginis Marie.*

Die Texte der 'Analecta hymnica' sollen und können keine kritische Ausgabe darstellen, und das neue Material, welches mir der Zufall in die Hände gespielt hat, reicht für eine solche selbstverständlich auch nicht aus. Immerhin halt ich es für meine Pflicht, durch eine Kollation der Münchener Hs. C den Lesern an die Hand zu geben: was entweder direkt zur Verbesserung beiträgt oder zur Aufklärung der Überlieferung dienen kann, für den Fall daß weitere Hss. auftauchen oder auch nur die Brüsseler Hs. in irgend einer Form zugänglich gemacht wird.

Ich lasse dabei fort die rein graphischen Varianten, die besonders bei den Eigennamen und gelehrten Wörtern überaus zahlreich sind, auch die Verschreibungen in einzelnen Buchstaben, soweit ihnen nicht die Möglichkeit einer Vorgeschichte oder Nachgeschichte innewohnt.

Wichtige Lesarten sowie die sichern Emendationen druck ich gesperrt.

I **1**, 6 datque (D) — **2**, 2 latores — **4**, 5 Thesaurus (D) — 7 vngentarii (v *korrigiert*) — **5**, 7 ledet (D) — **6**, 3 noverant (D?) — **9**, 2 hiis — 7 innuerant (D) — **10**, 7 auro (D) — **11**, 5 veste

1) Der Verfasser dieser übeln Verse, der nicht mit dem Schreiber identisch ist, hält also das Werk für eine Kompilation!

(D) — 6 et — **12**, 6 ad *fehlt*, preferam — **13**, 5 Pre — premula *korr. aus* pēnula — 8 prompta (BD), prompto *bei Blume wohl Druckfehler* — **14**, 7 ac — **15**, 6/7 *umgestellt* — **16**, 6 de] ex (BD) — 7 sed pilis (BD).

II **1**, 2 virtutes (BD) — 3 pudorem *bis* 6 Tam *fehlt* — 7 precipitatos (B) — **2**, 1 *bis* 3 prae- *fehlt* — **3**, 2 gubernat — 5 tam (D) — **4**, 3 minuta (BD) — **6**, 1 En quenam qualis hec et quanta (*vgl.* D) — 3 supina (D) — **7**, 1 viri (D) — 4 hec esque — 7 faciem — **9**, 2 nec depressa *fehlt, dafür v. and. Hand übergeschrieben* nec yma — **10**, 3 sunt sed (BD) — **12**, 2 eius (D).

III **1**, 2 eius (D) — **2**, 1 eius (D) — **4**, 4 rex — **7**, 6 sistas — *für* **8**, 6. 7 *ist* 5 *wiederholt und dann* in gratia *durchstrichen* — *V.* 8 celestiales ales — **11**, 2 natura tunc — 8 relinquatur — **12**, 6 votum.

IV **3**, 1 Realis (B) — 2 nos servans — 7 hac — **6**, 4 vomentum — 5 recte — 8 ledes — **7**, 1 numeratur — **8**, 3. 4 *fehlen* — **9**, 3 tam — **10**, 5 cordis lingua — 8 sponso — **11**, 3 sed — 8 deum scit — **12**, 4 repulit.

V **2**, 4 pro — 7 mentem — **6**, 3 et Iude (B) — 4 Amictam (B) — **9**, 8 cunctorum — **12**, 1 premonstratum.

VI **1**, 8 Amos (B) — **3**, 3 moritur *bis* 5 non *übersprungen* — **4**, 6 achates — **5**, 4 sanans — 7 restans — **6**, 2 et — 7 quo — **7**, 5 mori — **8**, 2 flos (B).

VII **1**, 4 geminalis — **2**, 3 in] a! (B) — **3**, 5—8 Letalis dum supplicii sententia sit lata finalis fac ne vicii res fiat iudicata (B).

VIII **3**, 3 terris (B) — **4**, 5—8 *in der Folge* 7. 8. 5. 6 (B)!

IX **1**, 7 pretonante (*vgl.* B!) — **2**, 8 qui — **3**, 5 Es per quam olus — 6 mors dum — 8 colloquintida (B) — **5**, 1 prede *fehlt* — **6**, 1 virtuosa — 6 odoris suavis (B) — 8 celica — **7**, 5 In matutino (B) — **8**, 6 ager Axe (B) — **10**, 2 ortis (B) — **12**, 5∼6 *umgestellt* divinitatis ∼ virginitatis (B) — **16**, 2 carnalis — 6 prestans (B) — **17**, 1 deo *fehlt, dafür zur Ergänzung übergeschrieben* extas — sagena — **18**, 4 vomitis — **19**, 8 qua (B) — **20**, 5 tu es fontis (B) — 7 sacra — **21**, 2 paris.

X, **2**, 3 noscis (B) — 8 Achyrontem (B) — *Strophen* **3**. 4 *umgestellt* = B — **4**, 3 manans (*l.* manas B) — 6 parrochiali — **6**, 6 adornat (B) — **7**. 1 Marach (B) — *auf* **8**, 2 *folgt* tu optima consilia das veniam querenti (B) — *V.* 6 auri et argenti — *VV.* **7**. 8 *fehlen* (B) — **9**, 3 Iacobita — 8 quo — *Reihenfolge der Strophen* 10—21: 16. 10. 20. 11. 21. 13. 17. 12. 18. 14. 19. 15 (B *stellt nur* 14. 15 *um*) — **10**, 4 conclusum (B) — **12**, 1 lignum vite d. — **13**, 6 tractum — **15**, 2 aromati — 3—8 tu virga regi aurea conveniens clementi, tu virga quoque lignea valens progredienti, tu virgo virga ferrea es inobedienti (B) — **16**, 3 clara dies — *V.* **17**, 3 tu prudens es ancillula — **18**, 2 ornans] fornix — 5 *anscheinend* feminini — **19**, 8 archicelibita — **20**, 8 fames — **21**, 7 bona.

XI **1**, 1 phaniticus (*l.* phanaticus B) — **2**, 3 phridaria — 4 achatzu — **3**, 5 dans et — *Reihenfolge von Str.* 10—16: **11**. 15.

10. 12. 13. 14. 16 — **13**, 8 mentis *durchstrichen, dafür* nentis (B) — 4 currenti (B) — **15**, 6 es]tu — **16**, 6 Assydeum — **17**, 5 in]tu (cum B) — **18**, 1 fortis] potens — **19**, 1 Tu cum (B) — 3 sis (B). — *Auf* **20** *folgen zwei Strophen:*

20[a] Cohortes apostolice
te fidei katholice
ewangelizatores,
Te martiresque laurei
et confessores aurei,
ecclesie doctores,

20[b] Te castis cum virginibus
et millium agminibus
sanctorum venerantur:
Tibique gentes singule
devoti cordis lingule
ad nutum famulantur.

**21**, 4 Tu — **22**, 2 prefecta — 4/5 abiens/abigens — **23**, 5 arismetrice — **24**, 4 Te circinat enoydes — **26**, 1/2 articus/antharticus — 5 yades — **27**, 3 multiphagusque — 5 tonitruum — 6 t[r]yphonicusque — **28**, 3 globoque sublunari — **30**, 4 Tybicen et psallicen — 6 modulando (B) — **31**, 3/6 cytharedi/tragedi (B) — **32**, 1/2 *fehlt das zweite* in.

XII 1, 1/2 dya/pia — *V.* 6 polita plaude — **2**, 20 pomum — **3**, 16 ad cenam — 20 que.

# Der Pelagiatypus der fabulosen Märtyrerlegende.

Von

**Konrad Zwierzina** in Graz.

Vorgelegt von E. Schröder in der Sitzung vom 28. Oktober 1927.

Die Martyrien der fabulosen Heiligenlegende lehnen sich im äußeren Schema des Verhandlungsprotokolles oft an das der sogen. *Acta sincera* an, sonst aber, in ihren Typen und zum Typus gehörigen Motiven, stehen sie im Zusammenhang mit den apokryphen Apostelgeschichten, zum mindesten die der orientalischen Heiligen. Wer sich näher mit ihnen beschäftigt, sieht bald, daß sich *Acta sincera* nie dadurch zu *Acta fabulosa* entwickeln, daß in späterer Zeit die fabulosen Motive dieser in den Kontext jener hineingearbeitet werden: im Gegenteil, eher werden die *Acta fabulosa* durch Milderung und Auslassungen später in den Motiven- und Formkreis der *Acta sincera* oder solcher, die es von Anfang an sein wollten, hinübergeführt. Auch Cyprian und Justina (gegenüber dem älteren Martyrium Cypriani) ist keine Ausnahme.

## I.

Ein rabbinisches Dictum (zitiert bei G. H. Box, ZsfntW. 6, 85) lautet: 'Das Buch der Chroniken ist verfaßt, nur um ausgedeutet zu werden'. Ich glaube, daß man das gleiche von einigen Gruppen fabuloser Märtyrerakten behaupten kann, sowie schon von einzelnen *περίοδοι* der apokryphen Apostelgeschichten, und daß gerade diese Märtyrerakten auf sehr alte Erzählungstypen zurückweisen, die in denselben populärchristlichen Kreisen entstanden sind, wie die ältesten Apostelgeschichten, in 'Winkelgemeinden', wie Harnack sie nennt (s. C. Schmidt, Die alten Petrusakten, S. 111), 'die der großen Kirche feindlich waren'. Diese Kreise haben sich gewisse gnostische und gnostisch-manichäische Gedankenkomplexe angeeignet, in den Legendentexten gnostische Formeln und Gebete niedergelegt, ursprünglich hellenistische, jüdische und persische Textstücke als christlich-gnostische Befreiungshymnen in die Legenden eingeschaltet und, wie ich nun meine, die gnostischen Gedanken und Spekulationen

auch in Motiven der Erzählung geborgen, die sie aus den verschiedensten Stoffvorräten, aus fremden und heterogenen Anschauungen entsprossenen Quellen geschöpft haben, Erzählungsmomenten, deren Ausdeutung Christliches und Christlich-gnostisches erweisen soll oder die diesem zum Symbol dienten, als mythische Bilder, als Hüllen der Mysterien.

Wir kommen mit den ältesten Martyrienformen, so wie mit den Apostellegenden bis ins 2.—4. Jahrhundert hinauf. Es ist die Zeit des religiösen Synkretismus. So steht da katholisches neben gnostischem, unvermittelt wie in manichäischen Hymnen Zarvân und die *παρθένος τοῦ φωτός* neben Gott Vater, Sohn und h. Geist (s. F. W. K. Müller, Turfan II 102f., Abh. d. preuß. Ak. 1904; Waldschmidt und Lentz, ebda. 1926, S. 34). Daher kann, wer die antignostischen Elemente der Apostelakten betont, die Gnostizität derselben leugnen, wie dies C. Schmidt und Harnack, z. T. wenigstens, tun; wer die gnostischen Elemente hervorhebt, aus dem Katholizismus der Akten sich die Meinung von deren katholischer Bearbeitung bilden, wie Lipsius u. a., oder er kann, wie Bousset (ZsfntW. 18, 33 ff.) in glatt manichäischen Gebetsphrasen der Thomasakten manichäische Einschübe sehen und damit zu den alten Ansichten Thilos nicht nur, sondern auch der Kirchenschriftsteller seit Philaster von Brescia zurückkehren. Dann, als die Kirchengefahr der Gnosis die Gegensätze zuspitzte, verdammte die katholische Literatur diese Akten als häretisch und die Häretiker zogen sie den kanonischen Actus ap. vor, wie C. Schmidt a. a. O. S. 75 f. 118 f. m. E. richtig ausführt. Aus den Akten, ich meine nicht nur aus den dort zu findenden Predigten und Liturgien, sondern auch aus ihrem Erzählungsstoff haben die gnostischen Kreise ihre Mythen erklärt, und ich meine weiter, nicht nur herausgelesen und nicht erst hineingedeutet: sie waren in den Motiven von Anfang an darin, die Motive waren nur verwendet zum Zweck der pneumatischen Deutung. Die Mutter solcher Deutung, die Gnosis, hat ja nicht nur die Herrenworte und Gleichnisse der Evangelien, die Episteln und die Propheten (s. Eclogae Propheticae) durch Interpretation zu ihren Gedanken umgebogen, sondern auch die gleichgerichtete Interpretation des Lebens Jesu versucht (s. etwa C. Barth, Die Interpretation des N. T. in der valentinian. Gnosis, 1911, S. 70 ff.). Diese Deutungen waren oft schwierig und daher gewaltsam, denn sie lagen nicht etwa so im Text des N. T., wie die Erfüllungen von Gesetz und Propheten in dieses hineingelegt worden waren. Leichter war die Deutung der Texte, deren Verfasser von gnostischen Anschauungen berührt waren, wie die der alten Apostel-

legenden und einige alte Typen fabuloser Märtyrerakten. Um der Interpretation willen hatten diese ihre Motive gewählt: der Geweihte kannte ihre Bedeutung. Daß die Manichäer tatsächlich für ihre Spekulationen in diesen Motiven die Belege suchten, bezeugen Philaster v. Brescia und Turibius v. Astorga (s. Schmidt a. a. O., S. 44. 58).

Es war das Verdienst von Lipsius, und nicht, wie C. Schmidt a. a. O., S. 116 f. will, sein Fehler, daß er in seinen Apokryphen Apostelgeschichten passim die gnostischen Erzählungsmomente: die Ehestörungen, Lichtkreuze, Christophanieen, Gestaltenwandel Jesu und seiner Apostel, leuchtendes Antlitz, die getauften, predigenden, sich bekreuzigenden, das Martyrium leidenden Tiere (Fohlen und Wildesel des Thomas, Pferd und Hund des Petrus, Bock und Panther des Philippus, Löwe des Paulus) ebenso stark für die gnostische Absicht der Akten sprechen ließ, wie die in ihnen enthaltenen Reden und Lehrmeinungen und deren Phraseologie. Die Enkrateia, der Horos-Stauros, die Polyprosopie Christi, die Doxa des Erleuchteten, die Erlösbarkeit der Tierseele hat hier Erfüllung gefunden. Dabei können ganz gut Bock und Panther des Philippus, die durch die *μόρφωσις κατὰ γνῶσιν* der *ἰδέα* nach Menschen werden (s. den hier, wie auch Bonnet betont, jedenfalls ursprünglichen Text des Vatic. 808, Acta Philippi, Bonnet praef. S. XIV) auf diese Erlösbarkeit der Tiere deuten und doch auch zugleich die Erfüllung des Propheten durch den Apostel, wie anderswo durch Christus, symbolisieren: Is. 11, 6 *πάρδαλις συναναπαύσεται ἐρίφῳ*.

Berechtigter ist C. Schmidts (a. a. O., S. 75) Vorwurf, daß Lipsius zu bereitwillig katholische Bearbeitung gnostischer Originale in den uns vorliegenden ältesten Texten anzunehmen geneigt war. Aber auch da fühle ich mich Lipsius näher als Schmidt. Gewiß, ein oder die andere streng katholische, ja antignostische Phrase oder Szene gibt uns für die aus synkretistischer, vornicänischer, dogmatisch duldsamer Zeit und von nicht theologisch eingestellten Verfassern stammenden, sonst gnostizierenden Versionen noch nicht das Recht von katholischer Bearbeitung zu sprechen. Aber doch glaube ich, daß uns kein Text in seiner reinen Volksbuchform, wenn ich mich des Ausdrucks Volksbuch hier in Anschluß an die Terminologie von Krummbachers h. Georg bedienen darf, erhalten ist. Die geschriebene Überlieferung mußte schließlich bald in die Literatur münden und diese war gegen zweideutiges und gewagtes und naiv aretalogisches empfindlicher als die Verfasser. Schmidt meint z. B., daß die griechischen Thomasakten uns ziemlich unverändert, im Original erhalten seien (a. a. O., S. 73). Aber von 16

handschriftlichen Zeugen des Textes von Bonnet unverstümmelt doch nur in dreien und der Perlenhymnus nur in einer. Und wenn Reitzensteins Deutung der Brautnachtszene als Nachbildung eines hermetischen Berichtes von der Vereinigung des Gottes mit dem Weibe richtig ist (Hellenist. Wundererzählungen [1], S. 136), wie ich glaube, so muß diese Partie unseres ältesten Textes schon durch Bearbeitung in Verwirrung gekommen sein. Ich meine, daß man dies auch für den Schluß des Martyriums nachweisen könnte: die Reliquien des Heiligen konnten nicht gestohlen werden, denn der von den πάθη gereinigte, gleichsam doketisch gewordene Leib des Apostels war nicht mehr im Grabe, als Thomas sich 283, 15 f., sowie Petrus in den Actus cum Simone 101, 6. den Kultus seiner Reliquien verbot, verschwunden wie der Jesu, wie (nach alter Überlieferung) der des Johannes, wie ursprünglich auch Georgs und Quiricus Leiber noetisch wurden. Ich erkläre mich aber auch überzeugt von Corssens Argumentation (ZsfntW. 4, 22 f., 6, 317 f.), die für die uns erhaltenen Texte der Akten des Paulus und der Thekla, welche mich in dieser Hinsicht hier ja besonders berühren, und des Martyrium Pauli eine Überarbeitung eines verlorenen Originals voraussetzt. Die von Gebhardt unter den TU. N.F. VII 2 edierten lateinischen Versionen mit *D* bezeichnete Rezension ist jedenfalls eine stark ändernde und kürzende Bearbeitung dieses Originals, aber eine von den uns erhaltenen griechischen und lateinischen Normaltexten selbständige Bearbeitung. Der Weg der Entwicklung des Theklamotivs kann nicht von der Jungfrau zur Gattin führen, sondern nur von dieser zu jener. Der Zwang, den Thamyris nach *D* auf Thekla ausübt (*uocauit ... et fecit*), an seinem Mahle teilzunehmen, der in der Bearbeitung noch dazu blindes Motiv bleibt, weil die Weigerung der Enkratitin fehlt, also gewiß von *D* nicht nach fremden Mustern eingeführt wurde, hat zu deutliche Parallelen im Typus verwandter Legenden, z. B. in der Mygdonia- und in der Tertiapraxis der Thomasakten (c. 90. 95 f. 137), um hier in den Akten des Paulus willkürliches Einschiebsel zu sein. Daß der koptische Fund die Version *D* dann nicht bestätigte, hat doch garnichts zu sagen: wen soll es denn wundern, daß der Kopte denselben griechischen Normaltext übersetzte wie die Lateiner von *A* bis *C*? Der Presbyter der Kirche Asiens, den Tertullian De baptismo c. 17 als Verfasser der Akten nennt, mag diesen Normaltext mit dem Einschub des dritten, antignostischen Korintherbriefs (und vielleicht mit Eliminierung des getauften Löwen) verbrochen haben, aber er kann auch der Verfasser des gnostizierenden, nach Lipsius, Corssen u. a. zu supponierenden Ori-

ginals gewesen sein. Denn ich sehe eigentlich nicht ein, warum ein, ob seiner literarischen Missetat vom Amt gejagter Presbyter des zweiten Jahrhunderts vor allem Gnostizismus und Synkretismus gefeit gewesen sein muß[1]).

Das führt mich zur Hervorhebung einer philologischen Erkenntnis, die wir erst dem großen Werk von Lipsius verdanken, die aber für die Textgeschichte aller alten fabulosen Martyrien Geltung hat. Sie ist nach Lipsius wieder für einige Zeit außer Beachtung gekommen, nun wohl durch Krummbachers, Ehrhards und Hengstenbergs Arbeiten von neuem fruchtbar geworden[2]). Gleich in der Einleitung seines vierbändigen Werkes gibt Lipsius das Stichwort, I S. 7: 'Der beliebte kritische Kanon: 'je abenteuerlicher desto jünger' hält dieser ganzen Literatur (der apokryphen Apostel-

1) Wenn, wie E. Schwartz (bei Reitzenstein, Hellen. Wundererz.[1], S. 35 Anm.) und Bousset (ZsfntW. 18, 39) für die Thomasakten annehmen, die einzelnen πράξεις einzeln entstanden sind und erst später vereinigt wurden, so beweist auch die Verbindung der Akten der Thekla mit den Paulusakten gegenüber der Sonderüberlieferung der Thekla in *D* nichts für die größere Zuverlässigkeit der koptischen Überlieferung. Dann kann auch die Theklapraxis ursprünglich gnostisch und überarbeitet sein und die Korintherbriefpraxis ursprünglich katholisch. Aber Parallelerzählungen, sogen. Doubletten, sind in diesen Texten m. E. als Kriterium für die Scheidung nicht verwendbar. Das gilt auch von Radermachers Versuch (WSB. 182, 55), Theklas Martyrium in Ikonium und in Antiochien als solche Doubletten zu fassen. Die Wiederholung scheint mir hier zum Stil zu gehören. Den beiden Teufelaustreibungen aus besessenen Weibern, dem Eselfüllen neben dem Wildesel, der Mygdonia neben der Tertia entspricht in der ursprünglichen Fassung der Paulusakten, wie ich glaube, der dreimalige Löwe, der, der in Ephesus nach dem Bericht des Nikephoros (s. Lipsius II 231) aus der Arena ins Gebirge entweicht; der, mit dem Paulus nach dem aethiopischen Brief der Pelagia (siehe ZsfntW. 5, 261, Schmidt, Die kopt. Paulusakten[2], S. XXI) im Gebirge mit Paulus zusammentrifft und hier vom Apostel getauft wird (nach Ablauf von 7 Tagen als etwa irgendwo gesetzliche Katechumenenzeit); und der, der im Amphitheater von Caesarea mit Paulus betet und predigt. Alle drei fehlen in den koptischen Fragmenten und griechische oder lateinische Texte dieser Teile der Paulusakten sind nicht erhalten. Daß sie nicht in unsern Codices stehen, hat Hieronymus (De viris illustr. 7) lange büßen müssen. — Wenn von den alten Paulusakten außer dem Theklateil, dem Martyrium und dem eingeschobenen dritten Korintherbrief in der gesamten lat. und griech. Überlieferung nichts erhalten ist, weniger als von den vier anderen 'leucianischen' (Johannes, Petrus, Thomas, Andreas) und von den arg fabulosen des Philippus, so zeigt das doch, dass gerade sie der späteren Kritik als besonders apokryph, unglaubhaft und häretisch galten und vernichtet worden waren.

2) K. Holls Widerspruch (N. Jahrb. 33, 547) ist ein Rückschritt. Auch er kommt eben von den Acta sincera zu den Apokryphen. Aber S. Theodors und S. Georgs Drachenkampf halte auch ich für einen Bestandteil einer 'Volksbuch'-Überlieferung, der erst später unter die Thaumata geriet.

geschichten) gegenüber nicht stand'. Und jede Seite seiner Untersuchungen bestätigt ihm und uns das Gegenteil dieses Kanons. Liegen uns fabulose Akten eines Heiligen vor, nicht nur der Apostel, in mehreren Textgestalten, so ist jene Form des Textes, die die drastischeste, die abenteuerlichste, die unmöglichste scheint, die älteste. Die späteren Schreiber und Redaktoren haben diese populär-christlichen, aretalogischen und mystischen Texte in strenger katholischer Zeit ihrer fabulositas, die immer verdächtig war, möglichst entkleidet, auch wenn sie den Typus, den Rahmen unverändert ließen, ja selbst zu eigenen Neuschöpfungen verwendeten. Gegen die alten Texte setzt die Kritik ein. Ketzerisches, oder scheinbar Ketzerisches, und hierarchisch Unmögliches (z. B. die Taufe durch Laien oder gar Frauen oder die Selbsttaufe) wird getilgt; vor allem aber wird alles gemildert: die Martern und Wunder werden abgeschwächt, ganz sonderbare Ausartungen dieser (etwa die Wiedererweckung des Stiefelleders zu Kalb und Ziege im Quiricus) einfach entfernt, Erscheinungen, Berichte über Himmel und Hölle, über Engel und Teufel durch wiedererweckte Tote oder den beschworenen Satanas oder den Dämon des Idols, vor allem die Resurrektionen des Heiligen zu neuer Marterung werden gestrichen oder sie werden nur angedeutet: nicht *mortuus est*, sondern *quasi mortuus remansit*; hyperbolische Szenen, die der Möglichkeit der Abschwächung spotten, aber ihren Platz im Begebenheitsverlauf nicht aufgeben können, werden durch zahmere Parallelszenen aus anderen, gangbaren Martyrien ersetzt, die großen, aber bis auf die Einheit präzisierten Ziffern für die Zahl Neubekehrter oder durch die Strafe Gottes Getöteter werden herabgesetzt oder wenigstens abgerundet, die Sekretäre oder Tachygraphen oder Mitgefangenen, die sich im Interesse des Scheins der Authentizität der unglaublichen Vorgänge als Verfasser nennen, verschwinden allmählich. Wenn man ganz Fabuloses schon übernimmt, übernehmen muß weil die Hörer die Legende kennen und es für den Heiligen wesenhaft empfinden, wird es nicht klipp und klar formuliert, sondern in eine Wässerwelle von Rhetorik, allgemeinen Redensarten, unbestimmten Andeutungen getaucht. Immer von neuem versucht man sich in dieser Richtung an dem Text der fabulosen Akten beliebter Heiliger und modelt sie wohl auch nach dem stilistischen Zeitgeschmack und dem Geschmack des Kreises, für den der neue Text bestimmt ist. Auf solchem Weg wird das fabulose Volksbuch zum Normaltext und zur Paraphrase. Der Entwicklung des griechischen Textes läuft die des lateinischen da durchaus parallel. Und das ist deutlich: nicht nur die gnostizistischen, oder sagen wir wunderlichen

Reden, Lehren und Gebete werden umgeformt oder fortgelassen, sondern auch die durch ihre Gnostizität oder Fabulositas anstößigen Erzählungsmomente. Es sind immer dieselben Szenen die in von einander unabhängigen Redaktionen Anstoß erregten und ihnen zum Opfer fielen. Oft arbeitet auch bloß die Schere oder das Radiermesser des Lesers. Aber immer bewußt. Unbewußte Schreiberwillkür, wie C. Schmidt will, ist es nicht. Nicht was als Ersatz hinzukommt, sondern was gestrichen oder umgangen wird, ist für die Bearbeitung charakteristisch und uns für die Erkenntnis dessen, woran im Original kirchliche Kritik Anstoß genommen hat.

Diese Erkenntnis von Lipsius also ist die Grundlage jeder richtigen Wertung der Überlieferung fabuloser Legenden. Sie ist, wie gesagt, auch nach ihm vielfach mißachtet worden, selbst in so hervorragend guten Büchern wie Günters Legendenstudien 1906 und Delehayes Légendes hagiographiques[1] 1905. Auch muß alles Studium über die Märtyrerlegende mit dem Studium über die apokryphen Apostelgeschichten in Verbindung bleiben. Günter konnte es passieren, daß er S. 55 und S. 118 seines Buches die Mombritiusfassung der Margaretenlegende, welche direkte und meist wörtliche Übersetzung des uns erhaltenen griechischen Marinamartyriums ist, als jüngeren, ins Groteske umgeschriebenen Text bezeichnet neben der angeblich älteren und echteren Fassung, die die AS. druckten, welche aber nichts ist als eine wortreiche, elegant tuende, aus Ado, Fulgentius, Eutropius aufgeputzte, im Kursus geschriebene Paraphrase des gleichen griechischen Marinatextes, und auch sie soll nach S. 79 Anm. noch ins Fabulose umgeschrieben sein. Das Groteske ist Günter also das Jüngere: er findet es natürlich dort, wo Jacobus a Voragine das *apocryphum et frivolum* gefunden hat, in der Drachen- und Teufelsszene im Kerker. Das ist die älteste, die Kernszene der Marina-Margareta-Überlieferung. Günters Kritik ist da noch ganz die Kritik der älteren Bollandistenzeit. Diese muß für die fabulose Überlieferung ein für allemal aufgegeben werden.

Natürlich steckt nicht in jedem fabulosen Motiv, auch nicht in jeder fabulosen Legende ein religiöses Symbol oder ein mythisches Bild. Die Symbolgeltung des Motivs wird erst deutlich sei es an der Art der Eingliederung desselben in die Komposition, sei es an der Auseinanderlegung des Motivs in seine Teilmotive, an der Beobachtung, welche Züge, die im Motiv liegen, betont werden, welche fallen gelassen werden, welche Züge hinzutreten. Das Motiv selbst ist aus der oder jener Wurzel entsprungen: Kultmystik, Hermetik, Aretalogie, Märchen, Volksglaube, Roman; Griechenland, Kleinasien, Ägypten, Iran, Indien; aus der Art der Verwendung

im Text, in den es eingestellt ist, beantwortet sich die Frage, was es in seiner neuen, christlichen Verwendung will. Es können auch Motive mit der Situation und durch sie gegeben sein und doch gerade durch ihre Betonung ihren Symbolwert erweisen: wenn Mygdonia in den Thomasakten nackt aus dem Hause ihres Gatten zur Amme und zum Apostel flieht, so ist ihre Nacktheit in der Situation begründet, sie flieht aus dem Bett von der Seite des Mannes. Aber mußte gesagt werden, daß sie nackt ist? Und mußte vor allem noch später zweimal hervorgehoben werden, daß sie nackt war (211, 4. 212, 4. 216, 2)? Sonst hat ihre Nacktheit für die Erzählung keine Bedeutung. Aber sie hat das Kleid der Welt abgelegt und das Haus der Welt verlassen, der *καινὸς ἄνθρωπος*, der sie nun ist, ist nackt und ist frei von Scham, sowie Thomas selbst nackt vor den Richter tritt (275, 2), und ebenso S. Georg. Auch dessen Nacktheit ist in der Situation begründet: er hat nicht nur sein Gut, mit dem er sich die Ehre der Welt hat kaufen wollen, sondern auch seine Kleider den Armen geschenkt. So ist er nackt, als er vor den Königen erscheint. Diese Männer der Finsternis aber erfassen nicht die Nacktheit seiner Lichtgestalt. Es heißt in Krummbachers Athener Text (dem dem Wesen nach ältesten) 3, 20: *ἔλεγε γὰρ [Γεώργιος] ἐν ἑαυτῷ· ἐκείνων τετύφλωκεν ὁ Σατανᾶς τοὺς ὀφθαλμοὺς τοῦ μὴ ὁρᾶν με γυμνόν. γυμνὸς γὰρ ἔστη εἰς τὸ μέσον.* Da ist die Symbolabsicht deutlich formuliert. Aber dieses Symbol ist Schreibern und Redaktoren unerwünscht. Diese Stelle wird in allen anderen Fassungen fortgelassen (auch in sonst so altertümlichen wie der koptischen) oder es heißt im Gallicanustext statt *τοῦ μὴ ὁρᾶν με γυμνόν* (das wäre *me nudum*): *excaecauit diabolus oculos eorum, ut non cognoscerent dominum* (vgl. Is. 6, 9. Joh. 12, 40; vor allem aber zum Athenertext näher: 2. Kor. 4, 40, das Unvermögen der Verstockten den neuen Georg *τὸ ἄστρον τὸ τίμιον τὸ μέσον οὐράνου καὶ γῆς λάμπον* in seiner Nacktheit zu sehen). Und es ist ebenso charakteristisch, daß schon unsere ältesten Thomastexte der nackten Mygdonia eine Bettdecke mitgeben (211, 5), obwohl diesem ihre volle Nacktheit an den späteren Stellen widerspricht. Die Hand eines keuschen Interpolators war da frühzeitig am Werk, dieselbe, die dem nackten Thomas ein *περίζωμα* vorband und die Befreiung der Königstochter von Andrapolis vom *ἔνδυμα τῆς αἰσχύνης*[1]) unsinnig in die vom *ἔσοπτρον τ. αἰ.* geändert hat (120, 3).

Ich habe an den Legenden, die ich 'Legenden der Märtyrer

1) Wie die kürzere Fassung noch richtig schreibt (121, 16), s. zum Obenstehenden S. 133 und Reitzenstein, Hell. Mysterienrel., S. 117.

von unzerstörbarem Leben' genannt habe, in der Innsbrucker Festschrift zum Philologentag in Graz 1911, S. 133f. (es stehen da Christophorus, Georg und Quiricus im Mittelpunkt) für einen Typus in seinem feststehenden Aufbau, seiner absichtsvollen Konstruktion und der wechselnden Einkleidung immer desselben Gedankens von der Unzerstörbarkeit von Licht und Leben und ihrer Erlösung aus der Hyle die Notwendigkeit der Annahme zu erweisen gesucht, daß eben dieser Typus zum Beweis, zur Verbildlichung seiner Grundvorstellung konzipiert wurde. Ich könnte das heute an der Hand des reichen Textmaterials, das uns Krummbachers nachgelassenes Werk über den h. Georg v. J. 1912 gespendet hat, noch einleuchtender machen und im Zusammenhang mit Reitzensteins Arbeiten über das iranische Erlösungsmysterium 1921 und über die Weltuntergangsvorstellungen in der Upsalaer Kirchenhistor. Zeitschr. 1924 u. a. hätte ich heute wohl den Mut die damals bloß angedeutete manichäisch-persische Grundlage der Konzeption bestimmter zu formulieren.

## II.

Solche Formulierung will ich nun in der Analyse eines anderen Legendentypus versuchen, dessen Einzelfassungen mich seit Jahren immer wieder beschäftigt haben, des Pelagiatypus, dem schon 1879 Useners Aufmerksamkeit zuteil wurde: Legenden der h. Pelagia, Bonn 1879 (ohne die Texte wieder abgedruckt in Useners Vorträgen und Aufsätzen, 1907, 191f.). Der 'Pelagiatypus' ist nicht so wie der 'Georgstypus' zusammengehalten durch das gleiche Schema des Aufbaus, sondern bloß durch das Hauptmotiv, das in allen Legenden dieses Typus im Mittelpunkt steht: den Geschlechtswechsel der Heiligen, nämlich den Zug, daß die Heilige nach ihrer Taufe oder Conversio Männerkleidung anlegt und, was wesentlich ist, unter Männern, als gleiche unter gleichen, erscheint. Der Geschlechtswechsel kann in der Kulthandlung ja nur durch den Gewandwechsel verbildlicht werden (gegen E. Maaß, Neue Jahrb. 27, 1911, 468). Aber gemeint ist ursprünglich der Geschlechtswechsel selbst, der des inneren Menschen: die Getaufte wird durch den Eintritt Christi in ihr Wesen (s. *δι' ἣν* — die *ἀναγέννησις — καὶ ὁ κύριος κατῆλθεν ... ἑαυτῷ δὲ — ἡμᾶς — εἰσποιησόμενος* Exc. ex Theod. 67, 4) als *καινὸς ἄνθρωπος* ein Mann, der *ἰδέα* nach *μεμορφωθεῖσα ἐκ θηλείας ἐν ὁμοιώματι ἄρρενος μορφῆς*, sowie nach der hier jedenfalls älteste Überlieferung bietenden Fassung des Vatic. 808 der Philippusakten (s. Bonnet, Acta Philippi s. XIV und oben S. 132) es von den bekehrten Bock und Panther heißt, die nun sprechen, predigen und

sich mit den Vorderpfoten bekreuzigen: *καὶ οἱ μεμορφωθέντες ἐκ τῶν ζῴων, ὅ τε λεόπαρδος καὶ ὁ ἔριφος τῶν αἰγῶν· καὶ ἦν μὲν αὐτῶν ἡ ἰδέα ἐν ὁμοιώματι ἀνθρωπίνης μορφῆς, ἐφαίνοντο δὲ ἐνώπιον τῶν τότε ἀνθρώπων, ὥσπερ ἐτύγχανον, ἐν τῷ εἴδει καὶ σχήματι τῶν ἀλόγων ζῴων.* Daher wundern sich die Ungeweihten über dieses ihr Reden und Handeln. Bei den Tieren fand sich das Bild, die veränderte Kleidung, nicht zum Gedanken hinzu. Der Choïker und der Teufel konnte sich auch täuschen über die völlige *μόρφωσις* des Weibes zum Mann, zu eigenem Schaden. Das wird noch deutlich werden. Aber als Bild für den Geschlechtswandel bot sich, ganz abgesehen von dem *ἔνδυμα* des Ägypterevangeliums und Pauli (Eph. 4, 24. Kol. 3, 10. Röm. 13, 12. 14 u. ö.), bot sich doch auch der Erzählung in erster Linie der Gewandwechsel, der als Erzählungsmotiv ja auch in der hellenistischen Literatur, nicht zuletzt dem Roman (Xenophons Ephesiaca z. B.) zur Herübernahme bereit lag. Durch dieses Grundmotiv nun wird der Pelagiatypus bestimmt. Sehr häufig, und zwar besonders in den älteren Formen, wird er auch zusammengehalten durch die Doppelnamen der Heiligen: Marina-Marinus, Pelagia-Pelagius, Margarita. Ich glaube, einer Andeutung Wesselofskys folgend (Abh. d. Akad. in Petersburg, Sektion f. russ. Spr. u. Lit. 1880, 21, 2: Der h. Georg im Liede, S. 77 f.), Marina war der älteste zum Typus gehörige Name, aber nicht lat. *Marina* = gr. *Πελαγία*, sondern *Μαρίνα* (*Μαράνα*, *Μαριάμ*) griechisch abgeleitet aus syr. *mār*. 'dominus' (*māranā* = *dominus noster*), neben dem hie und da auch wirklich *Κύρα* und *Domna* steht in verwandten Legenden (s. Domnina, die Mutter der antiochenischen Pelagia: Ambros. De uirg. III 7, 33. AS. Okt. II 393. 400 f. Baronius Ann. eccl. ad ann. 309, Marana et Kyra: Wesselofsky a. a. O., AS. Aug. I 225 f., Venera et Domna, griech. *Παρασκευὴ καὶ Κυριακή*, also Freitag und Sonntag: Wirth, Danaë S. 25, Domna-Anthusa: Franko ZsfntW. 1906, 7, 229). Der Name also sprechend, wie in den christlichen Viten so häufig seit Petrus Kephas Joh. 1, 43: die domina als dominus[1]). Dann wurde gr.-syr. *Μαρίνα* nach dem lat.

1) Zu syr. *mār* ist der Gegensatz *martha* '*κύρια*'. Luc. 10, 38 f. Joh. 11, 1 f. ist *Μαριάμ* die, die das bessere Teil erwählt hat neben ihrer Schwester *Μάρθα*; also (gnostisch) *Μαριάμ* die Pneumatikerin, Martha als Psychikerin die *θήλεια*. *Μαριάμ* gehört nun auch (merkwürdigerweise als leibliche Schwester des Apostels) zu den Weibern *αἵτινες ἐμιμήσαντο τὴν πίστιν τὴν ἀρρενικήν* Acta Phil. 16, 8. 36, 29. — Vgl. zu der oben gegebenen Hypothese: der Name Irene, den Penelope bei ihrer Taufe vom Engel empfängt, wird in den griech. und syr. Fassungen ihrer Legende auf gr. *εἰρήνη* und zugleich auf hebr. *ir* 'Stadt' bezogen: *κληθήσῃ Εἰρήνη καὶ ἔσει πόλις ἀκριβής* Wirth, Danaë 120, 135; *called . . . Irene, which, being interpreted is Peace. And thou shalt be a strong tower* — l. wohl *town* — *against*

in gr. *Πελαγία* übersetzt. Und als man Weib und Mann durch den Namen stärker unterschied, trat zunächst für den Mann *Μαργαρίτης* hinzu (wenn die griech. Pelagia v. Ant. den Namen für die Frau gebraucht, muß sie ihn umbilden zu *Μαργαριτώ*), *μαργαρίτης* zunächst im Sinne des zur *μόρφωσις* erlösten Lichtspermas nach ps. Hieron. De haeres. c. 5: *huius luminis particulam detentam quondam a tenebris velle deum liberare, quam dicunt margaritam* (s. Usener, Die Perle, Vortr. u. Aufs., S. 229 Anm., F. Haase, Bardesan. Gnosis S. 55, Reitzenstein, Andreasfestschr., S. 46). *Ὁ τίμιος μαργαρίτης* wird in griechischen Legenden der Heilige, immer der männliche, sehr oft genannt (in Anlehnung an Mth. 13, 45) z. B. Georg bei Krummbacher S. 32, 4. Dem Lateiner wird Margarita lediglich zum Frauenname, Margarita oder aus iotazisierendem Griechisch übernommen: Margareta. Die 'Perle', d. i. Christus nach der üblichen Interpretation von Mth. 13, 45 (s. Usener a. a. O., S. 220 f.), Christus, mit dem sie sich bekleidet hat: *ἀλλὰ ἐνδύσασθε τὸν κύριον* Röm. 14, 14, sie trägt sein Kleid, Männerkleid, ist ein Mann. In der Euphrosynenlegende wird die Perle durch den Smaragdus ersetzt, Smaragdus heißt Euphrosyne als Mann im Kloster (s. Anal. Boll. II 196—205, Migne Patr. gr. 114, 305 f., Usener, Pelagia, S. XIX).

Die Legenden mit dem Pelagiamotiv aber sind, vom Grundmotiv abgesehen, im Schema disparat, auch z. T. recht alte z. T. junge, nachmetaphrastische Erzeugnisse. Pelagia ist Jungfrau, flieht den Bräutigam und erleidet das Martyrium, u i r g o e t m a r t y r (Pelagia v. Tarsus, Marina-Margarita von Antiochia Pisidiae), Pelagia ist Gattin, verschmäht die Ehe, erleidet das Martyrium (Pelagia von Caesarea in den Paulusakten, Schmidt, Kopt. Paulusakten², S. XXI s.[1])). Bei diesen dreien ist der Geschlechtswandel nur durch die Beziehung ihres Namens oder ihrer Legende zu solchen, die ihn aufweisen (Pelagia v. Tarsus in ihrer ersten Hälfte im Wortlaut identisch mit Anthusa) und durch kritische Analyse der Stelle, wo er stehen sollte (Pelagia von Tarsus ed. Usener 21, 30 f.; 22, 2; 28 f.; 23, 20 f. im Zusammenhalt mit Anthusa Anal. Boll. 12, 24, 13), zu erschließen. Der Gewandwechsel fehlt auch ganz (Marina-Magarita), aber die Mannheit der Erleuchteten zeigt sich im Kampf mit dem Verfolger, sei es dem Freier (Thekla, s. unten), sei es dem Teufel (Acta Marinae ed. Usener 136ʳ, 3 f. 136ᵛ, 29. 137ᵛ, 22. 29). Die *θηλειότης* wird nun in der *ἀσθένεια* gesehen und in der Jungfrau zur *ἀνδρεία* gewandelt.

*all the tricks of the crafty one* Smith Lewis, Stud. Sinaitica X, S. 100. Auch hier dürfte die semitische Interpretation die eigentlich richtige sein.

1) Zitate sind beigesetzt, wo der Text in der Liste Useners a. a. O. fehlt.

Darüber noch später. Ferner: Pelagia ist Jungfrau, flieht vor dem Bräutigam, geht als Mönch in die Eremos, oder in späteren Formen ins Kloster, monachus-femina (Marina oder Maria-Marinus, Margarita-Pelagius, Euphrosyne-Smaragdus, Anthusa, Eugenia-Eugenius, Appollinaris-Dorotheus, Susanna-Johannes AS. Sept. VI 151 f.). Pelagia ist öffentliche Sünderin oder Ehebrecherin und geht als Mönch in die Eremos oder ins Kloster, monachus-meretrix (Pelagia-Margarito-Pelagius von Antiochia Syriae, Theodora-Theodorus). Auch hier ist bei zugehörigen Legenden das Motiv vom Geschlechtswechsel in der S. 140 charakterisierten Art hie und da verwischt (Porphyria, Thais), bei Theodora spielen die Anagnorismen des griechischen Romans (resp. der Klementinen) ihre Rolle. Vernachlässigt hat Usener eine Art Pelagia miles-femina. Die Jungfrau wird vom Verfolger ins Lupanar gebracht, ihre bedrohte ἁγνεία wird in höchster Not von einem Soldaten gerettet, der mit ihr die Kleider tauscht, sie erleidet das Martyrium oder geht ins Kloster (die uirgo Antiochena des Ambrosius De uirgin. III 2, 4, welche in vielen Passionalen, z. B. Cod. Vindob. 323, saec. XI, f. 146ʳ, Pelagia heißt und am Pelagiatage, dem 8. Oktober, gefeiert wird; Theodora-Didymus AS. Apr. III 573, die korinthische Jungfrau in des Palladius hist. Lausiaca 65, 1 ed. Lucot S. 376, Migne, Patr. gr. 34, 1251: διήγησις Ἱππολίτου τοῦ γνωρίμου τῶν ἀποστόλων; Antonina-Alexander AS. Mai I 381, verwischt in Maria meretrix und Abraham)[1]. Diese Legenden gehören sicher hieher. Aber vielleicht auch die Pelagia-Domnina, martyr uoluntaria des Chrysostomus (Montfauc. II 585 f. 591 f.), die schon Usener heranzieht: das Weib (oder mehrere Weiber) retten ihre ἁγνεία in höchster Not durch den Sprung ins Wasser (die Taufe), sowie die nackte Thekla durch den Sprung in den Phokenteich, wo sie die Taufe findet, und in Seleukia durch das Eingehen in den Felsen, s. auch Euseb. hist. eccl. VIII 12, 3—4. Ich weise schon hier darauf hin, daß nach den Acta Philippi 69, 17. 78, 6. 90, 7 die männliche Mariamne ihre τελείωσις im Jordan finden sollte. Die betreffende πρᾶξις ist nicht erhalten.

Aber bei aller Verschiedenheit: die Eingliederung und Durchführung des Hauptmotivs zeigt gewisse feststehende, wiederkehrende, für den Symbolwert wichtige Züge. Nicht alle diese Züge stehen in jeder Legende; aber, wenn hier oder dort einer und der andere

1) Der h. Gemma und der Paula barbata wächst ein Bart in solcher Situation. Das scheinen aber späte Überlieferungen, die abseits von unserm Wege liegen, in der Art der h. Kümmernus, s. F. Schnürer, Freiburger Geschichtsblätter X, 1903, S. 110 f.

fehlt, so ist es z. T., weil er durch neue Einkleidung des Motivs unmöglich geworden war. Wo die Jungfrau schon christlicher Eltern Kind ist z. B. tritt an die Stelle der Taufe die Conversio zur Askese usw. Die wichtigen Züge sind: Die Heilige hört durch ihre Diener (oder durch einen) von der Predigt des Apostels oder *γνώριμος τῶν ἀποστόλων* oder Bekehrers, sie sehnt sich nach der Erleuchtung durch ihn, sowie die valentinianische, in die *κτίσις* herabgesunkene Sophia sich nach der Vereinigung mit dem Soter in ihrer himmlischen Heimat sehnt (s. schon Wirth, Danaë 55). Sie eilt zu ihm, den sie noch nicht kennt (*προςδραμεῖν αὐτῷ* ist da der Terminus sowohl in der gnostischen Spekulation wie in der Legende: Iren. adv. haer. I 4, 2, Exc. ex Theod. 44, 1 usw. und etwa Acta Thomae bei Bonnet 214, 10 u. ö. auch anderwärts), meist ist sie in Begleitung von Dienern, ihren Boten (*ἄγγελοι*). Zunächst aber hört sie nur seine Stimme, etwa *per fenestram* (wie Thekla, Justina, Christina und viele andere), sie sehnt sich nach seinem Anblick, s. Naassenerevang.: *φωνὴν μὲν αὐτοῦ ἠκούσαμεν, εἶδος δὲ αὐτοῦ οὐχ ἑωράκαμεν* Hippolyt. Philosophum. V 8, und zu ihm dringend erhält sie durch seine Lehre die *γνῶσις* und dann die Taufe. Sie zieht ihr Prachtgewand aus (in der Taufsituation gelegen, aber bedeutungsvoll hervorgehoben, s. oben S. 136 f.) und getauft schneidet sie sich das Haar kurz, legt Männerkleidung an (oft abgeschwächt: ein 'anderes Kleid', aber nicht das weiße Taufgewand, sondern etwa Bettelkleidung, zerrissene Gewänder). Sie erweist sich den choïschen Feinden gegenüber als stark, frei von der weiblichen *ἀσθένεια*, die der nichts Pneumatisches begreifende Feind in ihr voraussetzt. Im neuen Gewand tritt sie vor die Mutter, die Amme, den Gatten, den Bräutigam; und diese sind starr vor Staunen und empört über den Anblick. Sie verschwindet, wird gesucht und nicht gefunden: hält sich in Gesellschaft von Jünglingen auf[1]). Dann begiebt sie sich etwa wieder zum Apostel zurück, wandert mit ihm und den seinen als Mann unter Männern, oder lebt mit ihrem Bekehrer in der Eremos oder als Mann unter Männern im Kloster usf.: *τὸ ἄρρεν μετὰ τῆς θηλείας οὔτε ἄρρεν οὔτε θῆλυ* (II Clemensbr. 12, 2—4, s. Resch, Agrapha 196; Aeg. Evang. Clemens Strom. III 13, 92; Paulus Eph. 2, 14, *eunuchus Christi* Mth. 19, 12).

1) S. unten zur Thekla. Eugenia mit Prothus und Hyacinthus. Daß die überall vergeblich gesuchte Pelagia von Tarsus (Usener 24. 2) *σὺν τοῖς παιδαρίοις αὐτῆς τοῖς πιστεύσασιν ἐκαθέζετο εἰς τὸ πέραν τοῦ ποταμοῦ* (jenseits der Stadt, der Welt) beweist mir allein schon, daß das eigentliche Pelagiamotiv ursprünglich auch dieser Fassung nicht fehlte. Es stand da jedenfalls nach der Rede Pelagias 22, 29 f. (s. Anthusa, Anal. Boll. 12, c. 7, 14).

Diese Auseinanderlegung des Motivs wird in ihrer Absichtlichkeit und Bedeutung für seinen Symbolwert im folgenden deutlich, ohne daß darauf ausdrücklich zurückzukommen nötig ist.

Usener führt (Pelagialegenden, S. XX s.) Legendenmotiv und Kult unserer Pelagia auf kleinasiatisch-hellenistischen Mythos und Kult von Aphrodite-Aphroditos (Kypris pontia, Venus marina, Venus anthusa) zurück (s. auch Usener, h. Tychon, S. 21 f.). Etwas modifiziert und in erfreulicher Weise auf das christliche, neben dem heidnischen Element der Legendenüberlieferung hindeutend, gibt er seine Ansicht über die Entstehung des Motivs und insbesondere die Erklärung des Namens Margarita neben Pelagia-Marina in seinem Aufsatz 'Die Perle' v. J. 1892 (s. Vortr. und Aufs., S. 225 f.). Useners Auffassung hat Zustimmung, aber auch Widerspruch gefunden, Widerspruch nicht nur in Delehayes Legendenbuch, sondern z. B. auch bei E. Maaß, Aphrodite und die h. Pelagia, Neue Jahrb. 27, 1911, 457 f. Ein Mangel in Useners genannten geistvollen Ausführungen ist es, daß sie neben den 'Pelagien' der Heiligenlegenden nicht auch die parallelen Berichte über 'Pelagien' der apokryphen Apostelgeschichten gestellt haben. Hierin hat zuerst Radermacher in seiner akademischen Abhandlung 'Hippolytos und Thekla', WSB. 182, 1916 den Weg gewiesen, indem er zu Pelagia und Anthusa von Tarsus auch die Thekla hinzufügte. Ferner hat Radermacher gezeigt, wie immer wieder in hellenistischer und christlicher Überlieferung das Bild der Androgynie oder überhaupt des Gestaltwandels verknüpft ist mit der *ἁγνεία*, mit der Sprödigkeit der Jungfrau oder des Jünglings (Rhesus, Leukippos, Daphnis, Daphne, s. bes. S. 35—39), die ihre Liebe dem Gott oder der Göttin allein bewahren. Dieser Zug bringt schon an und für sich das Motiv der Möglichkeit näher in christlichen Legenden verwendet zu werden. Aber auch Radermacher geht nur darauf aus, das Thekla-Pelagiamotiv in den Komplex mythischer Erzählungen der Antike und des Folklore einzustellen. Worauf es mir ankommt, ist etwas anderes. Es ist, wie mir scheint, durch Usener und Radermacher festgestellt, daß der Geschlechtswandel als mythisches Bild alt, älter als das Christentum und weit verbreitet ist. Daß also das Pelagiamotiv aus vorchristlichem Motivvorrat geholt ist. Warum aber wurde aus diesem Vorrat dieses Motiv, und zwar zuerst von den Verfassern gnostizierender Apostelgeschichten herangeholt? Was hat es in seiner christlichen Umgebung für einen Sinn? Ein Bild ist es doch, hier wie dort, ein Bild, das gedeutet werden will. Welche christliche, welche christlich-gnostische Deutung hat ihm die Einbeziehung in den Motivenapparat der Legenden

verschafft und darin seine weite Verbreitung und feste Gestaltung?

Um dieser Frage Antwort zu finden, werden wir (ohne das, was über die Einzelzüge, in die das Motiv in den verschiedenen Pelagien zerlegt wurde, vergessen zu haben) zunächst an die älteste Überlieferung, die in den Apostelgeschichten, herantreten müssen: Nachdem die Königstochter von Andrapolis in der Brautnacht von Christus in der Gestalt des Apostel Thomas zur ἁγνεία und Gottesbrautschaft bekehrt, und erleuchtet worden ist, finden sie ihre Eltern neben dem Gatten ohne Hüllen sitzen. Sie sind starr vor Entsetzen und beschimpfen sie. Sie aber meint (in den uns erhaltenen Fassungen sprechen beide, sie und ihr ebenfalls bekehrter Bräutigam) nach der gekürzten, aber hier und oft auf bessere Quelle zurückweisenden Version, Acta Thomae 121, 16: *τὸ ἔνδυμα τῆς αἰσχύνης ἀφ' ἡμῶν ἀφῄρηται.* Sie zitiert damit (wir werden gleich einsehen, daß das wichtig ist) das Ägypterevangelium, mit diesem rechtfertigt sie die ihr besonders von der Mutter vorgeworfene Schamlosigkeit: *καὶ οὐκ αἰδῇ* (119, 9). Ich verweise auch auf die schon S. 133 zitierte Interpretation der Stelle in Reitzensteins Hellenist. Wundererzählungen, ferner Reitzenstein, Amor und Psyche, S. 17 f., 25. — Als Mygdonia von Thomas Predigten hört, eilt sie von Dienern und Soldaten begleitet, mit Prachtgewändern geschmückt (was ausdrücklich und besonders hervorgehoben wird: 203, 10 u. ö.), also im *ἔνδυμα τοῦ κόσμου τούτου*, zu ihm, nur mit Mühe dringt sie zum Apostel vor, wird bekehrt, weigert ihrem Manne Tisch und Bett, flieht nachts nackt von seiner Seite zur Amme, dann läuft sie zu Thomas, kleidet sich hierauf in zerrissene Gewänder und schneidet sich das Haar ab. Charisius, ihr Gatte, kommt, staunt, fragt und beschimpft sie (225, 2. 16). — Und nun Thekla! Sie hört in Ikonium die Stimme des predigenden Paulus außen am Fenster[1]. Stumm und ohne Nahrung lauscht sie, und sie sehnt sich (241, 2) nach seinem Anblick, um das Wort der Erlösung zu vernehmen, denn noch hat sie die Gestalt Pauli nicht gesehen, sondern nur seine Rede gehört (241, 5: *οὐδέπω γὰρ τὸν χαρακτῆρα Παύλου ἑωράκει, ἀλλὰ τοῦ λόγου ἤκουεν μόνον*, vgl. Naass. Ev.: *φωνὴν μὲν αὐτοῦ ἠκούσαμεν, εἶδος δὲ αὐτοῦ οὐχ ἑωράκαμεν*). Sie weigert sich dem Thamyris, ihrem Freier (nach

1) Dieses Fenster, von dem aus die Neophyten die Bekehrer und Apostel sehen oder hören, ehe sie zugelassen werden, wird typisch. Es erscheint in den Paulusakten noch einmal (Patroclus), in den Akten der Xanthippe (James Rhodes c. 7), der Charitine (Acta Phil. Lipsius Apokr. Apg. II 2, S. 37), der Justina (Zahn 140, 2), Christina (Mombritius ed. Solesm. I 360, 6), Irene und vieler anderer.

älterer Überlieferung wohl: ihrem Mann, s. oben S. 133). Paulus wird eingekerkert. Thekla besticht (genau so wie auch Mygdonia und Tertia in den Thomasakten) den Türhüter ihres Hauses und die Wächter des Kerkers und setzt sich zu den Füßen des Paulus. Sie wird ergriffen, gemartert; durch ein Wunder befreit, eilt sie zu Paulus, den sie an der Straße von Ikonium nach Daphne findet. Sie sagt: ich werde mein Haar abschneiden (253, 3) und Dir folgen. Paulus hält dies für die Bitte um die Taufe, denn diese weigert er ihr in seiner Antwort (Versuchungen stünden ihr noch bevor) und er vertröstet sie auf die Zukunft, als sie deutlicher die σφραγίς erfleht: μακροθύμησον καὶ λήψῃ τὸ ὕδωρ (253, 8). Thekla begleitet Paulus nach Antiochien. Der Syriarch Alexander überfällt sie, um ihr Gewalt anzutun. Sie aber zerreißt seine Gewänder, zerrt ihm den Kranz vom Kopf καὶ ἔστησεν αὐτὸν θρίαμβον (254, 7), 'und ließ ihn starr vor Staunen stehen' übersetzt der Kopte (vgl. Schmidt 21, 9 S. 44), der Lateiner B ähnlich *statuitque eum hebetem* (Gebhardt 72, 8) und das meinte wohl auch der griechische Text (θάμβος oder ἔκθαμβον statt θρίαμβον?)[1]). Ich füge hinzu: weil das schwache Mädchen sich stark erwiesen wie ein Mann. Abermals gemartert. In höchster Not springt sie in den Graben, wo die Phoken, die für die Theriomachie bestimmt sind, im Wasser ihrer warten: 'Nun ist es Zeit, mich zu taufen (λούσασθαί με). Im Namen Jesu Christi taufe ich mich in letzter Stunde (ἐν ὑστέρᾳ ἡμέρᾳ)': 260, 7. 261, 1. Eine Feuerwolke umgibt sie (die Taufe ἐν πνεύματι ἁγίῳ καὶ πυρί neben der Johanneischen ἐν ὕδατι εἰς μετάνοιαν, Mth. 3, 11, war besonders von Gnostikern bevorzugt, oft mittels künstlichen Feuers über dem Wasser illustriert, s. Usener, Religionsgesch. Unters. I 168—173). Niemand kann ihre Nacktheit schauen. Endlich befreit, sucht sie voll Sehnsucht Paulus auf und findet ihn in Myra und tritt ihm, von Jünglingen umgeben[2]), entgegen im Männerkleid. Und als Paulus sie so und in dieser Umgebung (αὐτὴν καὶ τὸν ὄχλον τὸν μετ' αὐτῆς)[3]) sieht und staunt und für sie fürchtet, da erklärt sie ihm ihre Erscheinung einfach durch die Worte ἔλαβον τὸ λουτρόν. Sie ist getauft und daher ihr Aufzug. Hier wird der Zusammenhang zwischen Taufe und Geschlechtswechsel so deutlich wie sonst

1) Lat. A (Gebhardt 72, 2) läßt den Satz aus, Lat. C *et statuit sibi in triumphum* (73, 15). Die Konjektur oben von R. Heberdey.

2) Der griech. Text gibt νεανίσκους καὶ παιδίσκας, aber καὶ παιδίσκας scheint mir Einschub (es fehlt wohl auch in der Hs. F) mit Hinsicht darauf, daß es 266, 6 nicht wiederkehrt.

3) In der lat. Fassung B (Gebhardt 114, 11) wohl, zum mindesten dem Sinne nach, ursprünglicher *et iuuenes intuens qui cum ipsa erant.*

nirgends. Thekla setzt mit Anlehnung an die Worte Pauli Gal. 2, 8, mit denen er Petrus gegenüber sein Apostolat rechtfertigt, hinzu: ὁ γὰρ σοὶ συνεργήσας εἰς τὸ εὐαγγέλιον κἀμοὶ συνήργησεν εἰς τὸ λούσασθαι, die Rechtfertigung dafür, daß sie sich selbst getauft hat [1]). In Ikonium trifft sie dann ihre Mutter unversöhnt, Thamyris ist tot; es wird nicht gesagt, daß er sich selbst getötet hat, wie der Gatte der Pelagia von Caesarea (s. unten), aber gemeint ist es wohl und war in einer älteren Fassung wohl auch deutlich zum Ausdruck gebracht, denn Pelagia ist eine Doublette der Thekla. — Charitine, die Tochter des Nikokleides, wird vom Apostel Philippus geheilt, getauft, und sofort nach der Taufe zieht sie Männerkleidung an und folgt dem Apostel: σχῆμα καὶ ἔνδυμα ποιήσασα ἀρρενικὸν ἠκολούθει τῷ Φιλίππῳ (Acta Philippi, bei Bonnet 20, 13) [2]). — Mariamne, die Schwester der Martha und des Apostels Philippus (ἐν σαρκί!), wird von Christus aufgefordert mit diesem und Bartholomaeus nach Hierapolis zu ziehen, vorher aber Männerkleidung anzulegen: ἄλλαξόν σου τὴν ἰδέαν καὶ ὅλον τὸ εἶδος τὸ γυναικεῖον (also ἰδέα und εἶδος, s. oben S. 132, 139. Inneres und Äußeres, Wesen und Kleidung) καὶ βάδιζε ὁμοίως μετὰ Φιλίππου (also dem Apostel gleich), Acta Phil. 37, 11: sie bringt zusammen mit den Aposteln den Drachengott zum Bersten (40, 26), sie wird in Hierapolis zur Marter entkleidet, ἵνα πάντες ἴδωσιν αὐτὴν ὅτι γυνὴ οὖσα πῶς ἀνδράσιν ἐπακολουθεῖ (54, 6, sie hatte also in Anspruch genommen ein Mann zu sein) [3]), aber Gott wandelt ihre Gestalt in ein Gefäß von leuchtendem Glanz, der alle blendet (55, 10. 25, s. oben Thekla im Phokengraben). — Nun werden wir auch in den Worten Acta Philippi 16, 8: Φίλιππος ... εὗρεν ... τὸν ἀποστόλον Πέτρον μετὰ καὶ ἑτέρων σὺν αὐτῷ μαθητῶν καὶ γυναικῶν τινων αἵτινες ἐμιμήσαντο τὴν πίστιν τὴν ἀρρενικήν das ἀρρενικήν nicht völlig metaphorisch nehmen. — Die Akten der Xanthippe und Polyxena, die Rhodes James, Texts and studies II 4, 1893

1) Auf diese Worte der Thekla beriefen sich Häretiker für das ius tinguendi der Frauen, Tertullian, De bapt. c. 17.

2) Im Hypomnemna (des Symeon?), wo sie Theokleia heißt wie die Mutter der Thekla, noch drastischer: τὸν τῆς γυναικείας φύσεως κόσμον εἰς ἀνδρεῖον σχῆμα μεταμειψαμένη συνὴν ἔκποτε τῷ ἀποστόλῳ Φιλίππῳ καὶ τῇ Μαριάμνῃ ἀκολουθοῦσα, Bonnet 93, 23.

3) Diese Szene klärt uns auf, wie die Worte der Pelagia von Tarsus, ehe sie ihre Nacktheit im glühenden Stier birgt, gemeint sind, in unserm verderbten Text, in dem ja auch der Geschlechtswandel unterdrückt ist (Usener 26, 27). Ursprünglich hatte sie der Kaiser gesprochen (natürlich mit Veränderung des Nötigen): Μνήσθητι ὅτι αἱ γυναῖκές σου καὶ αἱ παλλακίδες σου ὁμοίως ἐμοὶ ἔχουσι σάρκα; unmittelbar vorher der Kaiser: Ἀπόδυσαι τὰ ἱμάτιά σου, νεωτέρα.

herausgegeben hat, zerfallen in zwei ungleich lange und auch recht ungleichartige Teile, beide aber stehen in nächster Verbindung mit den Apostelgeschichten, wie schon James und nach ihm andere hervorgehoben haben. Die Geschichte von der Bekehrung der Xanthippe durch Paulus in Spanien (deren Inhalt auch der Metaphrast berichtet) ist vielleicht überhaupt nur eine leichte Bearbeitung einer Pauluspraxis, die aber, wie C. Schmidt, Die koptischen Paulusakten, S. 170 f. nachgewiesen hat, nicht in den Kontext der *Πράξεις Παύλου*, sondern als Acta Pauli in Hispania zu den Petrusakten gehörte, speziell zu jenem Teil, der uns in lateinischer Sprache als Actus Vercellenses Petri cum Simone bekannt ist (hsg. von Lipsius, Acta ap. apocr. I 45 f.). Jedenfalls stimmt der Xanthippeteil in Stil, Motivenapparat und Personal ganz zu den uns bekannten sogen. leucianischen Akten, auch zu den Acta Pauli et Theclae und knüpft an bestimmte Stellen der Actus Vercellenses Petri an. Ein Diener des Probus, eines *βασιλικὸς ἀνήρ* in Spanien, erzählt in Anknüpfung an Act. Verc. 45, 10 (s. auch Thom. 208, 18. Phil. 19, 3) von dem Arzt in Rom, Paulus dem Seelenarzt, der ihn geheilt habe. Die Gattin des Probus, Xanthippe, (sie heißt also so wie die Frau des Albinus, die Petrus in Rom bekehrt hat, Act. Verc. 87, 2) schaut in Sehnsucht nach diesem Arzt aus, dessen Namen sie noch nicht kennt. Schon weigert sie sich dem Gatten. Sie späht durchs Fenster auf die Straße, da sieht sie Paulus, der aus Rom nach Spanien gekommen war: seine Gestalt wird beschrieben und Xanthippe erkennt ihn nach der Beschreibung, die ihr der Diener von ihm gegeben hatte. All das hat seine Parallelen in den Akten der Thekla (237, 4 f. usw.). Probus ist zuerst feindlich: Paulus im Kerker, Xanthippe eilt zu ihm, auch Xanthippe gefangen. Wieder alles parallel dem Bericht von Thekla. Schließlich wird Probus (sowie der König von Andrapolis und Gundaphorus in den Thomasakten) bekehrt und getauft. Vor ihm hatte schon Xanthippe die Taufe, unter sehr merkwürdigen Umständen, von Paulus empfangen. Der Getauften versucht ein Dämon noch einmal entgegenzutreten (c. 21), aber Xanthippe ruft: *πλειστάκις αὐτῷ* (dem Dämon) *εἶπον, ὅτι οὐκέτι παιγνίων κατέχομαι καὶ περιφρονεῖ μοῦ ὡς γυναικός*. Sie ergreift den Dämon, zerschmettert ihn mit einem eisernen *κογχοστάτης* das Gesicht, und der Dämon schreit: *ὢ βία, ἀπὸ τούτου χανότου καὶ αἱ γυναῖκες ἔλαβον ἐξουσίαν τύπτειν ἡμᾶς*. Die Szene hat ihre genaue Parallele in den griech. Acta Marinae, resp. der lat. Passio Margaritae, wo die Heilige im Kerker durch Lichtkreuz, Taube und Christusstimme den *φωτισμός* und die Verklärung empfangen hat (s. Usener, Acta Mar. 136[r],

26f. 137r, 32f.) und sofort den Teufel ergreift, ihm mit einem eisernen Hammer die Rippen bricht, ihm den Bart ausreißt, ein Auge aussticht, und der Teufel nun schreit: *uae mihi, si iuuenis me uicisset, non curassem, ecce a tenera puella superatus sum* (Passio Marg., Text des Mombritius, aber dort verderbt, s. Editio Solesm. II 193, 51: vgl. Acta Marinae bei Usener 136r, 4f. 12. 19. 136v, 21. 29. 137r, 1. 137v, 23). Hier hat die Heilige nur die ἰδέα, nicht das, im ἔνδυμα verbildlichte, εἶδος des Mannes und die ἰδέα ἀνδρική zeigt sich in ihrer Kraft, denn zur ἰδέα θήλεια (s. Acta Phil. 37, 11 oben S. 146 und Vatic. 808 bei Bonnet S. XIV oben S. 132) gehört die ἀσθένεια (s. unten). Und der Teufel hat sich in Xanthippe wie in Marina-Margarites getäuscht (sowie der Syriarch Alexander in Thekla s. oben S. 145), er glaubte ein schwaches Weib zu finden und fand einen Mann. — Fast ebenso interessant für das Pelagiamotiv in den apokryphen Apostelgeschichten ist der zweite Teil der von James edierten Legende, die περίοδοι der Polyxena. Dieser Teil ist, wenn er auch zahlreiche Hinweise und Anklänge an uns bekannte Apostelakten (Paulus, Andreas, Philippus) zeigt, doch nicht so ganz im Stil derselben, wie der erste. Er ist ja auch ein Wanderbericht, eine περίοδος, aber doch, in der Art der Klementinen, stark beeinflußt vom griechischen Roman. Unsere Überlieferung ist hier schlecht, die Erzählung ist vielfach in Unordnung geraten, die meisten Motive bleiben blind. Polyxena, die Schwester der Xanthippe, will sich am nächsten Tage von Paulus taufen lassen. Ihr Bräutigam entführt sie aber auf ein Schiff, um sie nach Babylon zu bringen, wo sein Bruder Toparch ist. Auf der Fahrt begegnet ihnen das Schiff, das Petrus nach Rom bringt (Actus Verc., S. 45). Vom Sturm werden sie nach Hellas verschlagen, treffen dort den Apostel Philippus (Acta Philippi in Hellade). Polyxena wird in dem Hause, wo sie Aufnahme findet, wie Philippus im Hause des Hieros (Acta Phil. 28, 10), von der Menge belagert und flieht, wohl in der ἐπενδύτης des Apostels (Acta Phil. 4, 6; Mth. 10, 10); aber die Erzählung ist hier in Unordnung (c. 25). Ein hilfreicher Löwe spielt nun eine Rolle, nachdem Polyxena mit einer zweiten Jungfrau, namens Rebekka, zusammengetroffen ist. Beiden begegnet auf der Straße, auf die sie der Löwe gewiesen hat, der Apostel Andreas. Polyxena erkennt ihn an dem leuchtenden Antlitz, das dem des Paulus gleicht, und an der Gewalt seiner Rede. Die Mädchen werden getauft und mit ihnen wohl auch der Löwe, der herbeikommt und von Gottes Erbarmen mit den unvernünftigen Tieren redet. Sie begegnen hierauf einem Viehtreiber, einem Christen, der sie auffordert sich als Männer zu

kleiden (zu ihrer Sicherheit vor Verfolgung, wird hinzugesetzt). Das Motiv bleibt aber blind (c. 33). Polyxena wird alsbald von einem verliebten Eparchen entführt und gefangen gehalten. In höchster Not ihrer *ἁγνεία* wechselt sie mit ihrem Befreier, dem christlichen Sohn des Eparchen, die Kleider und entkommt: Pelagia miles-femina (s. oben S. 141). Aber auch hier bleibt das Motiv blind. Polyxena soll gemartert werden, aber ihr Löwe spielt dieselbe Rolle wie der Löwe in der ersten Theriomachie der Thecla (Lipsius 259, 2. 255, 4) und der des Paulus in Ephesus und Caesarea (s. oben S. 134 Anm.): Pelagia uirgo et martyr. Der Eparch wird bekehrt und von Onesimus und Lucius, den Schülern des Paulus (Act. ap. 13, 1. Röm. 16, 21) getauft. Polyxena reist mit Rebekka nach Spanien zurück zu Paulus. Ihre Schönheit bringt ihr noch manche Gefahr. Auf einer Insel, von der Gier der Barbaren bedrängt, stürzt sie sich ins Meer: Pelagia martyr uoluntaria. Sie wird gerettet und kommt heim. Dieser Roman zeigt uns also eine apostolische Jungfrau in allen Pelagiasituationen und beweist uns, daß etwa schon eine apostolische Ur-Pelagia ihr Motiv variiert haben kann und daß uirgo et martyr mit miles resp. monachus-femina und martyr-uoluntaria in einer *περίοδος* vereinbarlich ist.

Aber wir finden nicht nur das Pelagiamotiv, sondern auch den Pelagianamen in den Apostelgeschichten. In der lateinischen Passio Thomae (ed. Bonnet, Supplem Cod. apocr. I) wird die Tochter des Königs von Andrapolis (s. oben S. 144) Pelagia benannt und erzählt, daß sie zuerst von ihrem Gatten, Bischof Dionysius, zur Nonne geweiht wurde, dann aber das Martyrium erlitten habe, *quia uirum habere contempsit (et) quia sacrificare idolis noluit* (139, 16 f.). Ihr Grabstein und Epitaph wird erwähnt. Das ist alles späterer Zuwachs; zeigt aber doch, daß den Namen Pelagia an diese Heldin apostolischer *ἁγνεία* anzuschließen in der Vorstellung von ihr befestigt war. — Paulus jedoch hat neben seiner Thekla auch seine Pelagia. Denn der Löwe, der die Taufe empfängt und redet, verbürgt uns zusammen mit dem Zeugnis des Hieronymus, De uir. illust. c. 7 (s. oben S. 134 Anm.) und dem ganzen Stil der *πράξεις*, daß die äthiopische Epistola Pelagiae, die Goodspeed auffand und mit englischer Übersetzung im American. Journ. of Sem. Langu. and Lit. 1904, XX 95 f. herausgab (die englische Übersetzung wiederholt bei Krüger, ZsfntW. 1904, III 261 f. und C. Schmidt, Die kopt. Paulusakten², S. XXI) auf alte Paulusüberlieferung zurückgeht. Der 'Brief' [1]) ist gegenüber einer supponierten Paulus praxis

1) Ich möchte darauf hinweisen, daß der Schreiber der Actus Verc. in der

gewiß stark verändert und gekürzt. Aber daß er uns eine Pelagia neben der Thekla gut bezeugt, das scheint mir doch sicher. Pelagia ist die Gattin eines Königs von Caesarea (in der griechischen Quelle kann er einen Namen gehabt haben, obwohl auch der König von Andrapolis der Thomasakten unbenannt bleibt, und er braucht dort auch nicht König gewesen zu sein). Sie wird von Paulus bekehrt, weigert sich dem Gatten, wird durch die Marter im glühenden Stier (wie Useners Pelagia von Tarsus) getötet. Der König selbst begeht Selbstmord aus Schmerz über seinen Verlust (wie der Sohn des Kaisers in der Pelagia von Tarsus, und ursprünglich wohl auch Thamyris). Vom Geschlechtswechsel der Pelagia ist im äthiopischen Text keine Rede. Aber es genügt uns wohl der Name, der gewiß erst antrat, als der Pelagianame mit dem Pelagiamotiv der *ἀνδρεία* und *ἁγνεία* verbunden war. Von der paulinischen Pelagia aus dringt der Name vielleicht erst in das Martyrium der tarsischen Heiligen ein, deren echter Name und echter Ausgang (monachus-femina) in der tarsischen Anthusalegende zu finden wäre, siehe oben S. 140. 142 Anm. und Radermacher, WSB. 182, S. 73 ff., mit dem ich hier aber nicht in allem einverstanden bin.

So viel ist wohl von den Legenden der Pelagia-Marina-Margarita einerseits und den Überlieferungen von Thekla, Charitine, Mariamne, Xanthippe, Polyxena andererseits möglich auszusagen: ihre Männlichkeit, das Kleid (*εἶδος*) und, oder nur die Verwandlung der *ἀσθένεια* in die *εὐσθένεια* (*ἰδέα*) ist eine Taufwirkung[1]. Dort, woher das Bild stammt, also etwa in hellenistischen Mysterien oder kleinasiatischen Kulten, mag ja auch schon ähnliche Vorstellung hinter dem Bild gestanden haben wie dort, wohin es entlehnt wurde. Aber in der Legende, wo es mit der Taufwirkung zusammengeht, muß es auch als Bild für die Taufwirkung möglich sein, als Symbol für christliche und christlich-gnostische Anschauung darüber sich dargeboten haben und, wenn gedeutet, aus dieser gedeutet werden. Der beliebte Hinweis aber auf den *miles Christianus* und *nouus homo* der bekannten Paulusbriefstellen genügt nicht.

## III.

Im 2. Clemensbrief 12, 2—4 wird erzählt, daß der Herr von den Aposteln befragt (so im syr. Text, *τίνες* im griech.), wann die

Subscription seinen Text der Actus Petri cum Simone ebenfalls *epistula Sancti Petri* nennt, Lipsius S. 103 La. Über die Briefform der alten Acta martyrum sincera s. K. Holl, N. Jahrb. 33, 521 f.

1) Ich weiß, dass diese Unterscheidung von *ἰδέα* und *εἶδος* nicht die platonische ist.

*βασιλεία* kommen werde, antwortete: *ὅταν ἔσται τὰ δύο ἓν καὶ τὸ ἔξω ὡς τὸ ἔσω καὶ τὸ ἄρρεν μετὰ τῆς θηλείας οὔτε ἄρρεν οὔτε θῆλυ* (Resch, Agrapha 196). Nach Resch ein traditionelles Herrenwort über die 'Umkehrung und Einswerdung der in der Natur begründeten Verhältnisse' (Zahn), das sich auch in den viel zitierten Paulusbriefstellen spiegelt: Eph. 2, 14; Gal. 3, 27. 28; Kol. 3, 11; I Kor. 12, 13. Es wird, vielfach in Anlehnung an Paulus, um andere Gegensätze vermehrt in den gnostizierenden Apostellegenden wiederholt, s. bes. Acta Thom. 237, 18 und mit Hervorhebung des *ἄνω* und *κάτω* und des *ἀριστερά* und *δεξιά* Acta Petri (Linustext, Lipsius S. 17), Acta Philippi (Bonnet 74, 9), dort wo diese beiden Apostel sich mit dem Kopf nach abwärts, und zwar zum Symbol so, kreuzigen lassen. Diese Antithesen mußten ja dualistischen Gnostikern entgegenkommen: von oben fiel das Licht, das Pneuma, die Sophia hinab in die Finsternis, die Hyle, und die Erlösung bringt es wieder hinan, zum Einssein mit dem Oben, dem *ἄρρην*.

Die Oxyrhynchus Fragmente brachten ein anderes solches Herrenwort. Als die Schüler des Herrn nach der Zeit fragten, *πότε ἡμῖν ἐμφανὴς ἔσῃ καὶ πότε σε ὀψόμεθα;* wird ihnen die Antwort: *ὅταν ἐκδύσησθε καὶ μὴ αἰσχύνθητε* (Preuschen, Antilegomena², S. 26).

Diese beiden Herrenworte verschmelzen in wohl gnostischen Kreisen zu einem dritten, das uns Clemens von Alexandrien, Stromata III 13, 92 überliefert und das nach Stromata III 9, 63 wahrscheinlich im sog. Ägypterevangelium gestanden hat, dessen Geltung bei Gnostikern durch Hippolyt, Epiphanius, Clemens bezeugt ist. Die Stellen bei Resch, Agrapha 316: Hier fragt Salome, also das Weib, und sie erhält die Antwort: *ὅταν τὸ τῆς αἰσχύνης ἔνδυμα πατήσητε καὶ ὅταν γένηται τὰ δύο ἓν καὶ τὸ ἄρρεν μετὰ τῆς θηλείας οὔτε ἄρρεν οὔτε θῆλυ.* Auf *ἄρρεν* und *θῆλυ* fällt jetzt das Hauptgewicht und das *ἔνδυμα τῆς αἰσχύνης* ist das Kleid des Weibes. Dieses muß das Weib verschmähen und eins erscheinen mit dem Mann, also das Weib im *σχῆμα* des Mannes unter den Männern (*τὸ ἄρρεν μετὰ τῆς θηλείας*). Auf die Hinwerfung dieses *ἔνδυμα τῆς αἰσχύνης* beruft sich ausdrücklich die Königstochter von Andrapolis, als sie nach der Brautnacht, in der sie ihre *ἁγνεία* Christus bewahrt hat, am Morgen von den Eltern hüllenlos angetroffen wird (Acta Thomae 121, 16, s. oben S. 144). Ich würde glauben, daß man bereits allein vom Ägypterevangelium ausgehend die christlich-gnostische Wurzel des Thekla-Pelagienmotivs aufdecken könnte. Aber es fällt von anderer Seite her noch viel stärkeres Licht ein.

Das *ἄρρεν* und *θῆλυ* spielt in der Valentinianischen Gnosis

seine große Rolle, das ganze System der Syzygien mit der ἄνω Σοφία und der Erlösung und Vereinigung suchenden κάτω θήλεια oder Achamoth, der männlichen Engel, die den Soter begleiten, dem die Sophia-Achamoth sich entgegensehnt, mußte zu weiterer religiöser Fixierung einladen, zur Kultgebärde, und, besonders in der fabelfrohen Athmosphäre der Gnosis, der Lust für die Aufhebung der Gegensätze von Mann und Weib im Pleroma bildlichen, dann also auch im epischen Text deutbaren Ausdruck zu finden, das Tor öffnen.

Hilgenfeld, Heinrici, Lipsius haben in ihren, heute noch nicht veralteten Schriften über die valentinianische Gnosis deutlich auf dieses Vermännlichungsthema hingewiesen: 'Das Weibliche ist das Unselbständige, Unvollkommene, Mangelhafte, das seinen Halt nur im Männlichen hat' (Hilgenfeld). 'Nach Valentinian wird der Pneumatiker aus einem ἀμόρφωτον θηλείας τέκνον durch die Vereinigung mit seinem Engel zu einem ἀνήρ oder ἄρρην καρπός' (Heinrici). Boussets Hauptprobleme sind auf diese Spekulationen nicht näher eingegangen (s. S. 152 f.). Der springende Punkt für unser Thema ist, daß in gnostischen Schriften deutlich ausgesprochen war, daß diese Vermännlichung durch die Wiedergeburt in der Taufe geschieht, daß die ἀναγέννησις des φωτισθείς zugleich die τελείωσις, und diese die μόρφωσις εἰς ἀνδρείαν καὶ ἁγνείαν ist, wobei also die ἕνωσις in der Syzygie durch das Männliche bedingt ist.

Irenaeus, adv. haer. I 21, 3 (s. auch I 14, 2) überliefert uns als gnostische Taufformel: (βαπτίζω σε) εἰς ὄνομα ἀγνώστου πατρὸς τῶν ὅλων, εἰς ἀλήθειαν μητέρα πάντων, εἰς τὸν κατελθόντα εἰς Ἰησοῦν (also, doketisch, Christus, der auf Jesus in der Jordantaufe herabkam), εἰς ἕνωσιν καὶ ἀπολύτρωσιν καὶ κοινωνίαν τῶν δυνάμεων. Die δυνάμεις aber sind die Engel, die wiederum (Exc. ex Theod. c. 44, 1) das männliche Prinzip darstellen: ἕνωσις καὶ ... κοινωνία ist die Vereinung durch Vergemeinsamung mit dem Männlichen. Daher heißt es im Taufgebet des Thomas (Acta Thomae 142, 6): ἐλθὲ ἡ κοινωνία τοῦ ἄρρενος und im Eucharistiegebet nach der Taufe wieder: ἐλθὲ ἡ κοινωνία τοῦ ἄρρενος (166, 8). Bousset hat ZsfntW. 18, 1 f. für die Umgebung dieser Formel manichäischen Ursprung erwiesen. Oder ist es doch vormanichäisch-persischer? Dabei ist unsere κοινωνία in dem Aufsatz Boussets etwas vernachlässigt, ich glaube, auf S. 7 auch nicht ganz richtig gedeutet. Sie ist gewiß gnostisch, nicht erst manichäisch, sowie ja in anderen Formeln dieser Gebete der Thomasakten auch der ὄγδοος οἶκος und die Taube mit den beiden Jungen aufscheinen, die auch Bousset nicht zum Manichäismus stellt.

Thilo, Acta S. Thomae 1823, p. 186 s. (s. auch Lipsius, Apokr. Apg. I 314 Anm.) verwies für die *κοινωνία τοῦ ἄρρενος* auf die Excerpta aus Theodot. Und diese Aufzeichnungen Clemens von Alexandrien aus mehreren valentinianischen Schriften bringen uns nun doch wohl den eigentlichen Schlüssel für das Pelagiamotiv. Schon der Mittelteil der Excerpte c. 43—65, der mit Irenaeus adv. haer. I 4—8 die gleiche Quelle hat (s. Dibelius, ZsfntW. 9, 230 f.) und nach der Ansicht von C. Barth (Die Interpretation des NT. in der Valentinianischen Gnosis, S. 18 f.) einem Werke des Ptolomaeus, des Verfassers des Briefes an Flora, entnommen sein soll, gibt c. 44, 1 zur Interpretation von I. Kor. 11. 10 Ausführungen über die erlöste, dem Soter zulaufende weibliche Sophia und die ihr entgegenkommenden *ἄρρενες ἄγγελοι*, die hierher zielen. Aber sie stehen da unabhängig vom Taufakt. Anders in den eigentlichen Theodotexcerpten vor c. 43 und in c. 66—86. Die einschlägigen Worte stehen da erstens im Mittelpunkt des Interesses und zweitens hauptsächlich als Erklärung der *ἀναγέννησις* und der Taufe, in der der alte Mensch das *τέλος* und den Tod, der neue die *τελείωσις* und das Leben findet (Exc. 80, 1. 2). Exc. 22, 7, in einem Abschnitt der diesen Vermännlichungsspekulationen gewidmet ist, wird Theodot als Gewährsmann ausdrücklich genannt, wahrscheinlich gehen sie also alle auf seine Schrift zurück.

Es heißt Exc. 21, daß *τὰ θηλυκὰ* (*σπέρματα*, die von Eva stammen) *δὲ ἀπανδρωθέντα* (vermännlicht) *ἑνοῦται* (vgl. *εἰς ἕνωσιν ... καὶ κοινωνίαν τῶν δυνάμεων*) *τοῖς ἀγγέλοις* (die männlich sind, s. oben) *καὶ εἰς πλήρωμα χωρεῖ. διὰ τοῦτο ἡ γυνὴ εἰς ἄνδρα μετατίθεσθαι λέγεται κτλ.*, und Exc. 22 fährt fort, indem es zur Erklärung von Pauli I. Kor. 15, 29 (*ἐπεὶ τί ποιήσουσιν οἱ βαπτιζόμενοι ὑπὲρ τῶν νεκρῶν κτλ.*) übergeht, also eine Tauffrage behandelt, *τῶν νεκρῶν* bedeute *ἡμῶν* und getauft *ὑπὲρ ἡμῶν* (d. h. *τῶν νεκρῶν*) wurden die *ἄγγελοι*. Wir seien tot durch unsern Anteil an dieser Welt (*τῇ συστάσει ταύτῃ*), es leben aber *οἱ ἄρρενες* (sc. *ἄγγελοι βαπτισθέντες*!), welche keinen Teil an dieser Welt haben. Wir Tote werden erweckt und dadurch *ἰσάγγελοι τοῖς ἄρρεσιν ἀποκατασταθέντες ... εἰς ἕνωσιν*, wieder in den Zustand der Engel d. i. der männlichen d. i. der *ἕνωσις* versetzt. Und bei der Handauflegung (vor der Taufe) sprechen sie (die Gnostiker) die Formel: *εἰς λύτρωσιν ἀγγελικήν* (d. i. also *ἀρρενικήν* s. oben und Exc. 44, 1). *ἀρρενικοί* oder *ἄρρενες* sind die Engel, weil *ὁ ἄγγελος ἐν ἀρχῇ προβεβάπτισται*. Am Schluß hier die Berufung auf Theodot. Diese Erörterung über die Taufwirkung wird wieder aufgenommen nach dem Einschub der Excerpte aus Ptolemaeus mit Exc. 67. Zu

Röm. 7, 5 wird ausgeführt *σάρξ* bedeute *ἐκείνην τὴν ἀσθένειαν τὴν ἀπὸ τῆς γυναικὸς προβολήν* und weiter 68: *Ἄχρι μὲν γὰρ ἦμεν τῆς θηλείας μόνης τέκνα, ὡς ἂν αἰσχρᾶς συζυγίας ἀτελῆ καὶ νήπια καὶ ἄφρονα καὶ ἀσθενῆ καὶ ἄμορφα, οἷον ἐκτρώματα προσενεχθέντα, τῆς γυναικὸς ἦμεν τέκνα, ὑπὸ δὲ τοῦ Σωτῆρος μορφωθέντες ἀνδρὸς καὶ νυμφῶνος γεγόναμεν τέκνα.* Auch vom Schicksal, der *εἱμαρμένη*, und den Sternen sind wir dann frei. Exc. 77, 1 wieder über die Taufe: die Wirkung der Wandlung des Getauften geht auf die Seele, nicht auf den Leib. Sobald der Leib aus dem Taufwasser steigt, wird die Seele Knecht des Herrn, aber Herr über die unreinen Geister: *καὶ εἰς ὃν πρὸ ὀλίγου ἐνήργουν* (*τὰ ἀκάθαρτα πνεύματα*), *τοῦτον ἤδη φρίττουσιν*, d. h. doch: über den sie eben noch Macht hatten, vor dem zittern sie alsbald. Hier erinnere ich an die geschilderten Szenen: Xanthippe und der Dämon und vor allem Marina gegen Drache und Teufel, wo Acta Marinae, Usener 137r, 26 f. ausdrücklich gesagt ist, daß die Heilige ihre Macht durch Lichtkreuz, Taube, Gottesstimme und *φωτισμός* erhalten hat; der Teufel: *οὐχὶ ἕως ἂν ἐφάνη σοι ἡ περιστερὰ ἡ ἐνουράνιος οὕτως ὑπῆρχες ὡσεὶ σποδὸς καὶ ἐφθαρμένη ὅλῳ σώματι· ἣν δέ σοι φανῇ τὸ φῶς τοῦ σταυροῦ* (am Kreuze steigen die Erlösten hinan: Exc. 22, 4) *τοῦ οὐρανοῦ, ἄλλην ὁμοιότητα ἐν σοὶ ὁρῶ. πόθεν οὖν σοι πόδες χρυσοῖ . . . καὶ νῦν πόθεν κατοικεῖ ἐν σοι περιστερά, εἰπεῖν οὐ δύναμαι· οὕτως νικήσασά με τὴν δύναμίν μου κατέλυσας.* Und nun stellt der Teufel die Frage nach der Gnosis an sie, die Initiationsfrage, deren feste Form im Anschluß an Joh. 8, 12 Gillis Wetter ZsfntW. 9, 49 f. besprochen hat (s. auch Reitzenstein, Hellenist. Wunderz., S. 127, Hellenist. Mysterienreligionen, S. 121, Norden, Agnostos Theos, S. 102; Acta Thomae 121, 12, Eclogae proph. c. 17, Orig. contra Celsum VI, 31, Iren. I 21, 5 u. s. f.) Acta Marinae 137v, 27: *Εἰπέ μοι σὺ Μαρίνα, πόθεν σου ἡ ζωή, καὶ πόθεν σου αἱ σάρκες αἱ νῦν ἀνθοῦσαι ἐν σοί, καὶ πόθεν σου ἡ πίστις, καὶ πῶς εἰσῆλθεν τὸ πνεῦμά σου ἐν σοὶ καὶ εἰς τὸ σῶμά σου καὶ πῶς πάλιν ἔχει παραληφθῆναι.* Aber der hylische Feind hat an diesen Geheimnissen nicht Teil und Marina antwortet: *οὐκ ἐνδέχεταί με ταῦτα σοὶ εἰπεῖν.* Ebenso fahren die Excerpta aus Thedot 78, 2 fort in ihren Ausführungen über die Taufe: nicht nur das *λουτρόν* befreit uns von der *εἱμαρμένη* (in den Acta Marinae repräsentiert durch den Kosmokrator, den Teufel), sondern auch die *γνῶσις, τίνες ἦμεν, τί γεγόναμεν· ποῦ ἦμεν, ποῦ ἐνεβλήθημεν· ποῦ σπεύδομεν, πόθεν λυτρούμεθα· τί γέννησις, τί ἀναγέννησις.* Und dann endlich die *μόρφωσις* durch die Taufe am deutlichsten formuliert Exc. 79: *Ἕως οὖν ἀμόρφωτον, φασίν, ἔτι τὸ σπέρμα, θηλείας ἐστὶ τέκνον· μορ-*

*φωθὲν δὲ μετετέθη εἰς ἄνδρα καὶ υἱὸς νυμφίου γίνεται, οὐκέτι ἀσθενὴς καὶ τοῖς κοσμικοῖς ὑποκείμενος ὁρατοῖς καὶ τοῖς ἀοράτοις, ἀλλ' ἀνδρωθεὶς ἄρρην γίνεται καρπός.*

Wenden wir uns nun zur Legende zurück. Im Martyrium der h. Irene wird die Jungfrau von Timotheus, dem Schüler des Paulus, erweckt und getauft, getauft nicht nur *εἰς ἄφεσιν πάσης ἁμαρτίας*, sondern auch, wie es im Text bei Wirth, Danaë 120, 145 heißt, *εἰς ἀνδρείαν καὶ ἁγιασμόν*. Wir werden diese *ἀνδρεία* in Verbindung mit dem *ἁγιασμός* (der *ἁγνεία*) jetzt nicht mehr lediglich metaphorisch nehmen. Sofort nach der Taufe zeigt sie ihre der weiblichen *ἀσθένεια* gewichene Kraft, ihre Herrschaft über Welt und Dämon: sie wirft die vierzehn in ihrem Turm aufgestellten Götterbilder zum Fenster hinaus, so daß sie zu Staub zerbrechen. Und es dürfte auch nicht ganz rein metaphorisch sein, wenn das predigende, hilfreiche Pferd, das bei ihr die Rolle von Theklas Löwen spielt, zu ihr sagt: *σώματι μὲν φαίνῃ γυνή, πνεύματι δὲ τὴν καλλίστην ἀνδρείαν ἐπιδείκνυσαι.* Eine andere 'Danaë', d. h. Turmheilige, Barbara, tauft sich, wie Thekla, selbst im Quell, der zu ihren Füßen entspringt, und: aus dem Wasser gestiegen zog sie ihre Kleider wieder an, ging in den Turm, erblickte die Idole ihres Vaters und spie sie an (Wirth, S. 106 [1])). In den Akten der Xanthippe und denen der Marina kommt zu diesem Wandel der *ἀσθένεια* in die *εὐσθένεια* (*καὶ εἰς ὃν πρὸ ὀλίγου ἐνήργουν, τοῦτον ἤδη φρίττουσιν* Exc. 78, 2!) noch das Motiv vom betrogenen Dämon. Auch dieses uralt und bei den Gnostikern beliebt: Kosmos und Kosmokrator sind dumm, unfähig der *διδασκαλία* zur *γνῶσις*. Sowie der dumme Teufel getäuscht wurde, als er im Menschen Jesus den Gott Christus nicht wahrnahm, sich ihm als Versucher nahte und selbst durch Judas das Erlösungswerk unterstützte (s. Lipsius, Apokr. Apg. I 324 f., wo die reich ausgeführte Erörterung über das Thema Acta Thomae 162, 16 besprochen wird), ebenso greift der Teufelsdrache das Weib, das Mädchen an und findet in ihr den Mann. Die erleuchtete Marina-Margarita ist wie die manichäische *παρθένος τοῦ φωτός* (nach Theodoret fab. haer. I 26 *ἡ ἀρρενικὴ λεγομένη παρθένος*) Bezwingerin des Weltdrachen, den sie, als er sie in sich gesogen, von innen durch die Waffe des Kreuzes zerschneidet (s. Reitzenstein, Weltuntergangsvorstellungen, S. 64). So hat die Jungfrau den Drachen getötet, d. i. den Tod, und hierauf besiegt und bindet sie in der S. 149 geschilderten Szene den Teufel (s. Reitzenstein a. a. O. und

---

1) Der echte Text steht bei Wirth a. a. O., wie so oft, in den Lesarten, s. W. Weyh, Die syrische Barbaralegende, Progr. Schweinfurt 1912, S. 14 f.

ZtfntW. 21, 36), sowie Christus, aber nicht so sehr als imitatrix Christi als infolge ihrer κοινωνία mit Christus, dem ἄρρην, der am Stauros, am Lichtkreuz, in sie hinabgekommen ist. Xanthippe, Marina-Margarita, man kann die Reihe verlängern: Irene, Barbara, Christina, Juliana sind männlich in ihrer ἰδέα, sie zwingen den Teufel; Marina-Pelagia hat auch das εἶδος des Mannes, sein σχῆμα, sein Kleid und weilt als ἓν σῶμα (I. Kor. 12, 13) in der κοινωνία τοῦ ἄρρενος bei ihrem Bekehrer, Apostel, ἄγγελος ἄρρην und seinen Schülern (Thekla-Paulus, Mariamne-Philippus, Polyxena-Andreas, Eugenia inter monachos usw.). Für den Gedanken der mystischen ἕνωσις in der ἀναγέννησις durch die Taufe ist das Pelagiamotiv das Bild: 'Und diese himmlischen Gestalten, sie fragen nicht nach Mann und Weib, und keine Kleider, keine Falten umgeben den verklärten Leib'.

Wer war die erste Pelagia, die Pelagia einer uns vorschwebenden gnostischen Urlegende, in der diese Heilige nach Wesselofskys Meinung (s. oben S. 139) den von syr. *mār* abgeleiteten Namen trug? Ich wage zu vermuten: Mariamne, die Schwester der Martha (Acta Philippi 36, 31), der Domina. An Mariamne hängen Gnostiker gerne ihre Fabeleien, ihre γραῶν μύθους (Iren. I 8, 1): die koptischen Fragen der Mariamne, Mariamnens Rolle in der Pistis Sophia. Sie zieht nach den Philippusakten auf Christi Geheiß in Männerkleid, verändert nach ἰδέα und εἶδος, wie es ausdrücklich dort heißt (s. S. 146), mit ihrem Apostel nach Hierapolis und tötet zusammen mit ihm den Drachengott (Acta Phil. 40, 20f.). Sie wird in Hierapolis gemartert, aber sie soll erst im Jordan enden: ἡ δὲ Μαριάμνη τὸ σῶμα αὐτῆς κατατίθησιν ἐν τῷ Ἰορδάνῃ (so nach TUY Acta Phil. 69, 27, vgl. 78, 6. 15). Sie sich selbst? In höchster Not ihrer ἁγνεία? Dann ist sie uirgo et martyr, monachus (apostolus)-femina und martyr uoluntaria. Sie wurde später mit der Ehebrecherin zusammengeworfen. War sie auch monachus-meretrix?

Daß die Gnostiker ihre Lehre von der Teleiosis als der Vermännlichung der Seele auch in die Erklärung der h. Schrift hineintrugen, beweist die Ausdeutung, die der Johanneskommentar des Gnostikers Herakleon, über welchen Origenes berichtet, den Worten Christi an die Samariterin gibt, als diese Gnosis und Wasser des Lebens empfangen soll, Joh. 4, 16: ὕπαγε φώνησον τὸν ἄνδρα σου. Ich verweise hier bloß auf C. Barth, Die Interpretation des N. T. in der valent. Gnosis, S. 77.

# Nachrichten

von

der Gesellschaft der Wissenschaften

zu

Göttingen

aus dem Jahre

1927

Philologisch-Historische Klasse

BERLIN

Weidmannsche Buchhandlung

1928

Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner)
in Göttingen.

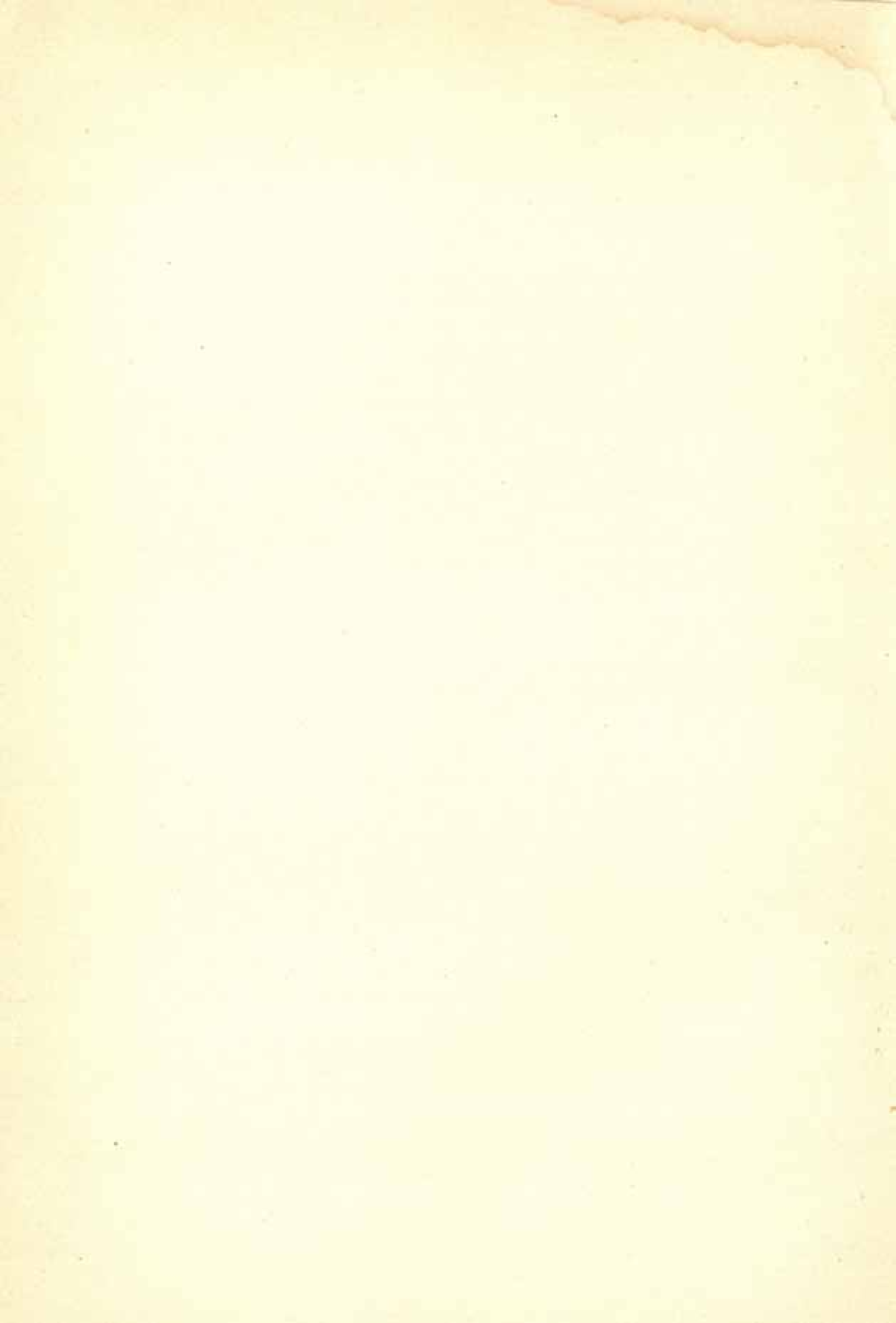
# Register

über die

## Nachrichten

von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
aus dem Jahre 1927.

### Philologisch-Historische Klasse.



# Zur Geschichte von Elis und Olympia.

Von

**Ulrich Kahrstedt.**

Vorgelegt in der Sitzung am 13. Januar 1928.

Pausanias gibt V 9, 4 ff. eine Geschichte der Verwaltung des olympischen Festes und berichtet, daß bis zur 50. Olympiade (ausschließlich) das Haus der Oxyliden die Leitung gehabt habe. Anläßlich jener Olympiade (580) seien zwei aus allen Eleern geloste Hellanodiken eingetreten, welche Zahl in der 95. Olympiade[1]), d. h. i. J. 400, auf 9, zwei Olympiaden später auf 10, in der 103. Olympiade auf 12 stieg, entsprechend den damals bestehenden 12 Phylen von Elis. Bei der 104. Olympiade (364) wurde wegen der Verluste an Land, die Elis damals gegenüber Arkadien erlitten hatte, die Zahl auf 8 reduziert, seit Ol. 108, also 348, gab es und von nun an dauernd 10 Hellanodiken. Dieselbe Tradition, aber kürzer gefaßt, liegt offenbar schon bei Hellanikos und später bei Aristodemos vor, die als erstes Stadium auch 2, als letztes 10 Hellanodiken kennen (Schol. Pind. Ol. III 22). Anders sehen die Dinge bei Aristoteles fr. 492 aus: erst ein Hellanodike, dann zwei, zuletzt neun. Diese Schlußzahl braucht keine Abweichung von Pausanias zu sein; die von Aristoteles in der Politeia von Elis benutzte Quelle mag allenfalls älter sein als 392, im Anfang liegt aber eine wirkliche Differenz vor[2]).

Die jüngsten Zahlen des Pausanias gelten als vertrauenswürdig, weil sie sich bequem der damaligen Geschichte von Elis einfügen. Die Landverluste, die sich 364 auswirken, sind die bei Xenophon 366 (VII 4, 14) genannten, die Akroreia umfassend; in die Pente-

1) Im MS steht die 25. Olympiade. Der heute meist gedruckte Text, der die paläographisch leichteste Verbesserung bietet, stammt von Boeckh.

2) Lex Seguer. (Beck. Anecd. I 248) hat als Zahlen 9, 10, 50, die letzte offenbar Konfusion; Etym. Magn. s. *ἑλλανοδίκαι* ist durch eine leichte Korrektur mit Pausanias in Übereinstimmung zu bringen (Förster, de hellanod. Olymp. Dissert. Lips. 1879, 6).

teris von 368 gehören Leuktra und die Wiederaufnahme einer elischen Expansion, auf die a. a. O. VI 5.2 angespielt wird. Hier ist alles in Ordnung.

Um so härter scheint die Behauptung, daß 392 die Zahl der Hellanodiken erhöht worden sei, wo wenige Jahre vorher Elis den stärksten Rückschlag in seiner ganzen territorialen Entwicklung erlitten hat, die Zerschlagung seiner Macht durch Sparta im Frieden von 398. (Xen. Hell. III 2,30; vgl. Diod. XIV 17,8; 34,1). Man hat daher die Olympiadenziffern 95 und 97 in 75 und 77 korrigieren wollen[1]), und auf dieser Korrektur bauen Swoboda RE. V. 2392f. und Oehler a.a.O. VIII 156 (wo Ol. 85 wohl Druckfehler ist) die Geschichte auf. Das geschieht im Hinblick auf den Synoikismos von Elis, den Diod. XI 54,1 erzählt, allerdings sub 471/0, also etwas später als die korrigierten Olympiaden zu liegen kämen, 480 und 472. Das hat aber eine Schwierigkeit: Pausanias a. a. O. fügt hinzu, daß die Ordnung mit den zwei Hellanodiken ἐπὶ πλεῖστον sich hielt. Bei der genannten Korrektur des Boeckh'schen Textes würde diese Periode 100 Jahre umfassen, also kürzer sein als die übernächste mit 104, nur bei Boeckhs Lesung, wo die zwei Hellanodiken bis 400 bleiben, ist diese Ordnung in der Tat mit 180 Jahren die längste der besprochenen Zeiteinheiten. Und niemand wird annehmen, daß Pausanias diesen Zusatz aus eigenem gemacht hat, nachdem er sich seine eventuell falschen Daten abgezählt hatte. Daß der Synoikismos selbst, wenn man an dem diodorischen Datum festhalten will, auch nur sehr ungefähr und recht mangelhaft paßt, wurde schon gesagt. Wichtiger aber noch ist eine andere Erwägung: die Vermehrung der Hellanodiken soll einer Erweiterung des elischen Bürgergebietes entsprechen. Eine solche braucht aber in einem Synoikismos nicht zu liegen und liegt sicher wenigstens nicht in erheblichem Umfange bei dem von Elis vor. Als zu Beginn des vierten Jahrhunderts Elis durch Spartas Intervention beschnitten wird, handelt es sich lediglich um die Wiederherstellung seiner Perioiken als souveräne Staaten. Das sagen Xenophon und Diodor a. a. O. ganz klar; und diese Perioiken sind nach Paus. III 8,2 nichts anderes, als was die spartanischen Perioiken auch waren, also keine Staatsangehörigen. Als solche durch Sparta von Elis abgetrennten Perioiken erscheinen damals die triphylischen Gemeinden, ferner Phrixa, Epitalion, Letrinoi, Amphidolion, Marganon und die Akroreia (die Namenformen sind nicht überall sicher). Das wird bestätigt dadurch, daß Epeion, das eben-

1) Vgl. Förster a. a. O. 20 ff.

falls von Elis abgetrennt wird und wirklich als durch Kauf erworben zum elischen Staatsgebiete gehört, in den Verhandlungen den oben genannten Plätzen als eigene Kategorie gegenübergestellt wird. Jene waren also entgegen der Ansicht z. B. von Swoboda a. a. O. 2393 keine Bürgerdemen. Diese Unterwerfung der Perioiken gehört zudem nach Herod. IV 148, der mit seinen Zerstörungszügen nichts anderes meinen wird, in die Zeit nach dem Synoikismos. Er sagt „zu meiner Zeit“, das führt als allerfrühestes auf die sechziger Jahre, auf keinen Fall auf die Zeit um 480, wohin man die Neuordnung des Hellanodikenkollegiums hat versetzen wollen. Gewiß, wir kennen aus den Inschriften von Olympia einzelne später nie wieder begegnende Gemeinden, die damals oder auch früher eingemeindet worden sein mögen (s. u. S. 160 f.), aber sie fallen so wenig ins Gewicht, daß sie die Vervielfachung des Beamtenapparates nicht verständlich machen würden. Und die Gewinnung von abhängigen Perioikengemeinden nötigt ebenso wenig zu einer Erhöhung der Beamtenzahl des Bürgergebietes, wie die große Zahl der spartanischen Perioiken die Zahl der Ephoren oder die Zahl von socii und Städten nominis latini die der Praetoren verändert hat [1]).

Wir können also ruhig annehmen, daß Boeckhs Konjektur richtig ist und Elis in den Jahren 400 und 392 die Zahl seiner Hellanodiken erhöhte. Eine rein administrative Maßregel, die mit der Veränderung des Staatsumfanges garnichts zu tun hat, sich mit Recht um die kleine Verringerung des letzteren 398 nicht kümmert [2]).

Wenn so Pausanias' Zahlen aus dem 4. Jahrhundert alle unbedenklich sind, werden die zwei Hellanodiken als älteste Form der elischen Verwaltung und unmittelbar auf die Oxyliden folgend bündig widerlegt durch zwei Urkunden aus Olympia IvO. 2 und 14 (IGA 112; 113 a), die e i n e n Hellanodiken nennen. Der Versuch, den beide genannte Publikationen machen, die Urkunden und Pausanias zu versöhnen, indem sie erstere vor 580, das Datum für die Einführung der zwei Hellanodiken, setzen, ist ganz unmöglich. Abgesehen von der ungeheuerlichen Vorstellung, mit diesen Inschriften drei Menschenalter weiter hinaufzugehen, als der älteste

1) Für das 4. Jahrhundert aber bleibt das oben Gesagte bestehen: damals wollte, bzw. konnte Elis diese Zwergstaaten eingemeinden, ganz im Sinne der Zeit, die auf größere *Κοινά* drängt.

2) Abgetreten wurden von sicherem Bürgergebiet damals nur Epeion (s. o.) und der Teil der Feldmark von Lepreon, der nach Thukyd. V 31,2 einige Zeit vor 431 an Elis gefallen war.

athenische Volksbeschluß: Pausanias sagt ausdrücklich, daß vor den zwei Hellanodiken die Verwaltung in der Hand eines privaten Geschlechtes lag, kennt demnach gar keine Beamten und Hellanodiken. Hier ist also Pausanias nicht mehr zu brauchen, wir lernen aus ihm nur, daß es bis 400 zwei geloste Hellanodiken gab; wann diese Ordnung geschaffen wurde, bleibt an sich im Dunkeln. Der Modus der Bestellung durch das Los allein ist verräterisch. In Athen ist man fast gleichzeitig mit dem Synoikismos von Elis, bald nach den Perserkriegen dazu übergegangen, bestimmte Beamte zu erlosen. Die elische Demokratie mit ihrem Rat von 500 (s. u. S. 166) und den zehn Phylen ist nun eine so genaue Kopie der athenischen, daß man sich sicher keine erlosten Beamten vor dem Synoikismos vorstellen darf. Er wird den Termin oder den terminus post quem für die älteste bei Pausanias genannte Ordnung darstellen. In die Zeit vorher würden dann die Urkunden gehören, die nur einen Hellanodiken kennen, als Bestätigung für Aristoteles a. a. O., der auch einen solchen als älteste Phase der staatlich eleischen, nicht mehr privat-oxylidischen Verwaltung hat, und ihrerseits bestätigt durch Pind. Ol. III 22, der in seinem Siegeslied an Theron von Akragas von 476, also dicht vor dem Synoikismos, auch nur einen solchen Beamten kennt. Die Betonung dieser Stelle durch Comparetti, Memor. Accad. Linc. 1880/81, 77 f., die keine Nachfolge gefunden hat, ist durchaus berechtigt.

Aber erheblich weiter kommen wir, und von Pausanias und der späteren orthodox-elischen Geschichte unabhängig werden wir erst an der Hand der olympischen Inschriften. IvO. 10 (IGA 118) schließen die Anaitier und Metapier einen Frieden von 50 Jahren und setzen fest, daß die Partei, die den Eid brechen sollte, durch die Proxenoi und die Manteis von „dem Altar", also dem zu Olympia, ferngehalten werden soll, ganz entsprechend der Fernhaltung einer wortbrüchigen Partei von der „Manteia" in IvO. 4 (IGA 113b). Die Manteis sind technisches Kultpersonal, also müssen die Proxenoi eine den Tempel und den Kult verwaltende Behörde sein[1]). Als eine solche erscheinen sie auch an einer leider sehr zerstörten Stelle IvO. 13 (IGA 117). Sie sind vielleicht nicht die einzige solche, wenn nämlich in jenem Vertrag auf 50 Jahre

1) Das fordern auch Comparetti a. a. O. 83 und Francotte, La polis grecque 131[3]. Vgl. auch die *πρόξενοι*, die IG. XIII 636 neben einem *δαμιωργός* als Zeugen bei einer Schenkung archaischer Zeit in Petelia, d. h. im Staatsgebiet von Kroton erscheinen. Das sind sicherlich keine Gastfreunde der Parteien, also Ausländer, sondern eine Behörde.

neben ihnen als den Fall behandelnd „die vom olympischen Tempel" (τὼρ [ἀπ]ὸ ναῶ τὠλυνπίᾳ) genannt werden [1]).

Was für eine Behörde sind nun diese Proxenoi? IvO. 11 (IGA 113) verleiht die Gemeinde der Chalandrier einem gewissen Deukalion das Bürgerrecht, er wird ϝισοπρόξενος und ϝισαδαμιῶργος. Letzteres ist klar, der Neubürger erhält das Recht in seiner neuen Gemeinde Beamter zu werden, aber was soll die erstere Bezeichnung? Das Recht, sich von fremden Staaten, die in Chalandrion oder wie der Ort hieß einen Proxenos suchen, dazu bestellen zu lassen? Eine Selbstverständlichkeit und jedenfalls nichts, was an die erste Stelle, vor die Befugnis gehörte, Präsident des kleinen Staates zu werden. Den Sinn ergibt jener Vertrag: der Geehrte erhält das Recht, Beamter in Chalandrion und dessen Vertreter in der Verwaltung des großen Heiligtums zu werden. Das ist etwas, was Sinn hat, und was vor allem in der Urkundensprache vor die Befugnis zur Bekleidung profaner Posten gehört.

Man hat sich daran gewöhnt, in Chalandrion und jenen zwei vertragsschließenden Gemeinden Demen von Elis zu sehen (vgl. Swoboda in Hermann's Staatsaltertümern III 5⁶) und folgert aus jenen Urkunden, daß Elis so locker organisiert gewesen sei, daß seine Demen hätten Krieg führen und das Bürgerrecht verleihen können. Eine ganz unmögliche Vorstellung. Staaten, die wie Sparta und Athen auf 50 Jahre Frieden schließen, sind eben souverän und weiter nichts, und eine Einzelgemeinde, die das Bürgerrecht eines übergeordneten politischen Gebildes verleiht, ist hellenistisch, nicht archaisch. Und endlich: Urkunden von Selbstverwaltungskörpern haben wir aus Athen erst aus der Mitte und der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Gerade wenn man mit den olympischen Bronzetafeln weit hinauf will, ist es hart, unter ihnen Demenurkunden zu suchen.

Es bleibt bei einem Staat Chalandrion o. ä., der zu einem in Olympia amtierenden Kollegium der Proxenoi ein oder mehrere Mitglieder entsendet. Dann haben wir also einmal in Olympia eine Verwaltung in amphiktionischer Weise, genau wie auf dem heiligen Boden des Apollon bei Delphi nach dem Untergang von Kirrha, genau wie in Delos, wo Athen und mehrere umliegende Inselgemeinden eine solche amphiktionische Verwaltung bilden (IG. II², 2, 1633 ff.), genau wie am Tempel des Apollon Hyperteleates sö. Sparta, wo diese Stadt und die an das Heiligtum grenzenden Perioikengemeinden die Verwaltung haben (mein Staatsrecht I 3).

1) Ergänzung und Lesung sind aber nicht sicher; vgl. Comparetti a. a. O. 82.

Einer solchen Vorstellung von der Geschichte Olympias widerspricht nun die gesamte elisch gefärbte literarische Überlieferung vollkommen. Trotzdem wird jene gebieterisch gefordert durch die Urkunde IvO. 9 (IGA 110): Elis und Heraia beschwören einen hundertjährigen Vertrag und vereinbaren bei Vertragsverletzungen eine Konventionalstrafe, zahlbar an die Tempelkasse in Olympia. Eine reine Unsinnigkeit, wenn diese Tempelkasse und die Verwaltung des Heiligtums in elischer Verwaltung sind. Dann würde das den Vertrag verletzende Elis das Geld praktisch überhaupt nicht zahlen, sondern aus einer Kasse in die andere überführen, während Heraia im gleichen Fall das Geld ins Ausland abzuführen hätte. Man stelle sich vor, daß Athen mit einem anderen souveränen Staat einen Vertrag abschließt und beide sich verpflichten, im Falle der Vertragsverletzung eine Geldstrafe an die Göttin auf der Burg zu zahlen! Zur Zeit des Vertrages zwischen Elis und Heraia muß eine nicht oder nicht rein elische Verwaltung in Olympia bestanden haben, also eben jene amphiktionische der Proxenoi.

Damit erhebt sich die Frage nach der Chronologie dieser Inschriften und der olympischen Inschriften überhaupt. Ein Hinausschieben einer größeren Zahl der archaisch anmutenden Texte in das 6. oder gar das 7. Jahrhundert, gegen das schon Comparetti a. a. O. 77 f., 83 protestiert hat, ist a priori deswegen sehr unwahrscheinlich, weil wir leidlich sicher datierte Urkunden erst aus dem vierten Jahrhundert haben, und derart das fünfte ganz frei von Inschriften bliebe. Festen Boden bietet uns die Urkunde IvO. 36 (Syll.[3] 171), die drei Hellanodiken kennt und wo Pisa im Besitz von Olympia erscheint, wir also in oder nahe dem Jahr 364 sind (Xen. Hell. VII 4, 14. 28 f; Diod. XV 78, 2; Euseb. armen. p. 96 Karst). Die Inschrift des arkadischen Alea IvO. 30 (IGA 105) ehrt den Athener Diphilos von Prosop. Att. 4471, der in der Mitte des fünften Jahrhunderts noch ein Knabe ist. Da nun 431 bis 421 und 413 bis 404 keine arkadische Stadt (als Mitglied des peloponnesischen Bundes) einen Athener ehren kann, gehört der Text in die Jahre nach dem Nikiasfrieden oder bald nach 404. Er ist fühlbar archaischer als der von 364: dreistrichiges Sigma, Alpha mit stark schrägem Querbalken. Andererseits bietet er schon das ionische Xi und das Theta hat einen Punkt, kein Kreuz in der Mitte. Am wichtigsten für unseren Zweck ist IvO. 31 (IGA 107 m. d. Nachtrag p. 176), weil hier eine klare Datierung nach zwei Hellanodiken erhalten ist: der Schriftcharakter ist etwa der Art wie bei IvO. 30, das Sigma schon vierstrichig, dafür das Theta noch mit dem archaischen Kreuz, was sich also etwa aufhebt. Man setzt

die Urkunde heute auch in die Zeit der pisäischen Gegenolympiade von 364, weil die Nationalität der auf ihr zu Proxenoi (natürlich im gemeingriechischen Sinn) ernannten Personen die boiotische Seite in der Mächtegruppierung der Zeit wiederspiegele (so im Kommentar in den IvO.). Geehrt werden ein Magnete, ein Thebaner, ein Syrakusaner, ein Sikyonier, ein Argiver. Das ist für 364 unmöglich: Syrakus steht vielmehr auf der Gegenseite und ist mit Sparta verbündet (Xen. Hell. VII 1, 20; 4, 12)[1]. Nichts hindert, hier die Überlieferung des Pausanias zu Hülfe zu nehmen (o. S. 160) wonach die zwei Hellanodiken bis 400 im Amt waren. Die Urkunde wird in die letzten Jahre des 5. Jahrhunderts gehören. Und wir vermeiden die Härte, daß die Zahl der Hellanodiken in der kurzen Zeit des pisatischen Interregnums gewechselt haben soll: die sicher ihm angehörige Urkunde IvO. 36 hat wie gesagt drei solche[2].

Etwas moderneren Schriftcharakter als die eben besprochenen Texte hat IvO. 17 (IGA 122). Das paßt sehr gut, wenn die Ergänzung in den IGA angenommen werden soll; es ist hier von einer offenbar kürzlich geschehenen Plünderung in Olympia die Rede: die Teilnehmer an den Wettkämpfen müssen beschwören, daß sie daran keinen Teil gehabt haben. Das wird dann die arkadische Okkupation von 364 sein, und der Text gehört in die nächste oder eine der nächsten Olympiaden.

Spätere Texte brauchen uns nicht aufzuhalten: IvO. 39 und 44 haben 10 bzw. eine unbestimmte größere Zahl von Hellanodiken, wie bei hellenistischen Urkunden zu erwarten. IGA. 120 und 120 a, die Weihungen der kleinen Gemeinden Aleision, Amphidolon und Akroreia, haben auch jüngere Formen, man setzt sie allgemein in das vierte Jahrhundert, später als die Befreiung der elischen Perioiken durch Sparta. Das wird richtig sein, aber auch als Perioiken bildeten die Staaten politische Einheiten, die Weihungen vollziehen konnten. IvO. 15 (IGA. 114) mit den Gelddepots eines gewissen Zeuxias „im Kriege" hat noch das dreistrichige Sigma: der Ansatz von Meister (Griechische Dialekte II 27) auf die Zeit des peloponnesischen Krieges hat keine Bedenken. Unser Eindruck war der, daß die letzte Generation des fünften Jahrhunderts in

1) Die Nennung eines Thebaners an sich ist für die Zeit um 364 nicht anstößig; auch im boiotischen Staat, wie er nach Leuktra sich gestaltete, nennen sich die Bürger nach dem Ethnikon der Heimatsgemeinde: vgl. z. B. die Liste der *ναοποιοί* in Delphi Dittenb. Syll. $1^3$ p. 340.

2) Die im elischen Kanon als illegitim ignoriert werden; in ihm hat Olympia damals 8 elische Hellanodiken (o. S. 157).

Olympia und Umgebung noch recht archaisch geschrieben hat, erst im vierten geht man allmählich davon ab.

Interessant ist die Frage nach der Zeitstellung von IvO. 16 (IGA. 119 m. d. Nachtrag p. 180; Griech. Dial. Inschr. 1151). Es werden Dinge in Skillus geordnet. Die Behörde der *δαμιωργία*, und wenn sie versagt, die ganze Gemeinde werden bei Unruhen in der Stadt verantwortlich gemacht. Zwei als *καταστάτω* bezeichnete Personen, Nikarchidas und Pleistanos, sind in Skillus tätig und kontrollieren die ganze Verwaltung, man kann etwa sagen als Podestá. Und nach Zeile 17 übertrugen (*ἐπέτραπον*) die Leute von Skillus bestimmte Rechte an Mantineia. Dies ist das, was sich mit Blaß (Griech. Dial. Inschr. a. a. O.) aus dem zur Hälfte zerstörten Text gewinnen läßt. Die Interpretation in den IGA nimmt eine Unterwerfung durch Elis an, wobei Mantineia als Garant für bestimmte Sicherheiten der Unterworfenen genannt würde. Das paßt sehr viel schlechter zu dem Erhaltenen und ist äußerst kompliziert. Mantineia müßte dann, um die Sache auf gemein-griechisch auszudrücken, als *ἔκκλητος πόλις* fungieren, und das verträgt sich wieder nicht mit der Vorstellung von einem den Eleern unterworfenen Skillus. Eine solche vermittelt sonst immer zwischen souveränen Staaten. Die Stellung der beiden Katastaten ist nicht als dauernd gedacht. Sie erscheinen fast ständig nur mit dem Namen, sollen also offenbar keine Nachfolger erhalten, sondern erfüllen einen kommissarischen Auftrag, eine Neuordnung in einer Übergangszeit, namens und im Auftrag von Mantineia, zweifellos ihrer Heimatstadt (s. Blaß).

Die Zeit ist nach Blaß vor 570, weil damals Skillus von Elis unterworfen und nie wieder als Staat erwähnt werde. Das ist nicht richtig: Xen. Hell. VI 5,2 ist Skillus wieder ein solcher, einer der 398 von Elis abgetrennten Perioikenplätze. Und nach dem Gesehenen ist es an sich außerordentlich unwahrscheinlich, diese längste aller Inschriften der olympischen Bronzeplatten so hoch hinaufzurücken, mehr als zwei Menschenalter vor die kurze, geradezu stammelnde Verfügung Athens über die Kolonisten auf Salamis IG I² 1. Die Schrift hat bereits das jüngere Theta ohne Kreuz, ein dreistrichiges, aber auffallend kursives Sigma, z. T. ein Alpha mit wagerechter Querhasta. Von den beiden Perioden, wo es ein von Elis unabhängiges Skillus gab, kommt nur die nach 398 in Frage. Nun fällt aus die Zeit von 386 bis 371, wo es einen Staat Mantineia nicht gegeben hat (Xen. Hell. V 2,7; VI 5,3). Es fällt ferner aus die Zeit vor 386, wo das eben von Sparta befreite Skillus sich unmöglich einen anderen Schutzherrn aussuchen

konnte, und Sparta es unter keinen Umständen zugelassen hätte, daß ein nicht einmal formell zum peloponnesischen Bunde gehöriger Staat (vgl. mein Staatsrecht I 32) die Aufrechterhaltung der Ordnung im Bundesgebiet der Vormacht aus der Hand nahm. Es bleibt also nur die Zeit nach Leuktra, wo die Gemeinden in Triphylien zwar wieder von Elis beansprucht werden (Xen. Hell. VI 5,2f.) aber sich an Arkadien anschließen (Diod. XV 77,2; vgl. Xen. a. a. O. VII 1,26), und als Elis sich in seinen guten Beziehungen zu letzterem zunächst dadurch nicht stören läßt; vgl. den Beitrag zur Wiederbefestigung von Mantineia Xen. a. a. O. VI 5,5: sehr begreiflich, die starken Arkader in Triphylien waren für das schwache Elis ein angenehmer Flankenschutz gegen die vorerst in Lepreon sich haltende spartanische Garnison (Xen. a. a. O. VI 5, 11). Wir können noch weiter gehen: die Monate nach Leuktra sind zugleich die letzten, die in Frage kommen; denn im Herbst 370 ist Mantineia als politisch handelnde Einheit in dem neuen arkadischen Koinon aufgegangen, kann also kein eigenes Protektorat im Ausland mehr ausüben. Die Inschrift gehört in die Zeit zwischen August 371 und Herbst 370.

Danach werden wir alle Texte aus Olympia, die halbwegs moderne Formen verraten, mit doppelter Sicherheit tief in das vierte Jahrhundert herabrücken, so also neben den genannten den elischen Pachtvertrag IvO. 18 (IGA. 121).

Für die Zeit vor 400 und gar vor dem peloponnesischen Kriege bleiben also nur die ausgesprochen archaischen Texte mit dem dreistrichigen Sigma, dem Theta mit Kreuz, dem halbrunden Gamma, dem Alpha mit der schrägen Querhasta. Und auch hier wird man nur mit Vorsicht sich allzuweit von den bisher besprochenen Urkunden entfernen, denn manche dieser Eigentümlichkeiten, wenn auch nie mehr alle zugleich, hatten auch mehrere Inschriften des späten fünften und des vierten Jahrhunderts.

Für die Verwaltung von Elis und Olympia kommen von solchen archaischen Urkunden in Frage IvO. 1—4, 7, 10, 11, 13, 14 (IGA. 109, 112, 111, 113b, 113c, 118, 113, 117, 113a), dazu kommt die o. S. 162 erwähnte Vertragsurkunde zwischen Elis und Heraia. Davon ist IvO. 1 als einzige bustrophedon geschriebene Inschrift die älteste oder doch eine der ältesten. Anhalte zu einer Datierung auf wenige Jahren fehlen, da die einzigen sicher datierten (IvO. 22 und 24), welche vor die Zerstörung von Megara Hyblaia bezw. die Umnennung von Zankle in Messana fallen, d. i. spätestens dem Anfang des 5. Jahrhunderts angehören, sizilischer, also so entfernter Herkunft sind, daß man, auch wenn man sich einen olym-

pischen Schreiber bei der Herstellung der uns erhaltenen Kopien tätig denkt, nicht solche Schlüsse auf den Schriftcharakter bauen kann, wie bei Texten aus der triphylischen oder arkadischen Nachbarschaft von Elis. Immerhin läßt sich manches erkennen; in IvO. 3 und 7 ist die Rede von einem Rat von 500 Köpfen und dem δᾶμος πλαθύων bezw. πληθύων (letzteres ein Eindringen der κοινή in den Dialekt, also sicher nicht alt). Das ist die Phraseologie der athenischen Demokratie, die auch die zehn elischen Phylen getreulich nachahmen. Es liegt auf der Hand, daß wir hier später sind als der Synoikismos von 470; denn der Ausweg Swobodas Staatsaltertümer III 160f., die elische Demokratie in die Zeit Solons hinaufzuschieben, ist eine krasse Unmöglichkeit: damals gab es in Elis ja eben keine Stadt, sondern nur Dörfer und Gutshöfe. Die ganze soziale Struktur des Landes wehrt sich gegen eine solche Vorstellung. Nun haben die Inschriften, die einen einzigen Hellanodiken im Amt nennen (IvO. 2 und 14), paläographisch kaum einen anderen Charakter als jene Texte. Die erstere hat aber noch ein weiteres Kriterium, sie erwähnt als Funktionäre des elischen Staates u. a. die δαμιωργία und ὅϙ μέγιστον τέλος ἔχει. Das erinnert, wie bereits Comparetti a. a. O. 74[3], vgl. 78, betont hat, stark an die elischen Beamten, die zur Zeit des peloponnesischen Krieges vorhanden sind (Thuk. V 47, 9): die δημιοῦργοι und οἱ τὰ τέλη ἔχοντες. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie stark die Unterschiede im Beamtenapparat des archaischen, des perikleischen und des demosthenischen Athen sind, wird man sich hüten, mit IvO. 2 in eine ferne Urzeit zurückzuspringen. Es ist garnicht unmöglich, daß wir hier ebenfalls noch nach 470 sind, und die Ersetzung des einen natürlich gewählten[1]) Hellanodiken durch zwei erloste nicht zugleich mit der Reform von 470, sondern erst später und als ihre Auswirkung vorgenommen worden ist. Lange vor 470 können wir mit dem Text auf keinen Fall hinaufgehen.

Die Inschriften von o. S. 160f., welche die Proxenoi als amphiktionische Verwaltung von Elis nennen, sind nun in ihrem Charakter garnicht anders als die eben behandelten; sie geben keinen Termin, aber zeigen uns sicher, daß diese Form der Verwaltung nicht allzu lange vor 470 noch existiert haben muß. Sie ist offenbar auch nicht auf einmal von der rein elischen abgelöst worden: IvO. 13 nennt unmittelbar nach einander die Proxenoi und das (doch wohl

1) Die Wahl auch richtig bei Schol. Pind. Ol. III 22. Sie ist eine bare Selbstverständlichkeit. Der gemischte Modus, halb Los halb Wahl, von Schömann-Lipsius II 65 ist Phantasie.

elische) Volk. Es ist also ganz richtig gewesen, wenn in den IvO. bei Nr. 11 (IGA. 113) die Möglichkeit eines Herabrückens des Textes (Chalandrion und Deukalion) weit nach 570 offengehalten wird. Man mag sich den Verlauf etwa so denken (natürlich nur als ungefähres Beispiel für das Mögliche), daß im 6. Jahrhundert Elis und eine ganze Anzahl anderer kleinerer Staaten gemeinsam das Heiligtum von Olympia durch eine Körperschaft der Proxenoi (der „Gastempfänger" bei der Synegyris) verwaltet haben, Elis hat dann, sagen wir gegen 500, verstanden, seine weltlichen Behörden hineinreden zu lassen und einen eigenen Hellanodiken für das Fest bestellt. Im 5. Jahrhundert hat es die Proxenoi vollends hinausmanövriert, bezw. einschlafen lassen; sagen wir etwa: bei der Perioikisierung der kleinen, bisher autonomen Staaten, auf die Herod. IV 148 anspielt, also etwa in den sechziger Jahren. Diese älteren Phasen der Geschichte des Heiligtums hat die orthodoxe elische Auffassung dann später ebenso gern in Vergessenheit sinken lassen, wie das Judentum die ältere Geschichte des jerusalemitischen Kultus vor dem Deuteronomion. In Elis hat man alles, was zwischen der Zeit Pisas und der Herstellung des später normalen Zustandes um 460 lag, totgeschwiegen. Wir werden gleich sehen, daß man sogar, wenn auch nicht mit gleichem Erfolg, versucht hat, die pisatische Herrschaft selbst wegzuinterpretieren[1]).

Über die Zustände der Zeit der olympischen Amphiktionie, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen kann, wissen wir natürlich wenig. An kultischen Beamten nennen IvO. 1 und 4 (IGA. 103; 113 b) den Hiaromas und den Theokolos. Letzterer hat sich stets gehalten (Olympia-Werk I 35), der erstere fehlt später, ist also wohl der elischen Neuordnung zum Opfer gefallen, das Wort begegnet nur noch bei Hesych. s. v. Jedenfalls ist der Hellanodike wohl nicht sein Nachfolger, da dieser nicht mit den *ἱερά*, sondern nur mit dem Agon zu tun hat.

Jeder Versuch, über etwa die Mitte des 6. Jahrhunderts hinaufzugehen, trifft zuerst auf den Namen Pisa, die Frage seiner Zerstörung und Einverleibung in Elis. Der Ausgangspunkt für alle elische Territorialgeschichte ist die o. S. 158 f. besprochene Tat-

1) Eine einzige Stelle in der Literatur kann auf jene amphiktionische Organisation anspielen. Bei dem Frieden von 398 erheben die Einwohner von mehreren kleinen Ortschaften (*χωρῖται*) den Anspruch auf die Verwaltung in Olympia (Xen. Hell. III 2, 31). Das sind offenbar die Bewohner der kleinen 398 befreiten Plätze, denen die alte Ordnung damals also noch vertraut war. Die Angabe bekommt jetzt einen neuen Sinn.

sache[1]), daß um 400 alles Land südlich des Alpheios nicht zum elischen Bürgergebiet gehört, ausgenommen allein die Ortschaft Epeion, die sw. Heraia gelegen haben muß (zur Lage s. Philippson RE. VI 186). Ebenso lagen außerhalb des Bürgergebietes von Elis Letrinoi, Amphidolion und Marganon am rechten Ufer des Alpheios zwischen Olympia und dem Meer (die Lage nach Xen. Hell. III 2, 25), ferner die Akroreia und Aleision im Bergland nördlich des Alpheios an der arkadischen Grenze, Aleision sogar an dem Bergweg von Elis nach Olympia gelegen (Strab. VIII 3, 10). Der elische Staat umfaßte also im Südosten der gleichnamigen Landschaft nur einen schmalen Zipfel, der zwischen Letrinoi und seinen Nachbarn einerseits, der Akroreia und Aleision andererseits eingeklemmt, erst dicht westlich Olympia den Alpheios erreichte, bis oberhalb Phrixa auf seinem rechten Ufer blieb und erst hart an der arkadischen Grenze nach Süden über das Flußtal hinausgriff und Epeion umschloß. Damit ist klar, daß Elis nicht schon damals die ganze Pisatis einverleibt hat, — ganz wie bei der gemischten Verwaltung von Olympia zu erwarten. Denn Strabon gibt a. a. O. 32 den Umfang der Pisatis auf acht Ortschaften an, von denen er sofort namhaft macht: Salamona und Herakleia nw. Olympia, Harpina n. des Alpheios ö. Olympia. Ferner gehören hierher doch wohl die in einem Atem damit genannten Plätze Kikysion und Dyspontion w. Olympia, ebenfalls n. des Flusses. Das sind fünf Namen, die sechste Ortschaft ist nach Strabon a. a. O. 10 Aleision, das (wenn auch umstritten) pisatisch war, die siebente wäre Pisa selbst, als achte bietet sich irgend einer der bei Xen. Hell. III 2, 25 dicht westlich Olympia genannten Orte, vielleicht Amphidolion oder Marganon, oder wenn man Aleision nicht mitrechnen will, beide[2]). Sicher elisch sind nach der Lage und mindestens seit der Einverleibung von Epeion: Salamona (vgl. IvO. 18; IGA. 121), Herakleia, Pisa und Harpina, vermutlich auch Kikysion und Dyspontion, die 398 nicht befreit werden[3]), die anderen waren noch um 400 Perioiken, so sicher Marganon und Amphidolion.

Aber es gab noch mehr Ortschaften und die Dinge lagen noch komplizierter. Wir haben die Urkunde schon o. S. 161 besprochen,

1) Quellen: Xen. Hell. III 2, 25. 30 f.; IGA. 120. 120a (vgl. o. S. 163).

2) Oder endlich einer von ihnen und Lenos von Phlegon fr. 7, dessen Lage in der Pisatis freilich nur auf der Autorität des den Phlegon zitierenden Stephanos von Byzanz beruht.

3) Dyspontion lag zudem an dem Wege von Elis nach Olympia (Phlegon fr. 4); da der Bergpfad über Aleision das Bürgergebiet zeitweilig verließ, muß eigentlich der Weg über Dyspontion im Bürgergebiet geblieben sein.

wo die Gemeinde Chalandrion (o. ä.) einem gewissen Deukalion das Bürgerrecht verleiht und ihm zugleich „das Land in Pisa" garantiert. Die herrschende Ansicht sieht die Dinge so an, als ob die Gemeinde ihm ager publicus überläßt. Eine andere Möglichkeit, den archaischen Verhältnissen der Frühzeit sehr viel angemessener, wäre die, daß sich hier ein Grundherr mit seinem Land einer Gemeinde anschließt, genau wie sich die thessalischen Barone, und diese noch sehr viel später, an die benachbarten Städte angeschlossen haben, ihre Bürger geworden sind und so die Städte das flache Land allmählich auffraßen (vgl. meine Ausführungen Nachr. d. Gött. Ges. 1924, 140). Die Inschrift ist stark archaisch, aber nach dem oben Gesehenen doch kaum tief in das 6. Jahrhundert zu rücken. Andere solche Gemeinden der Gegend waren die Metapier und Anaitier, die wir o. S. 160 als vertragsschließende Mächte gefunden haben. Die Gestaltung der Dinge war eben sehr viel buntscheckiger, als die elische Orthodoxie später zugeben wollte. Ob die überhaupt an Elis gekommenen pisatischen Gemeinden alle auf einmal übergeschluckt wurden, ob Plätze wie die eben aus den Urkunden genannten bald darauf oder etwa erst bei dem Synoikismos oder gar erst bei der Perioikisierung der anderen Ortschaften eingemeindet wurden, läßt sich garnicht sagen. Strabons Notiz a. a. O., daß die Bewohner von Kikysion und Dyspontion zum großen Teil nach Epidamnos und Apollonia auswanderten, hilft nicht weiter; er sagt nicht, daß sie bei der ersten Gründung der Kolonien mittaten, die nach Eusebios noch in das 7. Jahrhundert fällt. Es ist durchaus denkbar, daß Gemeinden wie Chalandrion bis zu den Vorgängen von Herod. IV 148 souverän waren; daß sie unter den Verbündeten von 479 auf der Schlangensäule nicht erscheinen, wo nur Elis und Lepreon genannt werden, beweist nichts für Perioikisierung oder gar Einverleibung irgendwelcher Orte: ein paar Dutzend arkadischer Plätze, die damals und lange danach bestanden und sogar zum peloponnesischen Bund gehört haben, fehlen ebenfalls.

An Strabons Angaben über den Umfang der Pisatis und erst recht an den Urkunden scheitert nun unbedingt ein guter Teil der Tradition über die Geschichte der Beziehungen zwischen Elis, Olympia und Pisa. Die Überlieferung, der Pausan. VI 22, 2 folgt, kennt überhaupt keine dauernde Herrschaft Pisas in Olympia; nur zwei Mal, in den Olympiaden 8 und 34, habe sich Pisa des Heiligtums bemächtigt, das erste Mal mit Hülfe Pheidons von Argos, das zweite Mal aus eigener Kraft (748 bezw. 644). Bei einem dritten solchen Anschlag auf den staatlichen Bestand von Elis, der von

einem Abfall von Makistos und Dyspontion von Elis begleitet war, wurde dann Pisa zerstört (Ol. 48; 588 v. Chr.). Aus der Beute wurde (Paus. V 10, 2) der Tempel von Olympia gebaut. Nach dieser Version hat also Olympia niemals zum territorialen Bestande von Pisa gehört, lag immer in Elis, nur nahe der pisatischen Grenze, sodaß dieser unruhige Nachbar in isolierten Fällen sich durch einen Überfall in den Besitz des Heiligtums setzen konnte. Von den acht Ortschaften, die Strabon zur Pisatis rechnete, fallen so nur Pisa selbst und Harpina in ihre Grenzen, die ganze Landschaft schrumpft zu einem Zwergengebilde zusammen. Zugleich sollen Dyspontion und Makistos, letzteres in der Osthälfte von Triphylien, schon im frühen sechsten Jahrhundert mindestens als Perioiken zu Elis gehört haben, wenn nicht eingemeindet gewesen sein. Also Gegenden, wo Elis noch mitten im fünften Jahrhundert Unterwerfungskriege zu führen hatte (Herod. a. a. O.). Auch die o. S. 157 zitierte Nachricht, die Pausanias V 9, 4 ff. über die Geschichte der Verwaltung des Heiligtums hatte, paßt sich dieser Vorstellung an: die Verwaltung geht von den Oxyliden auf den Staat über, es findet keine Landabtretung und keine Einverleibung statt, sondern nur eine administrative Reform innerhalb der stets gleich bleibenden elischen Grenzen. Die ganze Überlieferungsschicht ist extrem elisch-orthodox und nichts weniger als geschichtliche Wahrheit.

Auf andere Weise, aber nicht weniger elisch gefärbt ist die andere Tradition, die bei Eusebios armen. p. 92 ff. Karst (nach Africanus) vorliegt. Nach ihr hat Elis Olympia im Besitz von der ersten Olympiade an (vgl. im Kanon 1240 Abr.) bis zur 27., dann wieder in der 29. und dauernd von der 53. ab. In den Olympiaden 28 und 30—52 herrscht Pisa (668 und 660—572). Hier wird also wenigstens zugegeben, daß Olympia einmal lange zu Pisa gehört hat, aber die bestehende elische Herrschaft wird dadurch legitimisiert, daß vorher eine elische Periode eingelegt und vor allem die Selbständigkeit von Pisa als ein Abfall von Elis bezeichnet wird (zu Ol. 30): hier wird also die Existenz eines Staates Pisa für die Frühzeit überhaupt abgeleugnet. Pausanias hatte ständige Existenz von Pisa, aber als Zwergstaat ohne Olympia. Eusebios hat ein Pisa, das Olympia umfaßt, aber als sekundäre und illegitime Bildung: beides typisch legitimistische Versionen, die sich gegenseitig ausschließen und vor allem gegenseitig entlarven [1].

1) Konziliatorische moderne Ausgleichsversuche, wie das von Förster (de hellanod. 9 ff.) erfundene elisch-pisatische Condominium brauchen uns nicht aufzuhalten.

Mit Eusebios eng verwandt sind Nachrichten, die Strabon hat (VIII 3, 30). Hier gehört Olympia bis zur 26. Olympiade zu Elis, dann „für einige Zeit“ zu Pisa, um später mit Pisa an Elis „zurückzufallen“, nämlich im Sinne der angeblichen homerischen Geographie, die kein eigenes Pisa neben Elis kennt, genau wie Eusebios. Diese endgültige Einverleibung habe stattgefunden, als nach dem zweiten messenischen Kriege Sparta und Elis zusammen gegen Pisa und Triphylien vorgingen. Weiter meldet Strabon (§ 33), unter Zitierung von Ephoros, daß Pheidon von Argos einmal in Pisa Fuß faßte und die Olympien feierte: eine Anolympias nach elischer Auffassung, worauf aber Elis sich an Sparta angeschlossen, den Pheidon überwältigt und Pisa sowie Triphylien einverleibt habe. Pheidon erscheint hier also wie auch in der Überlieferung bei Pausanias, aber chronologisch ganz anders eingeordnet: nicht am Anfang, sondern am Schluß der elisch-pisatischen Auseinandersetzungen. Es ist ein gänzlich unmögliches konziliatorisches Verfahren, wenn man bei Pausanias die Olympiade 8 als Termin von Pheidons Eingreifen in 28 ändert, wie es bei Förster a. a. O., im Olympiawerk u. ö. geschieht. Zumal das nichts hilft und ein Zirkelschluß ist. Die 28. Olympiade als Zeitpunkt der Beendigung des zweiten messenischen Krieges ist das Datum der Überlieferung bei Pausanias (s. den Überblick über die antiken Nachrichten bei Beloch, Griech. Gesch.[2] I 2, 262 f.), die sonst von Strabon und Ephoros abweicht, durch dessen Herstellung man also keine Brücke zu letzteren schlägt.

Strabons Notizen sind nicht einheitlich. Das verrät sich durch die Wendung, daß Pisa ab Ol. 27 „für einige Zeit“ Olympia besessen habe. Der Endtermin ist unterdrückt, natürlich weil er nicht zu dem paßte, was Strabon nachher aus Ephoros entnehmen wollte, der Zerstörung Pisas nach dem zweiten messenischen Kriege und im Anschluß an den Zug des Pheidon. Es ist müssig, sich auszumalen, was Strabons erste Quelle für ein Datum geboten haben mag. Wir sahen, daß es viele Varianten gab, und dürfen uns nicht einbilden, alle zu kennen, sodaß wir an einem Zipfel, der hervorlugt, die ganze betr. Version erkennen können. Genau die eusebische war es nach der Abweichung im Anfangstermin der pisatischen Herrschaft sicher nicht.

Aber nicht nur die ganz abwegige Überlieferung bei Pausanias, sondern auch die zuletzt besprochenen Formen sind unvereinbar mit den geographischen Notizen Strabons über die Ausdehnung der Pisatis, nach denen Olympia mitten und tief im Staatsgebiet von Pisa liegt, strittiges Gebiet erst bei Aleision, also weit

nordwestlich davon anfängt, während von Ansprüchen von Elis auf Gebietsteile jenseits (sö.) Aleision nicht die Rede ist. Es liegt auf der Hand, daß wenn in der Zeit der Fixierung der Überlieferung die Eleer die beati possidentes sind, und die eine Tradition behauptet, Olympia habe ihnen so gut wie immer gehört, eine andere, es habe nur eine längere Unterbrechung ihrer Herrschaft dort gegeben, und eine dritte, sie hätten von Hause aus mit Olympia und seiner weitesten Umgebung nicht das mindeste zu tun, daß dann nur die letzte Form historisch richtig sein kann. Sie zu erfinden, hatte einzig und allein niemand Ursache. Wir müssen die ganze vor der pisatischen Herrschaft liegende elische Periode in Olympia streichen.

Das Datum für den Fall von Pisa Ol. 48 bei Pausanias steht im Rahmen der allerschlechtesten Tradition. Die wenigstens etwas ehrlichere bei Eusebios kennt eine Existenz Pisas bis mindestens Ol. 52. Die moderne Art, den Fall von Pisa auf Ol. 52 (572—569) zu setzen (z. B. Olympiawerk I 26), ist also, wenn man sich überhaupt auf Jahreszahlen einlassen will, die richtigere. Aber auf sicherem Boden stehen wir hier auch noch nicht, die Begleitumstände, Einverleibung von ganz Pisa in Elis und Errichtung einer elischen Verwaltung des Heiligtums, sind schon oben an den Urkunden zu Fall gekommen.

Unabhängig von all jenen Versionen haben wir nur wenige Notizen. Herodot II 7 kennt als abgemessen die Länge des Weges von Athen zum Tempel in Pisa. Solche Abmessung gehört in die Zeit der straßenbauenden Tyrannen, wie allgemein anerkannt ist. Die Nennung von Pisa erfordert nicht mehr die Existenz eines Staates dieses Namens, aber doch die Lebendigkeit der Bezeichnung; wir sind also sicher nicht lange nach dem Untergang der Stadt. Eine zweite Herodotstelle II 160 läßt die Eleer bei König Psammetich II (593—588) Rat einholen betr. die beste Einrichtung der Spiele. Die Erzählung ist aber rein anekdotisch, nicht einmal ätiologisch; denn der Rat des Königs, die eigenen Landsleute aus der Konkurrenz auszuschließen, ist nicht befolgt worden: wir haben elische Sieger in den Olympiaden 52, 60, 66 (?), 67 (?), 86, 90, 93, 96, 97, 98, 100 usw.[1]). Sicher historisch ist die Besetzung von Olympia durch Pheidon von Argos und zwar auf Kosten von Elis, nicht von Pisa, nach Herod. VI 127. Diese älteste Nachricht über Pheidon setzt ihn um 600, denn sein Sohn ist um 575 unter den

1) Förster, Sieger i. d. olymp. Spielen (Progr. Zwickau 1891—92, Nr. 97, 114, 142a, 148a, 254, 268, 282, 294ff., 299, 301ff., 310, 312, 325 usw.).

Freiern der Agariste. An der ungefähren Richtigkeit des Ansatzes zweifle ich nicht, Herodot hat überall niedrigere Ansätze für die großen Herren der Tyrannenzeit, die gegenüber den Versuchen der Chronographen, die Frühgeschichte wie ein Gummiband an den Fall Trojas heranzuziehen und die Lücke zwischen Homer und dem Beginn historischer Nachrichten zu überbrücken, allemal den Vorzug verdienen. Ist Herodot auf die Goldwage zu legen, wonach der Zug gegen Elis zur Zeit der Hochzeit der Agariste bereits geschehen war, so fällt das Datum Ol. 52 (572—569) für die Zerstörung von Pisa aus; denn Pheidon fand bereits eine elische Herrschaft in Olympia vor. Aber gegen einen Ansatz in die ersten zwei Jahrzehnte des 6. Jahrhunderts ist nichts einzuwenden.

Die oft behandelte Frage der Zuverlässigkeit der olympischen Siegerliste wird von den obigen Ausführungen nur im allgemeinen berührt. Immerhin ist zu sagen: die Liste ist verknüpft mit der Geschichte des Agon einerseits, mit der der Verwaltung und der Behörden in Olympia andererseits. Daß die Geschichte des Agon völlig falsch ist, haben die Ausgrabungen gezeigt. Die Tradition leugnet die Existenz von Rennen mit Zweigespannen in der Frühzeit, gerade Zweigespanne als Weihgaben sind aber in den ältesten Schichten von Olympia üblich (Körte, Hermes 1904, 228 f.; Beloch a. a. O. 150, trotz Brinkmann, Rhein. Mus. 1915, 625 f.). Nun hat sich als Zweites ergeben, daß auch die Geschichte der Verwaltung von Olympia ganz verkehrt war, daß man schon in der klassischen Zeit jede Kenntnis der Verhältnisse des 6. Jahrhunderts verloren hatte oder unterdrückte: es wird immer schwerer, in der Siegerliste allein eine echte Urkunde zu sehen.

Die Liste steht gewiß nicht in der allerschlechtesten Gesellschaft. Die Überlieferung bei Eusebios war vielleicht einen Grad ehrlicher als die bei Pausanias, die niemals etwas anderes anerkannte als ein elisches Olympia, und daß die Anolympien 8 und 34 ihr fehlen, ist eher eine Empfehlung — die gehören eben in jene allerübelste Klitterung. Aber auch Eusebios' Geschichte des Platzes steht dem Bilde, das die Urkunden gaben, weltenfern.

Die Nachrichten über elische und pisatische Sieger in der Liste helfen kaum dazu, sie zu einer der oben geschiedenen Versionen in Beziehung zu bringen[1]. Sieger aus Elis in den frühen Olympiaden 1, 2, 5, 14 (nicht 15, wie bei Förster steht; bei Eusebios klarer als Paus. V 8, 6) passen zu jeder Version, denn alle Autoren

1) Vgl. zu dem Folgenden die Tabellen bei Förster, Sieger i. d. olymp. Spielen.

lassen Elis damals das Fest feiern. Und wenn nach Paus. a. a. O. der Sieger in der 14. Olympiade vielmehr ein Pisate war, lernen wir daraus nur, daß die verschiedenen Versionen der Geschichte des Heiligtums auch die Ethnika der Siegerliste nach ihrer Auffassung änderten: nach Pausanias gab es zur Zeit der 14. Olympiade einen, wenn auch kleinen Staat Pisa, nach Eusebios nicht (o. S. 170). In Ol. 27 steht bei Förster ein Elier Archidamos (Nr. 38). Das würde schwer passen zu Strabon, nach dem eben (zwischen Ol. 26 und 27) Pisa sich von Elis losgerissen hat, dagegen gut zu Eusebios und natürlich zu Pausanias, aber die Ansetzung des Archidamos auf diese Olympiade ist moderne Hypothese, hilft uns also nichts (s. zu dieser Olympiade auch unten). Den Elier von Ol. 37 will Swoboda RE. 2389 in einen Pisaten ändern, um so dem Bild von Eusebios zu entsprechen. Das ist natürlich unerlaubt, aber auch unnötig. Wenn sich eine Quelle die Dinge so denkt, daß sich Elis rund hundert Jahre mit der Selbständigkeit Pisas und seiner Verwaltung des Festes abgefunden hat, kann sie Leute aus Elis ohne weiteres im Laufe dieser drei Menschenalter am Sport teilnehmen lassen, ohne einen Widerspruch zu bringen. Der Pisate von Lenos, den Phlegon fr. 7 unter Ol. 48 genannt hat (vgl. aber o. S. 168[2]), hilft auch nicht. Nach Eusebios gehörte Olympia damals zu Pisa, nach Pausanias war Pisa ein benachbarter Staat, mit dem zwar innerhalb der nächsten vier Jahre ein Krieg ausbrechen sollte, der aber vorderhand genau so gut in Olympia auftreten konnte, wie jeder andere. Der Elier von Ol. 52 ist auch in jedem Fall uncharakteristisch. Entweder gehört Olympia schon zu Elis, oder aber noch zu Pisa, das zwar demnächst das Fest und seine eigene Freiheit an Elis verlieren wird, aber vorderhand mit ihm im Frieden lebt.

Neben der Variante unter Ol. 14, die einen Mann bald als Elier, bald als Pisaten bezeichnete je nach der Auffassung der Quelle über die staatlichen Grenzen der Zeit, haben wir noch die zweite, daß der Elier von Ol. 2 (bei Eusebios) bei Phlegon fr. 4 (hier unter Ol. 4) als Dyspontier bezeichnet wird, ein Ethnikon, das a. a. O. auch in der 27. Olympiade vorkommt. Hier läßt sich eher etwas sagen: Dyspontion ist nach Pausanias in der 48. Olympiade gegen Elis im Aufruhr, also vorher ihm untertan, wie natürlich bei einer Quelle, die Olympia stets zu Elis rechnet; dieser territoriale Zustand besteht seit jeher, für Pausanias' Version ist die politische Herkunftsbezeichnung Dyspontier in der Tat unerträglich. Auch daß Eusebios in dem einen bei ihm erhaltenen Fall

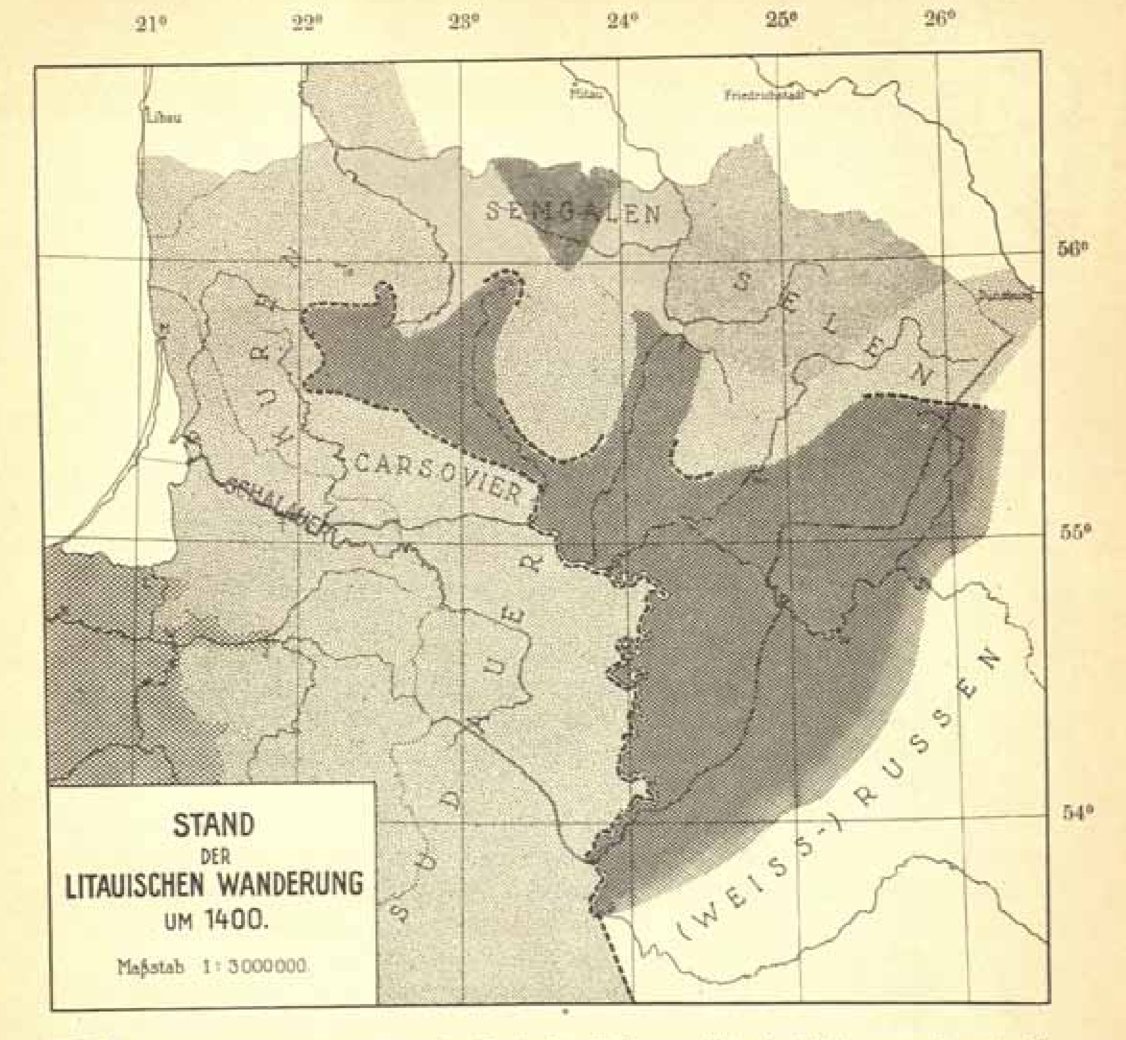
(Ol. 2) statt dessen Elier sagt, ist in der Ordnung. Er kennt nicht einmal ein selbständiges Pisa, weder in Ol. 2 noch in Ol. 27, kann also kein selbständiges Dyspontion kennen. Wir lernen aber aus Phlegons Notizen, daß ihm eine andere, uns nicht mehr vorliegende, aber Strabons territorialen Notizen (s. S. 168) verwandte Darstellung der Geschichte von Elis geläufig war, wonach Dyspontion lange einen eigenen Staat bildete, also Elis mit dem ganzen Alpheiosgebiet nichts zu tun hatte. Daß er dabei Dyspontion zu Pisa rechnete, ist nicht sicher, aber möglich: wenn die Bezeichnung eines Siegers als Mann aus Lenos in der Pisatis in fr. 7 in dieser Form bei Phlegon und nicht nur bei Stephanos von Byzanz stand, konnte er auch Dyspontion zur Pisatis zählen und doch das Ethnikon von fr. 4 gebrauchen. Diese Version ist von allen uns erkennbaren offenbar die historisch wertvollste gewesen, die Späteren haben wie so oft die schlechteren vorgezogen.

Verteidiger der Echtheit der Siegerliste betonen gern, daß man einem Fälscher nicht so viel historischen Takt zutrauen dürfe, wie sich in ihr zeigt: erst erscheinen Sieger aus Elis und den umliegenden Gegenden, dann beteiligt sich der ganze Peloponnes, endlich ziehen sich die Kreise über die ganze hellenische Welt. Dies Bild sei zu plausibel, um unecht zu sein. Auch dieses Urteil wird man modifizieren müssen: taktvoll wiedergegeben ist eigentlich nur die politische Welt der klassischen Zeit plus den Staaten, deren einstige Existenz jedermann geläufig war, Messenien und Pisa. Nur Dyspontion zwischen Elis und Olympia erscheint in der Liste. Wir haben aber gesehen, das im sechsten und bis in das fünfte Jahrhundert hinein in dem Süden der Landschaft Elis und in Triphylien ein viel bunteres Staatengewimmel geherrscht hat, als die elische Orthodoxie wahr haben wollte. Wenn Olympia in der Frühzeit ein Festplatz für die umliegenden Gemeinden war, müßte man bei wirklichem historischen Takt, der die Echtheit bewiese, Leute erwarten aus Aleision, Chalandrion, Skillus, Phrixa, aus der Akroreia, von den Metapiern und Anaitiern usw. usw. Diese früh verschollenen Namen sind aber schon der Siegerliste nicht mehr geläufig; sie operiert nur mit den grobschlächtigsten Tatsachen, der allbekannten Existenz von Pisa und Messene, alles andere in der Landschaft Elis ist vergessen zugunsten der modernen, durch Elis gewaltsam durchgesetzten politischen Geographie. Und in den ersten 50 Jahren eines in Pisa gefeierten Lokalfestes siegen nach der Liste, die Hippias von Elis aufsetzte, Leute aus Elis, Dyme, Messenien, Kleonai usw., aber beileibe nicht aus Pisa.

Die Siegerliste steht den realen Verhältnissen des siebenten und sechsten Jahrhunderts so fern wie die Geschichte des Agon und die der Hellanodiken bei Pausanias [1]).

1) Daß die Personennamen an sich keinen Anstoß geben (Brinkmann a. a. O. 632 ff.), ist richtig. Viele Namen ausgedacht braucht sich kein Redaktor haben: er sammelte Familienüberlieferungen, echte und gelogene, und verteilte diese auf die Olympien, dazu noch eine Reihe von Heroen, und der Bedarf war reichlich zu decken.

Zu Seite 177 ff.



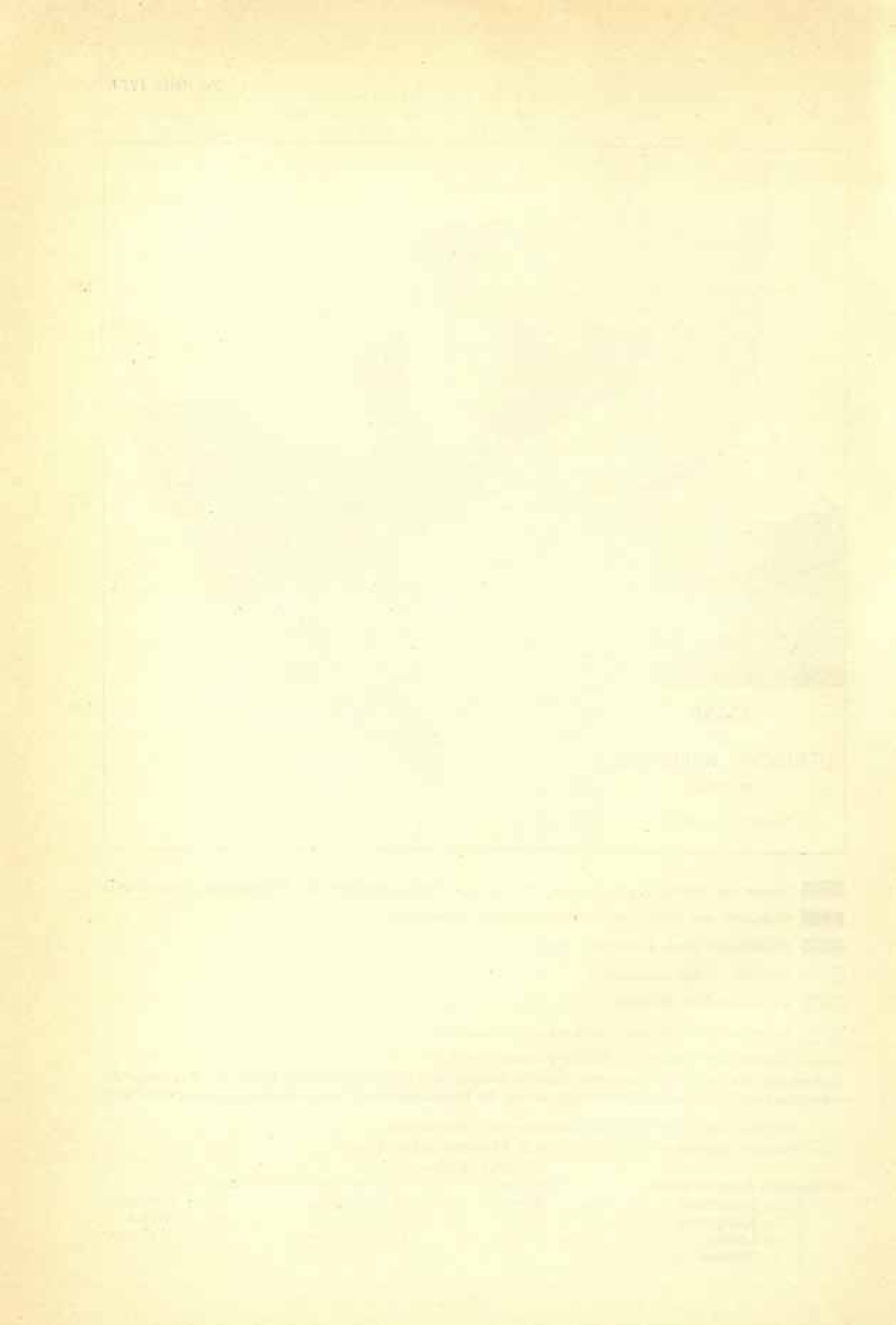

- litauisches Siedlungsgebiet (nach SO in das Siedlungsgebiet der Weißrussen übergehend).
- Südzipfel des lettischen Siedlungsgebietes (Semgalen).
- preußisches (und deutsches) Siedlungsgebiet.
- Wildnis; völlig unbesiedelt.
- wahrscheinlich Wildnis.
- wahrscheinlich Wildnis; lückenhafte Besiedlung nicht ausgeschlossen.
- ----- Grenze des litauischen Siedlungslandes, auch von der Wildnisseite her belegt.

Burgen und die unmittelbar dazugehörigen Siedlungen sind nicht eingetragen. Die in das Wildnisgebiet eingetragenen Völkernamen bezeichnen die vor der Wildniswerdung dort vorhanden gewesenen Völker.

- ······ heutige politische Grenzen Litauens und Ostpreußens.
- ∿∿∿ heutige ungefähre Demarkationslinie Litauens gegen Polen.

Heutige Städte:

| im preußisch-deutschen Gebiet | im Wildnisgebiet | im litauischen Siedlungsgebiet | |
|---|---|---|---|
| J = Insterburg | M = Memel | G = Grodno | S = Schaulen |
| K = Königsberg | T = Tilsit | K = Kowno | W = Wilna |
| L = Labiau | Te = Telsche | P = Poniewiez | Wr = Wilkomir |
| W = Wehlau | | | |



# Die litauische Wanderung.

Von

**Hans Mortensen**, Göttingen[1]).

Mit 1 Tafel.

Vorgelegt durch Ed. Hermann in der Sitzung am 13. Januar 1928.

Eine wichtige Feststellung ostpreußisch-baltischer Siedelungskunde ist das Ergebnis, daß ein Teil der baltischen Völker[2]), insbesondere auch die Litauer, ihre heutigen Wohnsitze erst in erstaunlich junger Zeit eingenommen haben. Diese Erkenntnis ist ganz jungen Datums. Bis 1920 war der Standpunkt der Forschung der, daß die baltischen Völker, und zwar ausdrücklich auch die Litauer, seit uralten Zeiten in ihren heutigen Wohnsitzen leben. Als uralte Westgrenze der Litauer gegen die westlich angrenzenden Preußen galt eine Linie, die von Labiau nach Südosten an Wehlau vorbei ungefähr auf Rastenburg zu verläuft. Die diesbezüglichen, schon seit 1882 veröffentlichten Ergebnisse Bezzenbergers[3]) schienen abschließenden Charakter zu besitzen und sind bis vor kurzem nicht angegriffen worden.

Erst die exakte historische Forschung hat hier einen Wandel der Anschauungen bewirkt. In einer im Frühjahr 1919 bei Professor Brackmann (damals Königsberg) begonnenen Dissertation konnte nachgewiesen werden, daß die Schalauer und Sudauer, die östlich der Bezzenbergerschen Linie saßen, nicht litauischer Nationalität waren, sondern als Stämme der Preußen zu betrachten sind. Nach dem Verschwinden dieser Völker breitete sich in ihrem Wohnraum die Wildnis aus, die erst später, ungefähr von der Mitte

1) Aus einem Vortrage, gehalten im Herbst 1927 auf der Ortelsburger Tagung der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung.

2) „Baltisch“ ist im Rahmen dieser Ausführungen stets im Sinne der Philologen benutzt, also als Zusammenfassung der dem baltischen Sprachstamme angehörenden Völker.

3) A. Bezzenberger, Die litauisch-preußische grenze. Altpreußische Monatsschrift 1882, S. 651 ff., Über die verbreitung einiger ortsnamen in Ostpreußen. Ebendort 1883, S. 123 ff.

des 15. Jahrhunderts ab, von Osten her durch die Litauer besiedelt wurde [1]). Mit dem Beweise jugendlicher litauischer Einwanderung nach Ostpreußen war die Urheimatstheorie der Litauer für den litauisch besiedelt gewesenen Teil Ostpreußens widerlegt und hatte im ganzen einen empfindlichen Stoß erhalten. Schnell folgten die neuen, durch die irrtümliche Hypothese Bezzenbergers nicht mehr belasteten Erkenntnisse. Durch sprachliche Untersuchungen konnte Gerullis (1921) [2]) für die Sudauer, Trautmann (1924) [3]) für die Schalauer das historische Ergebnis bezüglich der preußischen Nationalität bestätigen. Buga zog (1922) [4]) auf sprachlichem Wege den Schluß, daß nicht nur die Litauer nach Ostpreußen, sondern überhaupt die Letten (im weiteren Sinne) und Litauer in ihre heutigen Wohnsitze erst in ganz junger Zeit (vom 6. Jahrhundert ab) eingewandert seien. Er hatte schon früher (1913) [5]) das Ergebnis der Arbeiten von Kočubinskij, Pogodin und Karskij bestätigt, daß in früherer Zeit das baltische Wohngebiet wesentlich weiter nach Osten gereicht habe, hatte jedoch, offenbar unter dem Einflusse der Anschauungen Bezzenbergers, noch nicht die richtigen Folgerungen daraus gezogen. Karge betrachtete 1925 die Verhältnisse unter dem Gesichtswinkel deutscher Kolonisation [6]). Vasmer stellte (1926) [7]) die neuesten Ansichten in den Rahmen seiner Anschauungen über die Urheimat der Slaven, und ich selbst konnte in einer

---

1) G. Heinrich, Beiträge zu den Nationalitäten- und Siedlungsverhältnissen von Pr. Litauen. Ungedruckte Diss. Königsberg 1921; die Arbeit ist kürzlich im Druck erschienen (G. Mortensen geb. Heinrich, Beiträge usw. Berlin-Nowawes [Memellandverlag] 1927). Vgl. auch das Referat über diese Ergebnisse in: H. Mortensen, Die Nationalitätengrenze zwischen Altpreußen und Litauen. Z. d. G. f. E. zu Berlin, 1922, S. 55 ff.

2) G. Gerullis, Zur Sprache der Sudauer-Jadwinger. Bezzenberger-Festschrift. Göttingen 1921, S. 44 ff.

3) R. Trautmann, Über die sprachliche Stellung der Schalwen. Streitberg-Festgabe, Leipzig 1924, S. 355 ff.

4) K. Buga, Kalba ir senovė. Kaunas 1922, S. V f. und ausführlich in Tauta ir žodis I. Kaunas 1923, S. 1 ff.: „Upių vardų studijos ir aisčių bei slavėnų senovė" (Flußnamenstudien und die Vergangenheit der Aisten und Slaven); deutsch zuerst: K. Buga, Die Vorgeschichte der aistischen (baltischen) Stämme im Lichte der Ortsnamenforschung. Streitberg-Festgabe, Leipzig 1924, S. 22 ff.

5) K. Buga, Kann man Keltenspuren auf baltischem Gebiet nachweisen? Revue Slavistique, Bd. 6, 1913, S. 1 ff.

6) P. Karge, Die Litauerfrage in Altpreußen in geschichtlicher Beleuchtung. Königsberg Pr. 1925.

7) M. Vasmer, Die Urheimat der Slaven. Der ostdeutsche Volksboden (herausg. von W. Volz), 2. Aufl. Breslau 1926, S. 118 ff.

Ende 1924 abgeschlossenen, 1926 im Druck erschienenen Landeskunde von Litauen[1]) die Verhältnisse im Norden Litauens in ähnlicher Weise klar legen, wie es Gertrud Mortensen für den Westen getan hatte.

Überraschend schnell hat sich somit die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die Balten keineswegs durchweg im Schutze undurchdringlicher Wälder oder aber des Baltischen Höhenrückens von den Stürmen der Völkerwanderung unberührt geblieben wären[2]), sondern daß sie, wie wir heute mit Sicherheit sagen können, selbst an der Völkerwanderung teilgenommen haben, d. h. zum Teil erst durch eine sehr jugendliche (vgl. u.) Wanderung in ihre heutigen Wohnsitze gekommen sind. Es scheint mir, als ob die Forschung im Augenblick an einem Punkte angekommen ist, wo ein Überblick über die bisherigen Ergebnisse und ein Ausblick auf die noch zu lösenden Probleme lohnend ist. — Wie sind nun, übersichtlich und unter zusammenfassendem Gesichtspunkte betrachtet, die Verhältnisse im Einzelnen?

Für den Zustand um 500 n. Chr. gibt uns die von Buga entworfene, 1924 mit einem deutschen Begleittext (a. a. O.) erschienene Karte Auskunft. Wenn auch die Einzelheiten der Karte noch recht hypothetisch sind und der Korrektur bedürfen, so ist doch gesichert der gegenüber dem heutigen Wohngebiet zentrale Wohnraum baltischer Völker einschließlich der Litauer in der Gegend von Smolensk-Minsk und westlich davon. Ob die weitgehende Aufspaltung in einzelne Völker bereits für die Zeit um 500 n. Chr. zutrifft, wie es Buga zeichnet, scheint allerdings fraglich. Die Darstellung Vasmers, der für die Zeit 400 n. Chr. in der Gegend von Minsk-Smolensk einfach „Balten" angibt (a. a. O.), dürfte auch für die Zeit um 500 n. Chr. das Richtige treffen. Wenn man die (östlichen) Galinder der Vasmerschen Karte noch hinzunimmt[3]), so hat das baltische Siedelungsgebiet um 500 sogar bis in die Gegend von Moskau gereicht. Östlich der Weichsel bis zur Memel dürften schon damals die Preußen gesessen haben, die sich parallel mit dem Abziehen der Germanen bis zur Weichsel ausdehnen konnten[4]).

---

1) Hamburg 1926. (Weiterhin als „Litauen" zitiert.)

2) A. Penck, Die natürlichen Grenzen Rußlands. Meereskunde, Heft 133, Berlin 1917, und H. Mortensen, Die völkischen Verhältnisse der Ostseerandvölker zwischen Weichsel und finnischem Meerbusen. Geogr. Zeitschr. 1924, S. 181 f.

3) Vgl. auch G. Gerullis, Baltische Völker, B. Sprache. Reallexikon der Vorgeschichte (herausg. von Max Ebert). Berlin 1924 ff., S. 339.

4) W. La Baume, Das Land an der unteren Weichsel in vor- und früh-

Über die damalige Bevölkerung der heutigen baltischen Wohnsitze in der weiteren Umgebung des Rigaischen Meerbusens wissen wir nichts Genaues. Buga zeichnet dort finnische Völker; Vasmer (a. a. O.) und auch Gerullis[1]) halten diese Ansicht ebenfalls für wahrscheinlich.

Der erste sichere Zustand nach dieser ungefähr in den Beginn des 6. Jahrhunderts zu legenden Völkerverteilung ist eigentlich erst das Jahr 1400. Das erscheint vielleicht, gemessen an den west- und süddeutschen Verhältnissen, sehr spät. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß wir uns, sieht man von den vereinzelten und ganz zufälligen Angaben landfremder Chronisten ab, noch zu Beginn des 13. Jahrhunderts im Baltikum voll in der Prähistorie befinden.

Um 1400 verläuft die Westgrenze des litauischen Siedelungslandes von südlich Grodno auf das Memelknie bei Grodno zu[2]), von Grodno aus die Memel abwärts über Kowno bis zur Dubissa-Mündung, die Dubissa aufwärts bis ungefähr in die Gegend von Butkischke, von dort, die Dubissa verlassend, in nordwestlicher Richtung, am Südrand Hochzemaitens entlang, bis in die Gegend von Kvedarna. Von dort verläuft sie im Bogen über Twer nach Medingenai, wo sie nach Osten umbiegt und zur Windau geht[3]). Dieser Verlauf der Westgrenze wird durch die Verteilung der mittelalterlichen Kirchengründungen in Litauen und durch die Anordnung der von Kriegszügen heimgesuchten Gebiete bestätigt[4]). Die Nordgrenze verläuft von Medingenai über Lukniki (Luoke), umfaßt im Bogen das Siedelungsgebiet von Schaulen, hat dann eine weite, fast kreisförmige Einbuchtung nach Süden bis in die Gegend von Betygala, von dort nach Osten und westlich der Nevezys nach Norden bis hart nordwestlich Poniewiez (Panevezys). Östlich Panevezys haben wir wieder eine starke Ausbuchtung bis südlich Seta, von wo die Grenze nach Nordosten und schließlich über ungefähr Utena nach Osten bis nördlich Svenzionys verläuft[5]). Außerhalb des litauischen Siedelungslandes befand

---

geschichtlicher Zeit. Der ostdeutsche Volksboden a. a. O. S. 98, und B. Ehrlich, Die alten Preußen. Ebendort S. 274 und S. 279.

1) Gerullis, Baltica. Archiv für slavische Philologie, Bd. 39, 1925, S. 69.

2) Hier im südlichsten Teile haben wir es wahrscheinlich nicht mit Litauern, sondern mit (Weiß-)Russen zu tun.

3) G. Mortensen, a. a. O., Karte. Vgl. auch die diesem Aufsatz beigefügte Skizze.

4) Vgl. Litauen S. 62 ff. und die dazugehörigen Kärtchen.

5) Vgl. die Kartenskizze. Die Belege für den Verlauf der Nordgrenze siehe Litauen S. 66 ff. und S. 257. Es sei erwähnt, daß sich für einzelne Stellen der

sich um 1400 längs der gesamten Grenze ein mehr oder minder ausgedehntes Wildnisgebiet.

Sehen wir uns nun die Anordnung des litauischen Siedelungslandes und der Wildnis vom geographischen Gesichtspunkt aus an, so erkennen wir verschiedenes Interessante. Das litauische Siedelungsland ist im ganzen, das ist wohl das Hervorstechendste, ein diluviales Hügelland, zum größten Teile Endmoränen- oder kuppige Grundmoränenlandschaft. Es weist infolgedessen durchschnittlich verhältnismäßig leichten Boden auf und ist in jedem Fall ausgezeichnet entwässerbar. Die Bearbeitung des Bodens ist mit den einfachsten Mitteln möglich; das Gebiet als Ganzes ist für den damaligen Kulturstand der Bewohner ein ausgezeichnetes Siedelungsgebiet gewesen [1]).

Zwar ist das ganze, an das litauische Siedelungsland im Westen und Norden angrenzende Gebiet überwiegend eben, ziemlich feucht und daher weniger siedelungsfreundlich; doch haben wir an manchen Stellen keinen Unterschied zwischen den Gebieten außerhalb und innerhalb der Grenze. Wenn wir ehrlich sein wollen, können wir mit der Geeignetheit für die Bewirtschaftung als Erklärung für die Gesamtausdehnung des litauischen Siedelungsraumes von 1400 nicht so sehr viel anfangen, wie ich früher dachte, als ich die Verhältnisse im Norden noch nicht kannte.

Dafür haben wir den Gegensatz der Besiedelung hügeligen und leicht entwässerbaren Bodens zu schlecht entwässerbarem Boden innerhalb des litauischen Siedelungsraumes als Gegensatz zwischen Wald und Siedelungsland außerordentlich scharf ausgeprägt. Ein merklicher Teil der innerlitauischen Siedelungs-

---

Nordgrenze noch weitere als die bisher veröffentlichten Belege ergeben haben: Der Verlauf der Grenze in der Gegend zwischen Panevezys und Utena deckt sich genau mit der aus den Mindoweschen Schenkungen zu entnehmenden Südgrenze der Selen! (Vgl. unten S. 186 f.; dort auch die Zitate.) Bei Seta hat G. Mortensen bereits früher Hagen festgestellt, wie sie in Zemaiten als Grenzbefestigungen gegen die Wildnis gedeutet werden müssen. Sie hat jedoch mit diesen Hagen nichts anzufangen gewußt (G. Mortensen a. a. O. S. 48); heute können wir sagen, daß es offenbar Grenzhagen gewesen sind, denn dort läßt sich sowohl nach der Kirchen- als auch nach der Kriegskarte (Litauen a. a. O.) der Nordrand des litauischen Siedelungslandes gegen die im Norden angrenzende Wildnis vermuten. Somit sind diese früher problematischen Hagen ein weiterer Beweis für die Richtigkeit des vermuteten Grenzverlaufs in dieser Gegend.

1) Litauen a. a. O. und H. Mortensen, Zur Frage der heutigen und frühgeschichtlichen Verteilung von Wald und Siedlungsland in den südostbaltischen Gebieten. Zeitschr. d. G. f. E. zu Berlin 1924, S. 148 f.

inseln schließen sich eng an die diluvialen Höhenzüge an, seien es Endmoränen oder Osar, oder auch andere Hügelgruppen[1]).

Neben diesem Zusammenhang zwischen Siedelungsflächen und Höhenzügen ist noch ein anderer Zusammenhang zwischen den innerlitauischen Siedelungsflächen um 1400 und den natürlichen Verhältnissen außerordentlich auffallend. Man findet nämlich, daß ein ebenso erheblicher Teil der Siedelungsinseln, und zwar ziemlich alle Flächen, die sich der bereits erwähnten Gesetzmäßigkeit nicht fügen, sich außerordentlich eng an die Flußlinien anschließen. Der Zusammenhang ist z. T. recht einfach darin begründet, daß die Nähe fließenden Wassers jedem Siedler Vorteile bot. Es ergibt sich aber noch als sehr wahrscheinlich, daß wir in dieser Siedelung längs der Flüsse eine Auswirkung der litauischen Einwanderung vor uns haben. Jedes Volk hält sich in einem Urwaldgebiet, und als solches dürfen wir das Gebiet vor der letzten kontinuierlichen Besiedelung wohl betrachten, eng an die Flüsse und Bäche. Sie ermöglichen ihm den Eingang, das weitere Vordringen und auch allein die Orientierung. Wir finden das in den meisten Urwaldgebieten noch heute. Eine Besiedelung in den heutigen Urwaldgebieten geht entweder von der Quelle aus flußabwärts oder aber von der Mündung aus flußaufwärts, auf jeden Fall kaum quer zum Verlauf der Flüsse.

Aus der Tatsache der Einwanderung längs der Flüsse läßt sich auch der Charakter der Namengebung der litauischen Flüsse erklären. Edward Schröder bezeichnet es dort, wo die Flüsse nicht Leitlinien des Verkehrs oder der Siedelung sind, als die Regel, daß ein Fluß längs seines Laufes den Namen wechsele, weil den Anwohnern des einen Flußabschnittes der an anderer Stelle übliche Name nicht bekannt sei[2]). In Litauen führen m. W. alle Flüsse längs ihres Laufes den gleichen Namen, eben weil sie die Leitlinien der Besiedlung sind. Die Bevölkerung, die dort den Namen am Unterlaufe gab, war selbst vom Oberlaufe gekommen (oder aber umgekehrt); sie konnte über den Zusammenhang der einzelnen Flußstücke desselben Flusses nicht im Zweifel sein[3]).

1) H. Mortensen, Wald und Siedelungsland a. a. O. (Z. d. G. f. E.), und Litauen S. 84.

2) Edward Schröder, Flußnamen. J. Hoops Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. II, S. 73 f. Straßburg 1913—15.

3) Gemeint ist hier der Namenswechsel längs des Flusses. Daß man in Litauen viele Flüsse mit Doppelnamen hat (der eine litauisch, der andere polnisch), die an der gleichen Stelle nebeneinander gebraucht werden, berührt die gemachten Ausführungen nicht. Beispiel polnisch Wilia gleich litauisch Neris längs des ganzen Flusses.

Jetzt, nachdem wir den Schluß auf Einwanderung längs der Flüsse gemacht haben, können wir auch den eigentlichen Zusammenhang der Grenze des litauischen Siedelungsraumes von 1400 mit den natürlichen Verhältnissen erkennen und begründen. Wir sehen nämlich, daß die Grenze sich überall in hervorragender Weise mit der Wasserscheide des Einzugsgebietes der mittleren Memel deckt, sie zum mindesten an keiner Stelle merklich überschreitet. Die Übereinstimmung ist auch dort vorhanden, wo die Wasserscheide aus morphologischen Gründen auffallende Ausbuchtungen besitzt[1]). Nur an einigen Stellen füllen die Litauer um 1400 das Memeleinzugsgebiet nicht völlig aus (vgl. unten). Auch dort, wo die Siedelungsgrenze längs der Memel verläuft, können wir, ohne uns mit den historischen Feststellungen in Widerspruch zu setzen, die Übereinstimmung mit der Wasserscheide als wahrscheinlich annehmen, denn gerade dort befindet sich die Wasserscheide der zur mittleren Memel und der von dort weg zur unteren Memel fließenden Gewässer in unmittelbarer Nähe der Memel.

Der Zusammenhang des litauischen Siedelungsgebietes mit dem Memeleinzugsgebiet ist nicht so mystisch, wie es auf den ersten Anblick erscheinen könnte. Wer in Urwaldgebieten gereist ist, weiß, daß es tatsächlich einen gewissen Entschluß bedeutet, den Leitfluß, dem man gefolgt ist, an seiner Quelle zu verlassen; denn mit dem Augenblick wird die Orientierung unsicher, man kommt in ein Gebiet, das man nicht kennt und aus dem man sich nicht mit Sicherheit an seinen Ausgangspunkt zurückfinden kann. Wenn man nun noch beachtet, daß in sehr vielen Fällen die Wasserscheiden besonders schlecht entwässert und damit siedelungsfeindlich sind, so wird man sich über die enge Anlehnung der alten litauischen Siedelungsgrenze an die Wasserscheide nicht mehr wundern. Da Wasserscheiden auch in Altpreußen Siedelungsgrenzen gewesen sind, scheint es sich dabei um eine Gesetzmäßigkeit allererster Ordnung zu handeln. Wir dürfen es als ein allgemeines Gesetz im baltischen Gebiet hinstellen, daß die Flüsse die Leitlinien der Besiedelung, die Einzugsgebiete Wohngebiete einheitlicher Völker und die Wasserscheiden Grenzen des Volksraumes waren. Womit natürlich nicht gesagt ist, daß in einem zu großen Einzugsgebiet nicht mehrere Völker gewohnt haben können; jedoch dann in der Weise, daß

1) Litauen S. 82. Vgl. auch unten S. 187.

die Völker sich längs des jeweiligen Hauptflusses hintereinander anordneten.

Mit dieser Kenntnis versehen können wir jetzt an die Betrachtung der Verhältnisse in der Zeit vor 1400 gehen. Wir müssen dazu erst einmal feststellen, daß die litauische Siedelungsgrenze von 1400 kaum uralt gewesen ist (vgl. jedoch unten Anm. 1), da wir ja eingangs gesehen hatten, daß die Litauer wahrscheinlich 900 Jahre früher an ganz anderer Stelle, nämlich im Quellgebiet des Dnjepr und der anderen nach Süden gehenden Flüsse, gesessen haben. Andererseits dürfen wir jedoch auch nicht sagen, daß die 1400-Grenze überhaupt nur ein zufällig erfaßter Augenblickszustand ist. Zwar zeichnet Buga auf seiner Karte von 1200 (1924 a. a. O.) die Grenze des litauischen Volkes etwas anders, und zwar im Westen weniger weit im Sinne des litauischen Vordringens, als wir für 1400 erkannt haben. Doch gibt er dafür keine Beweise, und aus den Urkunden usw. läßt sich auch keinerlei Beweis dafür finden. Der einzige erkennbare Beweis scheint mir der Name Zemaiten für eine später im Hochlande befindliche Bevölkerung zu sein, und diesen Beweis habe ich bereits an anderer Stelle entkräftet (Litauen S. 83 f.). Eher deuten die Quellen aus der Zeit vor 1400 immer wieder darauf hin, daß eine Verschiebung des litauischen Wohnraumes zwischen 1200 und 1400 nicht stattgefunden hat. Die Tatsache, daß die Grenze von 1400 so ausgezeichnet natürlich bedingt ist und einen natürlichen Wohnraum umschließt, läßt es ebenfalls wahrscheinlich erscheinen, daß die Grenze um 1400 bereits seit längerer Zeit konstant war. Überdies ist es sehr bemerkenswert, daß wir noch am heutigen litauischen Siedelungsbilde gerade das vor 1400 und das kurz nach 1400 besiedelte Gebiet sehr deutlich unterscheiden können. Das wäre, da nach 1400 die Grenze bald überschritten wurde (vgl. unten S. 191 ff.), kaum der Fall, wenn die 1400-Grenze nicht vor 1400 gegenüber allen anderen Zwischenstadien besonders lange bestanden hätte[1]).

Außerhalb des litauischen Siedelungslandes interessiert uns in erster Linie das Gebiet im Westen, das einen erheblichen Teil des heutigen Ostpreußen in sich begreift. Von der Weichsel

1) Wenn spätere Forschung feststellen sollte, daß die 1400-Grenze noch viel weiter zurückreicht, als es auch mit den sonstigen Angaben Bugas über den Zeitpunkt der einzelnen Vorgänge übereinstimmt, würde ich darüber nicht erstaunt sein. Die Datierungen Bugas sind ohnehin nicht immer überzeugend (vgl. oben S. 179 und unten S. 187, Anm. 2). Die Tatsache des Wanderungsvorganges braucht dadurch nicht berührt zu werden.

im Westen bis zur Alle und Deime im Osten erstreckte sich, nach dem Abzuge der Germanen aus den westlichsten Teilen, dichtes preußisches Siedlungsgebiet. In dem Gebiet östlich davon saßen vor der Ankunft des Deutschen Ordens die ebenfalls preußischen Nadrauer, Schalauer und Sudauer, und zwar die Sudauer westlich der mittleren Memel, nach Ostpreußen in das heutige Masuren hineinreichend, die Schalauer beiderseits der unteren Memel und die Nadrauer am oberen Pregel und dicht östlich der Deime und Alle. Im ganzen ist die Besiedlung des gesamten östlichen Ostpreußen bereits vor der Mitte des 13. Jahrhunderts, also vor dem Eingreifen des Ordens, sehr lückenhaft, und weite Gebiete dürften Wildnischarakter besessen haben. Für die Schalauer und die Nadrauer ist es überhaupt fraglich, ob sie jemals ein ausgedehnteres Wohngebiet besaßen. Von den Sudauern wissen wir, daß sie mehrere Jahrhunderte vor dem Eingreifen der Ritter ein recht mächtiges Volk gewesen sein müssen. Der nadrauische Wohnraum bleibt die ganze Ordenszeit hindurch der gleiche; er ist als östlichster Teil des geschlossenen preußischen Siedelungslandes zu betrachten. Die Schalauer scheinen noch während der Ordenszeit an Siedelungsfläche zu verlieren. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts werden Schalauer nur noch als Bevölkerung von Vorburgen an der Memel erwähnt; eine eigentliche schalauische Siedelungsfläche ist kaum mehr vorhanden. Die Sudauer verschwinden binnen kurzem völlig, und um 1300 dehnt sich auch auf ihrem Gebiete die siedlungsleere Wildnis aus. Die Karsovier westlich der unteren Dubissa sind ein sehr problematisches Volk. Vermutlich waren sie keine Litauer. Sie sind ziemlich sofort nach ihrem ersten Auftreten in der Geschichte aus unserm Gesichtskreis verschwunden, und ihr Gebiet wird Wildnis.

Sehen wir uns die Verhältnisse weiter im Norden an. Dort haben wir in der Zeit vor 1400 die geheimnisvollen Landschaften Pilsaten, Megowe, Duvzare und Ceclis[1]). Sie sind von livischen bezw. finnischen[2]) oder aber baltischen[3]) Kuren bewohnt gewesen. Endzelin unterstellt offensichtlich eine kontinuierliche Besiedlung dieser Landschaften. Dieses letztere trifft allerdings nicht zu,

1) A. Bielenstein, Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert. St. Petersburg 1892, besonders S. 229 ff., 234 ff., 376 ff.

2) Bielenstein a. a. O. S. 175 ff.

3) J. Endzelin, Über die nationalität und sprache der kuren. Finnisch-ugrische Forschungen 1912, S. 59 ff.

sodaß wir über die Nationalität der alten Bevölkerung hier vorläufig nichts Genaues sagen können. Die vier Landschaften sind auf jeden Fall nach Ausweis der prähistorischen Funde noch um das Jahr 1000 besiedelt gewesen. Aus den Urkunden ergibt sich jedoch mit großer Deutlichkeit, daß sie in der Mitte des 13. Jahrhunderts unbesiedelt gewesen sind. Die letzte Phase der Entsiedlung wird uns in der Livländischen Reimchronik berichtet[1]. Die Landschaften bleiben bis mindestens 1392 Wildnis. Soweit wir in dieser Zeit von Kuren hier erfahren, handelt es sich um eine wahrscheinlich nicht seßhafte, ausgesprochene Küstenbevölkerung[2]. Da Ceclis den litauischen Wohnraum nicht nur im Westen, sondern auch ein Stück im Norden umschließt, so grenzt auch hier im westlichen Norden das litauische Siedlungsland um 1400 an eine Wildnis.

Für den mittleren Norden (Gegend nördlich Schaulen) sind wir nicht so genau orientiert wie für die vorhergehenden, im wesentlichen nach den Ergebnissen von Gertrud Mortensen (a. a. O.) dargestellten Gebiete. Zwar können wir gerade dort die litauische Nordgrenze besonders genau angeben, doch wissen wir nicht ganz sicher, wie das Land nördlich davon im Wandel der Zeit ausgesehen hat. Eine lettische Bevölkerung, und zwar Semgalen, dürfte dort stellenweise, z. B. in der Gegend von Ligumai, gesessen haben[3]. Eine merkliche Lückenhaftigkeit der Besiedlung ist jedoch auch dort wahrscheinlich, wie man bei genauerer Durchsicht der dies Gebiet betreffenden Angaben Bielensteins (a. a. O.) erkennt. Der Wildnischarakter der auffallenden Ausbuchtung südöstlich von Schaulen (vgl. Kartenskizze) wird durch einen Wegebericht bestätigt.

Wesentlich gesicherter sind die Verhältnisse wieder im Nordosten. Dort haben zu einer Zeit vor 1400 Selen gesessen, wie der selische Charakter einer Anzahl dortiger, in den Mindoweschen Schenkungen[4] erwähnter und zum Teile heute noch bestehender

1) Livländische Reimchronik, herausg. von L. Meyer. Paderborn 1876, Vers 6951 ff. Vgl. auch SS. rer. Pruss. I, S. 638 f. und Hermanni de Wartberge Chronicon Livoniae (SS. rer. Pruss. II, S. 42 f. und Anm. 1 zu S. 43).

2) Der Bereich dieser kurischen Küstenbevölkerung ist infolgedessen auch nicht auf der beigegebenen Kartenskizze als Siedlungsfläche eingetragen.

3) Litauen S. 78 ff.

4) Liv-, Esth- und Curländisches Urkundenbuch (herausg. von F. G. von Bunge), 1. Band, Reval 1853. Für uns kommen hier in Betracht die Urkunden 286 und 287 (v. J. 1255), 308 (1257) und 363 (1259) [sämtlich bezüglich der entscheidenden Stellen abgedruckt in Bielenstein a. a. O., Anhang II]. Die Möglichkeit, daß diese Schenkungen gefälscht sind, ändert an dem selischen Charakter der Ortsnamen nichts.

Ortsnamen erweist[1]) Aus den Mindoweschen Schenkungen ist nicht nur das Selenland in seinem ungefähren Umfange zu erkennen, sondern wir können die Südgrenze mit völliger Sicherheit ablesen.

Im östlichen Teil, südwestlich Dünaburg, decken sich die südlichsten der angegebenen Örtlichkeiten genau mit der Nordgrenze des litauischen Gebietes! Um 1400, genauer um 1411, haben wir nach der ganz eindeutigen Beschreibung Gilberts de Lannoy dort völlig siedelungsleere Wildnis.

Dieser Teil des ehemaligen Selengebietes gehört noch zum Memeleinzugsgebiet. Dort konnten jedoch die Litauer erst einrücken, nachdem die Selen verschwunden waren. Daß die Litauer das nicht sofort taten, sondern dieses Gebiet erst zur Wildnis werden ließen, ist ein weiteres Anzeichen dafür, daß die 1400-Grenze der Litauer schon längere Zeit bestanden und eine erhebliche Konstanz erreicht hatte[2]).

Zwischen dem östlichen Selenlande und dem Gebiet westlich der Nevezyis wird die selische Südgrenze, wie sie aus der Mindoweschen Schenkung von 1259 erkennbar ist, durch eine aus späterer Zeit (wahrscheinlich 1392) stammende Notiz über die Grenze des Selenlandes[3]), abgesehen von ganz kleinen Differenzen, bestätigt. Sie folgt auch hier ziemlich genau der litauischen Nordgrenze. Nur eine Einbuchtung des litauischen Siedelungslandes wird abgeschnitten; dort ist die litauische Nordgrenze auf andere Weise bestätigt[4]). Zur Grenzfestlegung werden hier in den Quellen nur Flußnamen benutzt, und es ist besonders reizvoll zu erkennen, daß es sich von der Sventa bis zur Musza im Westen stets um auf der Wasserscheide zum Memeleinzugsgebiet entspringende Quellflüsse des nach Norden entwässernden Lawena-Musza-Systems handelt. Auch dort ist das der Fall, wo die Wasserscheide weit nach Süden in das Nevezys-Becken (Memeleinzugsgebiet) eingreift. Wir haben hier das Spiegelbild zu den Verhältnissen an der Szoja[5]).

1) K. Buga, Kalba ir senovė I (a. a. O.), S. 1—4, S. 85 ff.

2) K. Buga (1924 a. a. O. S. 32) setzt das Vordringen der Litauer in das Selenland bis zur Düna und sogar über sie hinaus, z. T. übrigens im Widerspruch zu seiner Karte, in das VII.—VIII. Jahrhundert und nimmt überdies ein direktes Verdrängen der Selen durch die Litauer an. Die Tatsache, daß die Selen um 1400 hier längst verschwunden waren, während die Litauer noch weit südlich saßen, zeigt, daß diese Ansichten Bugas sowohl hinsichtlich der Datierung als auch des Charakters des litauischen Vordringens nicht zutreffen.

3) L. U. B. III (Reval 1857), Nr. 1326 [wiedergegeben von Bielenstein a. a. O. S. 451].

4) Bei Seta; vgl. oben S. 180, Anm. 5.

5) Litauen S. 82.

Für diesen westlichen Teil des Selenlandes haben wir allerdings keine ausdrückliche Bestätigung, daß das Gebiet längs des litauischen Siedelungslandes um 1400 Wildnis ist. Wir können es hier eigentlich nur aus dem Fehlen alter Kirchengründungen erschließen. Immerhin halte ich es, da auch sonst keinerlei Angaben über Siedelungen in dieser (im Interessengebiete des Ordens liegenden) Gegend bekannt sind, für sehr wahrscheinlich, daß der für den Ostteil des Selenlandes erwiesene Wildnischarakter um 1400 auch für den Westteil zutrifft.

Wann hier der Vorgang der Wildniswerdung eingetreten ist, ist nicht bekannt. Zwar hat es im 13. Jahrhundert noch Selen gegeben [1]; doch scheint es, als ob diese sich mehr im nördlichen Teile, in unmittelbarer Nähe der Düna gehalten haben. Zwei Urkunden vom Jahre 1298 [2]) erwähnen den bischöflichen Anteil der Landschaften Semigallia, Nalexe und Therakoe-Gerze (nach den Lokalisierungen Bielensteins offenbar Gebiete der Semgallen und Selen) als „desolatae penitus annis pluribus et destructae" infolge der übermäßigen Einfälle der Heiden (also der Litauer). Es ist das zwar allein für sich genommen kein ausreichender Beweis, daß der bischöfliche Anteil dieser Landschaften wirklich völlig entvölkert war; immerhin ist dies nach Analogie anderer Landschaften, die in den Quellen in ähnlicher Weise charakterisiert sind, recht wahrscheinlich [3]). Wir würden dann den Beginn der Wildniswerdung des Selenlandes mindestens in das 13. Jahrhundert hinaufrücken können.

Fassen wir noch einmal zusammen, so haben wir das Bild, daß vor 1400 eine Anzahl von Völkern an das litauische Siedelungsgebiet stoßen. Alle diese Völker, mit Ausnahme des Teiles der Selen, der gerade noch den Rand innehat, sitzen außerhalb des Einzugsgebiets der Memel. Alle diese Völker sind in dem Augenblicke, wo sie in das Licht der Geschichte treten, nicht sehr volkreich. Zum größten Teile haben sie schon vor der Ordenszeit einen erheblichen Bevölkerungsrückgang erlitten. Sie vermehren sich nicht mehr, sondern verschwinden mit wenigen Ausnahmen völlig. Auf ihrem Gebiete dehnt sich, soweit sie nicht schon

---

1) Die in Betracht kommenden Chroniken berichten über häufige Unternehmungen der Selen.

2) L. U. B. I a. a. O., Nr. 572 und 573 (abgedruckt von Bielenstein a. a. O., S. 457 f.).

3) Es ist das gleichzeitig ein weiterer Beleg für die oben aufgestellte Behauptung, daß die Gegend nördlich Schaulen ebenfalls lückenhaft besiedelt gewesen ist.

vorher bestanden hat, mit Ausnahme ganz geringer Siedelungsflächen in Semgallen, die siedelungsleere Wildnis aus, die um 1400 den litauischen Siedelungsraum im Norden und Westen so gut wie lückenlos umgibt.

Jetzt, wo wir wissen, daß vor dem Beginn der historischen Zeit andere Völker den Litauern dicht benachbart waren, haben wir im übrigen einen weiteren, und zwar den unmittelbaren Grund dafür, weshalb die Litauer die Wasserscheide nicht überschritten haben, nämlich den, daß dort zu der Zeit, als die Litauer bis zur Wasserscheide vordrangen, jenseits derselben bereits andere Völker gesessen haben. Der Zusammenhang zwischen Fluß-Einzugsgebieten und Wohnräumen bleibt natürlich bestehen, denn es ist in gleichem Maße bemerkenswert, daß eben diese den Litauern benachbarten Völker uns genau in dem Augenblicke zu Gesicht kommen, wo sie sich gerade außerhalb der Wasserscheide des den Litauern gewissermaßen zukommenden Einzugsgebietes der mittleren Memel befinden.

Daß die das litauische Wohngebiet im Westen und Norden umgebenden Völker im ganzen nicht sehr volkreich waren, ist nicht verwunderlich, da es, wenn auch nicht überall, mit der eingangs dargestellten Ungunst ihres Gebietes zusammenhängen mag. Viel geheimnisvoller ist das Aussterben dieser Völker vor 1400, das in vollem Gegensatz steht zu der Expansionskraft, die die Litauer besitzen und nach 1400 zeigen (s. unten). Man findet, zum Teil im Anschluß an chronikalische Mitteilungen, in der Literatur die Meinung, daß die Nadrauer, Schalauer und Sudauer im wesentlichen in den Kämpfen mit dem Orden zugrunde gegangen seien. Wir haben oben schon gesehen, daß das nicht zutrifft. Überdies ist es auf jeden Fall bemerkenswert, daß das Aussterben oder Stagnieren fast alle nicht litauischen Völker betroffen hat, auch diejenigen Preußen, die seit dem Ende des 13. Jahrhunderts befriedet waren. Denn auch für diese ist es nach den Verhältnissen im Samlande[1]) wahrscheinlich, daß sie von 1400 an einen geradezu katastrophalen Bevölkerungsrückgaug erleben. Nach alledem kann ich mich, in Übereinstimmung mit Gertrud Mortensen, deren diesbezügliche Ansichten ich selbst ursprünglich ablehnte, nicht mehr zu der Meinung stellen, daß der Orden durch seine kriegerischen Maßnahmen die Völkerver-

1) H. Mortensen, Siedlungsgeographie des Samlandes. Forsch. zur Deutschen Landes- und Volkskunde XXII, 4. Stuttgart 1923, S. 57 f., 60 f., 67.

nichtung bewirkt habe[1]). Daß er mit dazu beigetragen hat, soll allerdings nicht bestritten werden[2]).

Nicht zutreffend erscheint auch die bis vor kurzem wohl allgemein anerkannte, noch weitergehende Ansicht, daß der Orden die Wildnis im östlichen Ostpreußen geradezu „gewollt", sie also aus strategischen Gründen planmäßig geschaffen habe. Abgesehen von dem bereits Vorgebrachten[3]) scheint mir der stärkste Gegenbeweis gegen die Annahme einer strategischen Absicht die Strategie selbst zu sein. Der Deutsche Orden hatte die ganze Zeit bis zur Schlacht bei Tannenberg, also bis 1410, offensive Absichten gegen Litauen, zum mindesten gegen Zemaiten, während die Litauer sich, obwohl sie gelegentlich zu Gegenstößen ansetzten, in der Defensive befanden. Wer mußte nun aber den größeren Vorteil von einer so breiten (durchschnittlich 150 km!) völlig siedelungsleeren Wildnis haben! Tatsächlich geht aus allen diesbezüglichen Nachrichten hervor, wie sehr der Orden in jeder Weise bei allen seinen Unternehmungen gegen Litauen mit den Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die durch den Wildnischarakter des Grenzgebietes bedingt waren. Es wäre bei der weitschauenden Politik des Ordens ein übergroßer Fehler gewesen, wenn er eine Maßnahme ergriffen hätte, die ihm zwar einen gewissen, dem Gegner jedoch einen viel größeren Vorteil brachte. Die Ansicht, daß der Orden die Wildnis gewollt habe, ist kaum mehr haltbar. Es handelt sich bei der Wildniswerdung auch im ostpreußischen Gebiete um einen großartigen Vorgang, dem gegenüber der Orden machtlos war, den er weder bewirken noch verhindern konnte.

---

1) Ich muß bei dieser Gelegenheit auch eine der Behauptungen zurücknehmen, die ich an anderer Stelle (Sitz.-Ber. der Altertumsgesellschaft Prussia, 24. Königsberg 1923, S. 191) im Verlauf der Auseinandersetzung mit O. Schlüter über seine bekannte Karte (O. Schlüter, Wald, Sumpf und Siedelungsland. Halle 1921) aufgestellt habe, daß nämlich der Osten Ostpreußens vor der Ordenszeit sich nicht von dem übrigen Altpreußen unterschieden habe. Vgl auch oben S. 185.

2) Wenn man Kriege für die Entvölkerung der die Litauer umgebenden Gebiete verantwortlich machen will, so muß man eher an die Kämpfe der Völker untereinander denken, die nach allen Nachrichten gerade vor dem Beginn der Ordenszeit die Regel gewesen zu sein scheinen. Es ist dort offenbar ein dauernder Kampf aller gegen alle, nicht mit dem Ziel, die anderen Völker zu vertreiben, sondern zu berauben (vgl. z. B. die Chronik Heinrichs von Lettland). Ob diese häufigen Raubzüge allein zur Entvölkerung großer Gebiete geführt haben können, scheint allerdings fraglich. Insbesondere wird mit einer solchen Erklärung die einseitige Richtung der ganzen Völkerbewegung immer noch nicht erklärt.

3) Vgl. auch G. Mortensen, a. a. O. S. 59.

Nach 1400 setzt nun ein Vorgang ein, der, für sich genommen, ebenso eigenartig ist wie der Vorgang der Wildniswerdung außerhalb der litauischen Volksgrenze. Der litauische Raum, wie er 1400 im Westen und Norden abgegrenzt war, vermag die in ihm wohnenden Litauer nicht mehr zu fassen, und von ungefähr 1450 an beginnt eine erstaunliche litauische Expansion nach Westen und Norden.

Am besten bekannt sind die Verhältnisse auch hierbei wieder im Westen, dessen Besiedlung auf ostpreußischem Boden von Gertrud Mortensen bis zum Jahre 1618 in einer seit 1920 dem Ergebnis nach fertigen, allerdings noch nicht veröffentlichten Untersuchung klar gelegt worden ist. Von den preußischen Herzögen geduldet dringen dort die Litauer schier unaufhaltsam vor und besiedeln in allmählichem Vorschreiten das gesamte Wildnisgebiet. Mehrere Haupteinwanderungswege kann man aus der Verteilung der litauischen Siedelungen, wie sie für 1540 mit völliger Genauigkeit erfaßbar ist, erkennen. Einmal eine teils litauische, teils kurische Besiedelung ganz im Norden des Memellandes, die offenbar wesentlich von Norden und Nordosten gekommen ist längs der großen, von Norden kommenden Flüsse, insbesondere längs der Dange und der Minge und auch längs der Küste. Eine weitere Gruppe siedelte sich längs des Wilkischker Höhenzuges und der Jura an, die als Leitfluß für die Einwanderung gedient haben dürfte. Die Memel zog natürlich ebenfalls die Einwanderung an sich, aber bemerkenswerterweise nicht etwa in einem ihrer Größe entsprechenden besonderen Maße. Sie war für den bäuerlichen Siedler nichts anderes als jeder andere Fluß, z. B. die Szeszuppe, längs dessen er vorging. Ein weiterer, nicht ganz so konzentrierter Siedelungskern befindet sich westlich und südöstlich des Wystiter Sees. Auch dort sind die Siedler offensichtlich den Flüssen gefolgt. Daß die Besiedlung des Gebietes zwischen der litauischen 1400-Grenze und der ostpreußischen Grenze der des östlichen Ostpreußen vorauf oder aber parallel ging, ist anzunehmen.

Im ganzen ist die Besiedelung der Wildnis auf ostpreußischem Boden 1540 bei weitem noch nicht abgeschlossen. Die Ostgrenze des preußischen Siedelungsraumes ist noch nicht erreicht; nur bei Insterburg berührt sich die vorderste Spitze der längs der Inster gekommenen litauischen Siedelungslinie mit der preußischen Siedelungslinie längs des oberen Pregels. Unter den noch vorhandenen Wildnisflächen befindet sich auch das Gebiet östlich der Deime, dessen Flüsse quer zur Hauptrichtung der litauischen Einwanderung

verlaufen. Es ist interessant, daß es gerade dieses Gebiet ist, das auch im weiteren Verlauf der Wildnisbesiedlung als allerletztes von den Litauern besetzt wird, und zwar auch in dem Teile, wo die Bodenfeuchtigkeit der Besiedelung keineswegs hinderlich war.

Ganz allmählich schreitet die Erweiterung des Siedelungslandes und die Verdichtung der Bevölkerung fort. Wenn wir auch für die Zeit nach 1618 uns nicht mehr auf eine Einzeluntersuchung stützen können, so können wir doch den Zeitpunkt des Endes der litauischen Einwanderung nach Ostpreußen mit ziemlicher Genauigkeit angeben. Es ist der Beginn des 18. Jahrbunderts. In dieser Zeit findet nämlich ein Vorgang statt, den wir bisher eigentlich nur als einen fürstlichen Willensakt kennen, der aber doch offenbar in den großen Zusammenhang hineingehört: die Chatoulsiedlung[1]). Die Durchmusterung der Chatoulsiedlungen nach dem Goldbeckschen Ortsverzeichnis[2]) ergibt, daß es sich auf unserem Gebiet fast ausschließlich um litauische Siedlungen handelt, und zwar durchgängig Siedlungen, die die noch vorhandenen großen Wälder vom Rande her aufzehren. Diese Chatoulsiedlung, die dem Fürsten seine Privatkasse füllen sollte, war nur möglich, weil genügend litauische Siedler zur Verfügung standen. Sie ist somit der letzte Ausklang der großen litauischen Expansion nach Ostpreußen hinein.

Der äußere Anlaß für das Zerbrechen der litauischen Lebenskraft auf ostpreußischem Gebiet, und vielleicht auch die tatsächliche Ursache, war die große Pest zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Sie wütete in den litauisch besiedelten Teilen Ostpreußens besonders stark, und mit ihr war dort eine erhebliche Entvölkerung verbunden. Die Litauer haben sich von diesem Schlage nie wieder erholt.

Nördlich und nordöstlich der ostpreußischen Grenze sind wir über die litauische Expansion leider vorläufig nicht so gut orientiert wie für den ostpreußischen Anteil des Wildnisgebietes. Immerhin ist einiges deutlich erkennbar. Das westliche Tiefzemaiten, das ungefähr der alten Landschaft Ceclis entspricht, ist heute litauisch besiedelt, und wir können, insbesondere aus den Kirchengründungen, vermuten, daß die Besiedlung ungefähr zur selben Zeit vor sich gegangen ist wie die Besiedlung des

1) Einiges über die Chatoulsiedlung vgl. u. a. in H. Mortensen, Siedlungsgeographie des Samlandes a. a. O. S. 14.

2) J. F. Goldbeck, Vollständige Topographie des Königreichs Preußen. I. Teil, welcher die Topographie von Ostpreußen enthält. Königsberg u. Leipzig o. J. [ungefähr 1785].

östlichen Ostpreußen. Im nordwestlichen Hochzemaiten hat die Besiedlung sogar wahrscheinlich sehr bald nach 1400 begonnen[1]).

Im Königsberger Staatsarchiv gibt es eine Abteilung „D (Invasion der Litauer im Amte Grobin 1541 ff.)“[2]), deren Inhalt mir allerdings nicht bekannt ist. Schon der Titel sagt jedoch genug. Grobin liegt nämlich unweit östlich Libau, und wenn auch nur ein abgelegener Teil des Amtes von der litauischen Invasion betroffen sein mag, so erkennen wir doch, daß die litauische Expansion hier im Nordwesten ebenfalls in die Zeit um 1500 zu setzen ist. Auch die Gründungsurkunde der Stadt Johannisburg-Schoden vom Jahre 1572[3]) läßt eine litauische Besiedlung in jener Zeit erkennen. Wie weit Kuren an dieser Neubesiedlung beteiligt gewesen sind, wird spätere Forschung noch klären müssen.

Im mittleren Norden hat ein litauisches Vordringen nach Norden ebenfalls stattgefunden, denn heute befindet sich die litauische Volksgrenze, die sich dort ziemlich genau mit der heutigen politischen Grenze deckt, wesentlich weiter nördlich als 1400[4]), und zwar naturgemäß merklich außerhalb des Memeleinzugsgebietes. Die heutige Grenze ist in keiner Weise natürlich bedingt, was auf den ersten Anblick befremdlich ist. Sie ist gegenüber der natürlichen Grenze, der Wasserscheide nämlich, durch die litauische Expansion nach Norden verschoben und hat dadurch einen mehr zufälligen Charakter erhalten. Auch hier im mittleren Norden können wir über den Zeitpunkt des litauischen Vormarsches Angaben machen. Bielenstein erwähnt nämlich (a. a. O. S. 385) eine die Mitte des 17. Jahrhunderts betreffende zeitgenössische Darstellung, nach der im Frauenburgischen und Eserschen viel Litauer neben den Letten wohnen. Bielenstein schließt daraus und aus anderen Tatsachen (a. a. O. S. 386), daß die Litauer im 13. Jahrhundert weiter nach Norden gereicht haben, weil er sich die Litauer nur im Rückgange vorstellen kann. Wir dürfen umgekehrt schließen, daß dies so ungefähr die nördlichste von den Litauern erreichte Gegend ist und daß die Wanderung der Litauer ungefähr in jener Zeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, also zur selben Zeit wie in Ostpreußen. Die Tatsache der Einwanderung der Litauer war übrigens, wie man

---

1) Litauen S. 248 f.

2) Zitiert in G. Gerullis, Litauischer Erbeid von 1572. Archiv für slavische Philologie, 40. Bd., 1926, S. 294.

3) Abgedruckt in R. Heberle, Die Deutschen in Litauen. Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart. A, Bd. 19. Stuttgart 1927. S. 145 ff.

4) Vgl. die beigegebene Kartenskizze.

aus einem von Bielensteintgeteilten (a. a. O.), mi allerdings nicht in dieser Richtung ausgewerteten Bericht eines dortigen Litauers entnehmen kann, diesem Litauer durch mündliche Überlieferung noch bekannt. Heute sind diese Litauer lettisiert; sie haben also ein ähnliches Schicksal gehabt wie die heute germanisierten Litauer in Ostpreußen.

Wenn die litauische Expansion nach NNW bereits im 17. Jahrhundert bis weit in das heutige Kurland geführt hat, so dürfen wir auch für die östlicher gelegenen Gebiete, also den Südteil des Mitauer Zungenbeckens, ungefähr dieselbe Zeit für das litauische Vordringen annehmen.

Im Nordosten wissen wir über den Zeitpunkt des litauischen Vordringens bisher nichts [1]. Auf jeden Fall sind die Litauer auch im Nordosten nach 1400 in die sie umgebende Wildnis eingedrungen, haben hier, wo sie ursprünglich die Memelwasserscheide noch nicht erreicht hatten, diese Wasserscheide sogar überschritten und sitzen heute verstreut auch nördlich der Düna.

Wenn wir das erhaltene Bild in seiner Gesamtheit überschauen, so erkennen wir, daß es überaus geschlossen ist. Um 500 die Wohnsitze eines Teiles der Balten, insbesondere der Litauer, noch weit von der Küste weg, ja bis jenseits der kontinentalen Wasserscheide; ein anderer Teil bis zur Ostseeküste vorgedrungen. Einige Hundert Jahre später die Litauer bereits mit ihrer ganzen Masse im Einzugsgebiet der mittleren Memel. Die meisten übrigen Balten außerhalb des mittleren Memelgebietes sind im Abziehen begriffen oder sterben aus. Ihr ehemaliges Gebiet wird Wildnis. Nach einer merklichen Pause setzt die vorher zur Ruhe gekommene litauische Wanderung wieder ein, und die Litauer besetzen nun die verlassenen Gebiete der nichtlitauischen Völker. Sie sind es, die die große baltische Völkerwanderung bis in den Beginn des 18. Jahrhunderts fortgesetzt haben.

Die Gründe für das Aussterben der nichtlitauischen Völker sind uns ebenso wie überhaupt die Ursachen der baltischen Wanderung nicht klar. Buga glaubt, daß die Balten von innen durch die Slaven gedrängt seien [2]. Das ist an sich nicht zu widerlegen. Immerhin muß man beachten, daß innerhalb der baltischen Völker von einem solchen Drängen der zentraleren auf die rand-

---

1) Daß die Datierung Bugas nicht zutrifft, ist oben S. 187, Anm. 2 dargelegt worden.

2) z. B. 1924 (a. a. O.), S. 30. Vgl. auch H. Mortensen, Ostseerandvölker a. a. O. (G. Z.), S. 181.

licheren Völker nicht viel zu bemerken ist. Wir finden immer nur ein Nachrücken von Litauern in die von den übrigen Völkern seit längerem verlassenen Räume, nicht jedoch eine Überlagerung der alten Völker durch die Litauer[1]).

Wir haben somit dieselben Probleme, wie sie uns die germanische Völkerwanderung seit langem bietet. Auch da finden wir Völker ohne ersichtlichen Grund in Bewegung; auch da hat man bei intensiverer Untersuchung häufig festgestellt, daß von einem Drängen, insbesondere seitens der Slaven, längst nicht überall die Rede ist. Ob es im baltischen Gebiete Klimaänderungen sind, die den Völkern ihre ursprünglichen Wohnsitze so verleideten, daß sie aussterben oder aber immer wieder weiter wandern mußten, ob es eine gewisse Selbstzerfleischung durch dauernde Kämpfe gewesen ist oder irgend etwas anderes, wir wissen es nicht. Wir können uns nur damit trösten, daß wir die letzten Ursachen der germanischen Völkerwanderung, obwohl diese viel besser durchforscht ist und nicht erst seit 7 Jahren, ebenso wenig kennen.

*Nachtrag:* Zu dem Verlauf der litauischen Nordgrenze um 1400 (S. 180) muß noch Folgendes nachgetragen werden. Unsere Karte zeigt in Übereinstimmung mit den quellenmäßigen Berichten über den Wildnischarakter der Windauquelle die Nordgrenze des litauischen Siedlungslandes südlich der Quelle, obwohl G. Mortensen auf ihrer Karte (a. a. O.) das an der Windau gelegene Uszwenty als im Siedlungsland gelegenen Endpunkt von Wegeberichten einzeichnet. Dieser Eintragung G. Mortensens liegt eine irrtümliche Lokalisierung des in den Wegeberichten genannten Ortsnamens Assweote bezw. Asswe (nach Hirsch gleich Uszwenty) zugrunde. In Wirklichkeit ist, auch nach den angegebenen Entfernungen, Assweote bezw. Asswe gleich heute Oszwi, einem Nebenfluß der Okmiana, nördlich Koltiniany, womit Assweote mitten in dem von uns auch anderweitig belegten Siedlungsland liegt.

1) Auf die Frage der Erhaltung eines recht dichten Ortsnamennetzes trotz Diskontinuität der Besiedlung und auf die mögliche Bedeutung der diesbezüglichen Ergebnisse für die Volksreste-Forschung soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

# Zum Ursprung der sog. Horusdiener.

Von

**Hermann Kees.**

Vorgelegt in der Sitzung vom 10. Februar 1928.

Sethe hat in seinen bahnbrechenden „Beiträgen zur ältesten Geschichte Ägyptens" (1905) auch eine gesicherte Grundlage für die Auffassung der Ägypter über die „Horusdiener" geschaffen und ihre Entwicklung von den Pyramidentexten bis zu Manethon verfolgt. Darin konnte er die früher von Brugsch, Wiedemann u. a. vertretene Deutung als „Horusnachfolger" im chronologischen Sinne als unzutreffend erweisen, und verteidigte die Übersetzung „Horusdiener" = Horusverehrer[1]), die sich daraufhin in der deutschen Fachliteratur durchsetzte.

Im zusammenfassenden Text zu den Darstellungen des Sedfestes im Sonnenheiligtum des Neuserrê habe ich für einen Sonderfall eine abweichende Übersetzung „Horusgeleit" oder „Horusgefolge" eingeführt[2]), und zwar für die Beischrift zu den Götterstandarten, die den König (Horus) voranziehend bei seinen Aufzügen „geleiten" (*šmś*), wie durch alle Zeiten der Fachausdruck bei den Götterprozessionen heißt. Wegen der religionsgeschichtlichen Wichtigkeit möchte ich hier die sachliche Begründung etwas näher ausführen.

Immer sicherer können wir jetzt feststellen, daß gerade beim Sedfest der Grundstock des Zeremoniells die Zustände der ältesten Königszeit (Thinitenzeit) voraussetzt. Religionsgeschichtlich genüge der Hinweis, daß im alten Sedfest weder Rê noch Osiris eine Rolle spielt. Damit gewinnen natürlich die dort anzutreffenden kultgeschichtlichen Aussagen eine erhöhte Bedeutung, weil sie Zusammenhänge aufhellen können, über die wir sonst keine zuverlässige Tradition mehr besitzen.

Es liegt auf der Hand, daß auch der Ausgangspunkt der Vorstellung über die sog. „Horusdiener" hier klarer zutagetreten kann,

1) So z. B. Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. I, $2^3$, § 198 ff.

2) Re-Heiligtum III, S. 7 f.

als etwa in der dogmatisch frisierten Götterannalistik des Turiner Königspapyrus oder gar des Manethon, selbst als in den Pyramidentexten. Auch diese sind doch vor ihrer ersten erhaltenen Niederschrift bereits Umarbeitungen zu bestimmten Zwecken — Verwendung als Totentexte für den König, Einspannung in die Sonnenreligion von Heliopolis — unterworfen gewesen. Die Hauptsätze von Sethe's Ergebnis, soweit es hier in Frage kommt, lauteten:

„Die Horusdiener (*Šmśw-Ḥr*), die uns als Vertreter der Urzeit und Vorgänger des Menes genannt werden, scheinen menschliche Wesen, die den Gott Horus im Kult verehrten, gewesen zu sein.

Sie entsprechen aller Wahrscheinlichkeit nach den oberägyptischen Königen von Hierakonpolis und den unterägyptischen von Buto, die beide in besonderen Residenzstädten mit dem Ortsgotte Horus ihren Wohnsitz hatten."

Die Frage ist, wie der klare Tatbestand des neuen Befundes, die Bezeichnung der Standartengötter des Königsgeleites als „Horusgeleitsgötter" ([Hieroglyphen]) mit diesen Aufstellungen in Einklang zu bringen ist.

Zunächst muß betont werden, daß nicht nur jüngere bildliche Wiedergaben des Sedfestes diese Bezeichnung der Standartengötter nach alter Tradition treu bewahren[1]), sondern daß sie gelegentlich auch als Beischrift zu den dem König beim „Erscheinen aus dem Palast" voranziehenden Standarten noch in späten Tempelbildern wiederkehrt[2]). Auch in einem anscheinend singulären Titel des Veziers *Mrrw-kꜣ* der 6. Dyn. [Hieroglyphen] „Leiter der Horusgeleitsgötter" begegnet sie uns[3]). Der höchste Staatsbeamte will sich damit, wie wir sehen werden, die Rolle des Gottes Upuaut, des Führers des göttlichen Königsgeleites zuschreiben[4]).

Ich glaube in der Tat, daß wir in der Bezeichnung der Standartengötter als *Šmśw-Ḥr* den Ursprung des späteren Sammelbegriffes „Horusdiener" vor uns haben: die alte Koalition von Lokalgöttern, die, dogmatisch gesprochen, den Horus-König der Falkenstadt (Hierakonpolis) zum Endsiege über Unterägypten geführt hat.

Darin liegen natürlich zweierlei Voraussetzungen: einmal, daß

---

1) Naville, Festival hall Taf. 2, 9. 9, 3. 18, 9. 19, 2 (22. Dyn.).

2) Z. B. de Morgan Ombos I, S. 150. 342 (Catal. des mon. II).

3) Gunn, Teti Pyramid Cemeteries I, S. 135 übersetzt sicher unrichtig „Director of the Cult of Horus-of-the-Gods".

4) S. u. S. 202.

diese Göttergesellschaft nur oberägyptische Götter umschließt, wenigstens im ursprünglichen Kern, zweitens, daß hier in dem Begriff *šmś* das kultische „verehren, dienen" nicht den Ausgangspunkt bildet, sondern, wenn die Ägypter selbst ihn einmal so verstanden haben, eine Umdeutung vorliegt. Über den ersten Punkt, die Zusammensetzung der Standartengötter zu den verschiedenen Zeiten, sowie die ägyptischen Bestimmungen der einzelnen Göttergestalten ist das Material bereits durch v. Bissing und mich in den „Untersuchungen zu den Reliefs aus dem Re-Heiligtum" gesammelt[1]); ich kann mich daher im Wesentlichen auf den zweiten beschränken.

Zunächst gilt es ein Vorurteil zu beseitigen, das selbst in manchen neueren Darstellungen der ägyptischen Religion und Geschichte fest eingewurzelt erscheint.

Das ist die Anschauung, als hätten sich die einzelnen alten Tierkulte Ägyptens jeder von einem Mittelpunkt aus ausgebreitet, und als seien verschiedene Stämme (Clans) Träger und Verbreiter der Kulte des Falken, Krokodils, Hundes usw.

Man sieht also die Stellen, wo außerhalb des vermeintlichen Heimatsortes ein gleichartiger Kult in geschichtlicher Zeit begegnet, als „Kultfiliale"[2]) an und konstruiert etwa, unter Benutzung ethnographischer Hypothesen zur ägyptischen Vorgeschichte, entweder einen Zug von Süden nach Norden oder umgekehrt, — einen Zug, dessen Folgen die Kultfilialen, dessen Kennzeichen die überall in Ägypten nachweisbaren Sagen von Kämpfen zwischen einzelnen Göttergestalten wären.

Das Paradebeispiel, das als Beweis für die Richtigkeit dieser Betrachtungsweise, meist recht einseitig, benutzt wird, ist der Falkengott „Horus". Man stellt seine Ausbreitungsgeschichte dann so hin, als entstamme ‚Horus' dem „Reiche des Falkengottes von Buto" in Unterägypten[3]), er sei „in Oberägypten meist ein Eindringling"[4]).

Dabei gilt es aber zu berücksichtigen, daß damit ein Fall gewählt ist, der keine Verallgemeinerung zuläßt. Er greift einen Gott heraus, der das erste geschichtliche Beispiel bildet, daß ein Lokalgott den Vorzug gehabt hat, durch die Ver-

1) Abh. Bayer. Akad. 1922, 1, S. 25 f.

2) Diese Neigung ist z. B. in der neuesten Skizze der ägypt. Religion von H. O. Lange im „Lehrbuch der Religionsgeschichte" I. Bd. 4. Aufl. (1925) unverkennbar.

3) Junker, Onurislegende, S. 140.

4) Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. I, 2[3], § 199.

körperung im Königtum Gesamtägyptens Staatsgott zu werden, und demzufolge dasselbe Anrecht auf allgemeine Geltung erheben konnte, das später unter veränderten politischen Verhältnissen der Sonnengott Rê von Heliopolis oder der thebanische Amon erlangte! Man darf also die unzweifelhaft bestehende Horuspropaganda nicht mit Urgeschichte verwechseln, oder das Horusbeispiel als typisch für alle Tierkulte hinstellen. Es gilt vielmehr zu untersuchen, ob der Fall, wo wir angebliche ‚Filialen' des Horuskultes treffen, also in der Art, wie es ganz großzügig die Kultsage von Edfu mit ihrem „unterägyptischen" oder „östlichen" Edfu behauptet, nicht vielmehr so liegt, daß dafür ursprünglich ganz selbständige Parallelkulte benutzt werden. Solche sind begründet in der Natur des Landes und seiner Tierwelt, das je nach örtlicher Lage und Lebensbedingung von selbst seine eindrucksvollsten Exponenten den naiven Menschen als göttliche Mächte aufdrängte.

Es ist m. E. ein systematischer Fehler, wenn man sich einseitig an Kultsagen klammert, wie gerade die Horussage von Edfu. Dabei wird zu wenig bewertet, daß dieser in ihrer eifernden Feindseligkeit gegen gewisse an andern Orten altheilige Tierkulte, wie Krokodil, Schlange, Nilpferd, Oryxantilope, die propagandistischen Züge unverkennbar aufgeprägt sind, und sie den gleichen Geist verrät, der uns in der römischen Kaiserzeit aus den Schilderungen Juvenals und Plutarchs über die religiösen Fehden der Leute von Ombos und Tentyra, von Oxyrynchos und Kynopolis in besonders krasser Form entgegentritt.

Die vielen, überall anzutreffenden Mythen von Götterkämpfen um das Erbe („Teilung"), wie das typische streitende Paar Horus und Seth, die beiden um die Vorherrschaft ringenden „beiden Herren von Oberägypten", oder Rê und die Schlange in Heliopolis (Tb. Kap. 115), bis hin zur Verfemung der Oryx und des Krokodils in einem ihrer Stammgebiete (6. und 16. oberägypt. Gau), reden doch eine deutliche Sprache. Bestrebungen, einen örtlichen Rivalen oder Nachbarn herabzusetzen zu erhöhtem Ruhm des eigenen Gottes hat es seit ältester Zeit gegeben, sie sind nicht erloschen, solange die Lokalkulte Lebenskraft behielten.

Sehr oft läßt sich gerade der Horuskult als der, übrigens entsprechend der Natur seines Tieres, besonders unduldsame, angriffslustige erkennen, allerdings auch sieghafte; erklärlich, denn ihm steht frühzeitig die Waffe des Königskultus zu Gebot. Ist es ein Wunder, daß daraus überall, wo er Ansatzpunkte findet, der Typ des oberägyptischen „Kampfgottes Horus" entsteht, wie ihn Junker in seiner ‚Onurislegende' so treffend geschildert hat? Nur scheint

mir die Folgerung nicht am Platz: „Wir können freilich nicht mehr bestimmen, wo ev. dieser Gott ursprünglich heimisch war, oder welchem Bezirk oder Stamm er angehörte, aber wir erkennen, wie er zeitweilig in ganz Ägypten geherrscht hat[1].“

Das hat er tatsächlich erst im Sinne der Staatsreligion der Thinitenzeit; vorher wurde der Falke, der schnellste Flieger und angriffslustigste Raubvogel, gewiß schon genau so gut im oberägyptischen Hierakonpolis verehrt, wie im 3. unterägyptischen Gau, oder an vielen Stellen des mittelägyptischen Ostufers, meist sogar unter recht verschiedenen Kultnamen[2]. Einen Ausgangspunkt zu suchen, wäre ein vergebliches Bemühen.

Machen wir einmal die Gegenprobe bei andern weitverbreiteten Tierkulten, die aber niemals die Gunst staatlicher Unterstützung als Residenzgott gefunden haben!

Ist es wirklich nach naturgeschichtlichen Gesichtspunkten merkwürdig, daß die reißende Löwin gerade am Wüstenrand, besonders am Eingang zu Wadis, verehrt wird, wo man ihren Bereich betritt[3]? Oder daß das neben dem Nilpferd stärkste und gefährlichste Wassertier, das Krokodil, besonders an Stromschnellen, auf Inseln im Strom, an felsigen Ufern, die der Schiffer fürchtet, und in ausgedehnten Sumpfgebieten verehrt wird[4]?

Oder daß Anubis, der Wüstenhund, „auf seinem Berge“, als „Herr der Höhlenöffnung“ am Wüstenrand bei den Nekropolen als heilig gilt, und zwar überall von Rife südlich Assiût bis ins Delta hinab[5]?.

Schließlich kann man darauf hinweisen, daß nicht zufällig im schmalen Oberägypten Wüsten- und Raubtiere verhältnismäßig mehr hervortreten, im Marschland des Deltas dagegen, abgesehen von Krokodil, Nilpferd, Ichneumon u. a. die Rinderkulte sich häufen. Ich glaube, es bedarf dazu wirklich nicht der politischen Konstruktion eines vorzeitlichen ‚Bullkingdoms‘ (Newberry); es haben vielmehr weit auseinanderliegende Gebiete in gleicher Weise

1) Onurislegende, S. 14.

2) Junker a. a. O., S. 16—39. Kees, Horus und Seth, Kap. IV.

3) Man beachte auch hier die wechselnden Beinamen: El-Kab „Herrin des Wadi-Eingangs“, ähnlich in Tehne (Akoris). Meschêch bei This: *Mḥj.t.* Der el-Gebrawi: *Mtj.* Speos Artemidos: *Pḫ.t.* Bei Memphis: Sachmet u. a. m.

4) Die Nachweise im einzelnen in meinem Artikel Suchos bei Pauly-Wissowa R. E. Die abweichende Stellungnahme von H. O. Lange im Lehrbuch der Religionsgeschichte I[4], S. 462 verstehe ich nicht.

5) Daß es ein „Stammgebiet“ des Anubis in Mittelägypten gibt, wie noch Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. I, 2[3], § 180 meinte, ist nicht erweisbar; für den 12. und 18. oberägyptischen Gau zweifellos unzutreffend, vgl. Ä. Z. 58, S. 92 f.

Veranlassung, die Träger der Fruchtbarkeit des Viehstandes voranzustellen [1]).

Nun versuche man einmal die Stammes(Clan)-Theorie planmäßig auf alle diese Tierkulte zu übertragen und danach Stammeswanderungen durch Ägypten zu rekonstruieren! Der grauenvolle Wirrwarr müßte auch den eingefleischtesten Theoretiker von der Unmöglichkeit überzeugen.

Natürlich gibt es bewußte Kultübertragungen und Verschiebungen. Aber die tragen doch dank der für den Historiker so unschätzbaren Eigenschaft der Ägypter, das Alte neben dem Neuen zu bewahren, ihr eigenes Gepräge. Aus dem Bereich der Falkenkulte sei dafür auf die aus systematischen Gründen geschaffene, im Kult fehlende Gestalt des „Horus von *P*“ hingewiesen — der Gott seiner angeblichen Geburtstätte *Db'w.t* bei Buto ist ein Reiher [2]), — oder auf Kom Ombo mit seiner Beiordnung eines Horusgottes zum örtlichen Krokodilskult.

Verführend wirkt allerdings die scheinbare einheitliche Namensgebung: „Horus — Anubis — Suchos“ usw. Aber gerade diese ist erst das Ergebnis eines allmählichen, allerdings sehr frühzeitig einsetzenden, Ausleseprozesses, und wird natürlich durch alle Äußerungen der ausgleichenden Reichsreligion gefördert. Für die Falkenkulte braucht man nur darauf zu verweisen, daß das Wortzeichen von „Herr“ den Falken verwendet und bereits im Alten Reich zum allgemeinen Gottesdeterminativ wird.

Eine Nachprüfung an der Hand der örtlichen Tradition ergibt aber sofort, trotz der lückenhaften Zeugnisse, starke Einschränkungen bezüglich der angeblichen Einheitlichkeit der lokalen Appellativa erscheinungsmäßig gleichartiger Gottheiten.

Von wo im Einzelfall die sich bei der Allgemeinheit durchsetzenden Namen ausgehen, können wir heute in den weitaus meisten Fällen nicht mehr feststellen, dazu setzen die synkretistischen Strömungen zu früh ein. Für ‚Horus‘ ist allerdings der Ausgangspunkt in Hierakonpolis aus geschichtlichen Gründen am wahrscheinlichsten.

Diese grundsätzlichen Dinge mußten kurz berührt werden, um auch im Falle der ‚Horusdiener‘ klar zu sehen.

1) Das vereinigte Königtum hat gerade eine unterägyptische Kuhgottheit zur allgemeinen Schutzpatronin des Viehs gemacht. Re-Heiligtum III, S. 6.

2) Die Annahme von Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. I, $2^3$, § 181, daß gerade der Horus von Buto „von Anfang an ein Falke gewesen zu sein scheint“ ist kultgeschichtlich nicht richtig: siehe die Belege in meinem „Horus und Seth“ I, S. 39f.; II, S. 64.

Wir müssen also alles, was mit einem „Stammesgott Horus" und seiner geschlossenen Anhängerschaft zusammenhängt, beiseitelassen. Erst der Endsieg des Königtums von Hierakonpolis schafft für einen solchen ‚Horusdienst' die Grundlage, besonders soweit es Unterägypten angeht. Der vordynastische Ursprung der ‚Horusdiener' kann aber niemals zweifelhaft sein. Ganz im Gegensatz zu einer Kulteinheitlichkeit der oberägyptischen Sieger unter dem Skorpion, Narmer, Menes usw. werden die Kultverhältnisse der alten Koalition zweifellos ebenso bunt gewesen sein, wie am Ende der ägyptischen Geschichte; das lehren schon die Gauzeichen und die frühzeitlichen Denkmäler, obwohl auch dort bereits eine Auslese der Prominenten eingetreten ist. Wie sich die Unterordnung der Kleinkönige von Ombos, Koptos, Thinis [1]), Achmîm, Siût und Hermopolis geschichtlich abgespielt hat, wissen wir nicht; aber die Spuren kräftiger Selbstbehauptung gegen den Vorrang von Hierakonpolis sind auf dem Kultgebiet noch unverkennbar.

Auch in der Koalition der oberägyptischen Gaue hat es ernsthafte Konkurrenten des Gottes von *Nḫn* gegeben. Nicht zufällig ist der Gott von Siût, Upuaut (Ophois), der Anführer des ‚Horusgeleits', und hat als solcher seine Tiergestalt sogar verallgemeinernd den „Seelen von *Nḫn*", die doch anfänglich nur den Kreis von Hierakonpolis umspannten, im Sinne eines Götterkreises der oberägyptischen Reichshälfte aufgedrängt [2]).

Dies findet beim Sedfest des Königs sinnfälligen Ausdruck darin, daß beim Opfertanz der „Diener der Seelen von *Nḫn*" die Upuautstandarte trägt, und daß den „Hirten" von *Nḫn* Trabanten mit Schakalbälgen auf dem Kopf begleiten [3]). Daß das Sedfest aus dem alten Siegesfest des oberägyptischen Königtums herausgewachsen ist, hatte Sethe schon vor Jahren ausgesprochen [4]), die späteren Funde haben das glänzend bestätigt. Im Sinne der Leute von Siût sind daher, wie man noch im M. R. ganz im alten Sinne sagt, die Schakale „die Horusgeleitsgötter" [5]).

Der nächstbedeutende Konkurrent war zweifellos Seth, der Gott von Ombos. Auch bei ihm setzt sich der Rivalitätskampf bis in helle geschichtliche Zeit fort, endet dann zunächst am Ende

---

1) Schon das Verhältnis zwischen Thinis, woher nach Manethon das Haus des Menes stammen soll und wo die Mehrzahl der Thinitenkönige begraben liegt, zu Hierakonpolis ist uns unbekannt!

2) Entsprechend dem Übergang *itr.t* Reichsheiligtum > Landeshälfte.

3) Re-Heiligtum II, Nr. 33 b bezw. Beiblatt B = Bd. III, Nr. 228/29.

4) Beiträge z. ält. Gesch., S. 16.

5) Siût Grab I, Z. 238 (12. Dyn.).

der 2. Dynastie mit einem Sieg des Horus, ohne den Seth völlig aus dem Kreis der Königssymbolik auszuschließen. Jedenfalls gehört er in unserm Sinne durchaus in den Kreis der „Horusgefolgsgötter", und man kann die alte Geschichte kaum ärger mißverstehen, als wenn man sich die Kämpfe zwischen Ober- und Unterägypten unter der Parole: Horus gegen Seth ausgefochten denkt[1]).

Darüber hinaus konnte theoretisch der Gott-König auch in Gestalt aller anderen Götter erscheinen, das drückt z. B. schon die Symbolik der sog. Städtezerstörungspalette unzweideutig aus[2]).

Im praktischen Gebrauch wird jeder Gau und jede Stadt ihren „Stadtgott" an erste Stelle schieben, und nur über die Brücke des Königtums einen göttlichen Oberherrn anerkennen. Zerbricht dann einmal die Form der alles umfassen und allen Ansprüche genügen wollenden Staatsreligion aus politischen Gründen, dann fällt das Land in größter religiöser Zersplitterung auseinander. Diesen magischen Ring zu schmieden, haben sich die ägyptischen Theologen der jeweils führenden Städte jahrhundertelang vergeblich bemüht. —

Für die neugewonnene Erklärung der Standartengötter als „Horus (Königs)-Geleitsgötter" paßt also die letzten Endes auf Maspero's Übersetzung „les Suivants d'Horus"[3]) beruhende Wiedergabe von Loret „les Compagnons du Faucon"[4]) besser, als die eingebürgerte „Horusdiener"; und auch in seiner Auffassung der „enseignes militaires"[5]) steckte ein richtiger Kern.

Allerdings ist, von unserm heutigen Standpunkt gesehen, die von Loret im Anschluß an Schweinfurth, Petrie u. a. verfochtene Theorie von einer Einwanderung der Horusleute (aus Arabien über das Rote Meer) ebenso unnötig, ja irreführend, wie Maspero's Trugbild von den afrikanischen „forgerons d'Horus" und ihrem vorgeschichtlichen Kampfe gegen die im Niltal heimischen Anhänger des Seth. Letzteres ist durch Sethe's Nachweis der Bedeutung „Harpunierer" für *mśnw* und die unterägyptische Herkunft dieses Sagenzuges aus einem Mythus vom kgl. Nilpferdjäger zerstört[6]).

---

1) Auch Hall in der Cambridge Anc. Hist. I (1923), S. 265 ist geneigt von den „Followers of Horus" anzunehmen „that they followed him to war in the legendary contest with Set".

2) Sethe, Ä.Z. 52, S. 56; ebenso Peet, Cambridge Anc. Hist. I, S. 252.

3) Hist. Anc. I, S. 182 u. a.

4) Horus-le-Faucon (Bullet. inst. fr. orient. du Caire III), S. 12.

5) Rev. égyptol. X (1902), S. 94 f.

6) Sethe, Ä Z. 54, S. 53. 57, S. 137. Kees, Horus und Seth II, S. 79 f.

Auf der andern Seite aber treten bei Annahme einer Urbedeutung „Horusgefolge“ (spez. im kriegerischen Sinne) die Gründe für die jüngeren Veränderungen dieser anfänglich bunt zusammengesetzten Körperschaft im Sinne von Sethe's Untersuchungen über die Götterannalen klar zutage:

Sobald die siegreiche Götterkoalition mit dem Dualismus des historischen Königtums, das die rote Krone von Buto als zweite legitime anerkennt, belastet war, wird ihre alte Kampfstellung unhaltbar. Im Sinne der inneren Befriedung gleicht man aus und gewährt dem unterlegenen Teil klug Teilnahme am Siegesergebnis.

Aus Upuaut, dem kriegstüchtigen Anführer Oberägyptens wird der Doppelgott, „der die beiden Länder siegreich ergriffen hat“ [1]), und von ihm als [hieroglyphs] geführt, ziehen die Siegesstandarten auch dem unterägyptischen König voran [2]), und der „Diener der Seelen von *P*“ wird sein gleichberechtigter Vertreter [3]). Zum „unterägyptischen Upuaut“ erwächst als Spiegelbild des Falken von *Nḫn* im „Horus von *P*“ ein Gegenstück. Beide Königsgötter, Upuaut und Horus, teilen sich nun friedlich in die beiden „Seelen“-Gruppen, der von Hierakonpolis und Buto in schakal- und falkenköpfige Hälften; unbeschadet der Widersprüche zu den tatsächlichen Kultverhältnissen, nach denen Upuaut ebensowenig etwas in *Nḫn* wie der Falkengott in *P* zu suchen hatte.

Mischt sich dann auch noch die geistige Führerin der späteren Reichsreligion, Heliopolis, darein, dann kann Upuaut auch „an die Spitze der Seelen von Heliopolis“ gestellt werden [4]).

Dafür bereichert auch das unterägyptische Gebiet die Symbole des vereinten Königtums um wertvolle Bestandteile, wandert doch z. B. die heilige Uräusschlange von Buto als Schützerin an die oberägyptische weiße Krone. Daß bei diesem Ausgleich politische Interessen den Ausschlag gaben, ist übrigens allgemein anerkannt [5]); nur die Auflösung ist bisher verschieden von der hier kurz umrissenen Darstellung ausgefallen.

1) Griffith, Siût Grab I, Z. 233 (12. Dyn.).

2) Re-Heiligtum II, Nr. 38 (unterägypt. Hälfte), vgl. Festival hall, Taf. 9, 1.

3) Re-Heiligtum II, Nr. 50a; III, S. 7. Brugsch, Dict. géogr., S. 1376.

4) Kees, Opfertanz d. ägypt. Königs, S. 253. Ä.Z. 57, S. 135.

5) Sethe, Beiträge z. ält. Gesch., S. 13 betont stark die Künstlichkeit, schiebt sie aber auf eine gemeinsame Urquelle: Heliopolis. Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. I, 2 [3], § 199 „In den Doppelstädten sind die Horusstädte offenbar die Residenzen und Krönungsstädte; und sie können nur politische Gründungen gewesen sein“.

Mit der grundsätzlichen Umstellung wird natürlich auch die Gruppe des Horusgeleits für allerlei Zuwachs geöffnet, wenigstens theoretisch, denn hindernd stellt sich stets das angeborene Traditionsgefühl in den Weg. Immerhin vergißt man allmählich über dem beherrschenden Gedanken der „beiden Länder“ — einem Zustand, den es in dieser Schärfe niemals gegeben hat, zu Zeiten des Menes ebensowenig wie zu denen des Pianchi — das vorgeschichtliche Dasein einer Vielheit von Königen in Oberägypten. Es verlischt die Erinnerung an eine Zeit, wo „Horus“ noch nicht gemeinägyptischer Königsgott war.

So verschiebt sich naturgemäß der Begriff „Horusgeleit“ in den uns geläufigen, eine Kulteinheitlichkeit voraussetzenden „Horusdiener“.

Weiter vermischen sich, je ferner jene Zeiten entrücken, die geschichtlichen Tatsachen der vorgeschichtlichen Zeit mit theologischen Konstruktionen der Götterannalen; die „Zeit der Horusdiener“ sinkt auf eine Linie mit einer mythischen Götterzeit zurück. Der Weg ist angebahnt, den Sethe im weiteren Verlauf aufgezeigt hat. Kennzeichnend bleibt das Schwanken zwischen einer mehr menschlichen Auffassung als Ahnen der Könige aus der Vorzeit, natürlich nunmehr unter voller Gleichberechtigung der unterägyptischen, und zwischen einer mehr als göttliche Wesen. Das liegt in der gleichen Doppelseitigkeit des lebenden Horus auf dem ägyptischen Königsthron. Man verkoppelt nun diese Wesen im unbezähmbaren Drang der Theologie zu synkretistischen Konstruktionen einerseits mit den schematisch zu Landeshälftenvertretern gewordenen „Seelen“ der vorgeschichtlichen Hauptstädte Hierakonpolis und Buto, anderseits mit den genealogischen „Horuskindern“ — weil auch diese „den König tragen, wie den Horus in der Sänfte“ [1]), — und zieht sie endlich in all den mythologischen Wirbel hinein, in dem man ihnen wie jenen Seelen und den Horuskindern bestimmte Götternamen anderer Herkunft zuschiebt. Das Tollste ungefähr, was in dieser Art dogmatische „Logik“ geleistet hat, ist vielleicht in einer Darstellung Ramses II. im Hypostyl von Karnak zu sehen [2]):

Da sind 15 falkenköpfige Träger der Amonsbarke als „die große Neunheit, die Seelen von *P*“ bezeichnet, 13 schakalköpfige als „die kleine Neunheit, die Seelen von *Nḫn*“.

1) Sethe, Beiträge z. ält. Gesch., S. 17, vgl. die Tätigkeit der „Wächter (*wrśw*) von *Nḫn*“ bei der Schlußprozession des Sedfestes, Re-Heiligtum II, Nr. 44d.

2) Südwand, untere Reihe (unpubl.).

Die systematische Auflösung nach den Götternamen ergäbe, wollte man sie kultgeschichtlich werten, den gleichen Unsinn, wie die Aufteilung der vier Namen der angeblichen Horuskinder auf die Seelen von *P* und *Nḫn* in den Totenbuchkapiteln 112 und 113. Verständlich wird solches Verfahren nur, wenn man bedenkt, daß die Begriffe „Neunheit" ebenso wie „Horusgefolge" (Horusdiener) oder „Seelen" im Synkretismus abgegriffene Münze geworden sind.

Wie sollte man beispielsweise jenen beiden Neunheiten in Karnak gegenüber die heliopolitanische Konkurrenz der „Seelen von Heliopolis" unterbringen, an deren Spitze nach Aussage eines Pyramidentextes [1]) „die beiden sehr großen Neunheiten" stehen? Vielleicht würde uns ein heliopolitanischer Hierogrammat belehren, daß die Seelen von Heliopolis ihrerseits die Seelen von Hierakonpolis und Buto zusammenfassen.

Die alte Bedeutung des „Horusgeleites", das dem König den Weg öffnet, ist abgesehen von Resten im Kult, wo sich Altes immer am längsten hält, in der Thinitenzeit verwaltungstechnisch noch in der Bezeichnung des [Hieroglyphen] gebräuchlich. Dies Ereignis verzeichnen die Annalen jener Zeit in regelmäßigen Abständen, zeitweilig in auffälligem Zusammenhang mit der alle zwei Jahre stattfindenden „Zählung" (zu Steuerzwecken); es verschwindet aber, wie Sethe beobachtete [2]), nach Verlegung der Residenz nach Unterägypten (Memphis) in den Bereich des heliopolitanischen Einflusses. Auch das ist ein Zeichen, das stark auf die oberägyptische Herkunft dieses „Horusdienstes" hinweist.

Sethe faßte es vor Jahren noch im Wesentlichen als ein Erinnerungsfest für den Gott von Hierakonpolis in Form einer Wallfahrt.

Nach später bekannt gewordenen Urkunden zeigt aber dieser Horusdienst ein recht wenig kultisches Aussehen. Er begegnet nämlich in einem in die Reihe der Koptosdekrete gehörigen Schutzerlaß Phiops I. (6. Dyn.) für die Totenkapelle seiner Mutter in Koptos, scheinbar als alter Fachausdruck, in steuertechnischem Sinn [3]):

„Meine Majestät läßt nicht zu, daß irgend eine Belastung der

---

1) Pyr. 1689 c.

2) Beiträge zur ält. Gesch., S. 15. 71 f. Die Ergänzung Gauthier's, Musée égypt. III, S. 49 zu dem Annalenbruchstück über die 4. Dyn. [Hieroglyphen] ... in „Horusdienst" ist sicher falsch.

3) Weill, Decrets royaux, Taf. 7, vgl. Sethe, Gött. gel. Anz. 1912, S. 719.

Kapelle auferlegt werde, meine Majestät läßt nicht zu, daß ein ‚Horusdienst' sie treffe.“

Borchardt hat, einem Hinweis von Sethe folgend, diese abweichende Auffassung zuerst ausgesprochen und sich dabei ausdrücklich gegen die Deutung als Fest der „Horusverehrung“ gewendet [1]).

Der „Königsdienst“, wie Borchardt übersetzt, wird auf das alte „Horusgeleit“ (Königsbegleitung) zurückgehen und so zu erklären sein, daß unter der patriarchalischen Monarchie der Thinitenzeit der König zur „Zählung“ der Steuerobjekte in Person durchs Land zog, natürlich im Geleit seiner Beamten.

Auch das Gottesschiff als Determinativ erklärt sich damit zwanglos.

Eine wie starke Belastung allein die Auflage der Ausstattung und Verpflegung des Königs und seiner Beamten auf Dienstreisen für das Land bedeutete, erfahren wir aus allen Zeiten der ägyptischen Geschichte bis hinab in die Ptolemäerzeit. Wir können wohl verstehen, wie schwerwiegend ein solcher Befreiungserlaß für einen Ort war.

Die memphitische Zeit hat dann anscheinend den terminus *šmś-Ḥr* als unzeitgemäß wenigstens aus den Jahresbezeichnungen beseitigt; es verbleibt bei der realistischeren „Zählung“ der Vermögensbestände.

Als Ergebnis unserer Untersuchungen über den Ursprung des Ausdrucks *Šmśw-Ḥr* können wir den Satz aufstellen:

Das Horusgeleit bildeten einst Götterzeichen oberägyptischer Gaue, die den Horus-König von Hierakonpolis unter Führung des Gottes von Siût, Upuaut, zum Siege über Unterägypten führten.

---

1) Annalen u. zeitl. Festlegung des A. R. (1917), S. 32, Anm. 1. Moret, Chartes d'immunité, S. 10 (= Journ. asiat. 1912, II, S. 78) übersetzte „cortège d'Horus“ und suchte ein Zwischending zwischen Steuerleistung und religiösem Fest.

# Zur Geschichte des Eltviller Oberhofs.

## Ein Beitrag zur Kritik F. J. Bodmanns.

Von

**Paul Wagner** (Wiesbaden).

Vorgelegt von Herbert Meyer in der Sitzung am 9. März 1928.

Daß es in Eltville, dem Hauptorte des mainzischen Rheingaus, im späteren Mittelalter einen Oberhof gab, hatte Bodmann in seinen 1819 erschienenen „Rheingauischen Alterthümern" mitgeteilt. Hier veröffentlichte er auch eine große Anzahl von Rechtssprüchen dieses Oberhofs, die um so mehr Glauben und Verbreitung fanden, als er sie einem Eltviller Schöffenbuche entnommen haben wollte, nach dessen Seitenzahlen er sie auch anführte. In neuerer Zeit hat indes der Ruf Bodmanns bedenklich gelitten, da immer mehr gefälschte Urkunden bekannt wurden, für die er — und nur er — verantwortlich ist. Als daher Herbert Meyer beweisen konnte, daß das allein auf Bodmannscher Überlieferung beruhende Rheingauer Landrecht eine Fälschung ist, die Bodmann auf Grund des Drenter Landrechts und einiger anderen holländischen Quellen fabrizierte [1], war es diesem Forscher gewiß, nicht nur daß Bodmann die von ihm mitgeteilten Entscheidungen des Eltviller Oberhofs erdichtet hatte, sondern daß auch der Oberhof selbst seiner Phantasie entsprungen sei [2].

Dieser Ansicht hat sich neuerdings Gottfried Zedler angeschlossen, als er sich zur Aufgabe stellte, in seinen „Kritischen Untersuchungen zur Geschichte des Rheingaus" [3]) den Urkundenbestand dieses Gaus von Fälschungen zu reinigen. Die Rheingauischen Altertümer boten ihm hierfür ein überaus ergiebiges Jagdgefilde. Zedler widmete dem „angeblichen" Eltviller Oberhof

---

1) H. Meyer: Das sogenannte Rheingauer Landrecht eine Fälschung Bodmanns. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Bd. 24 (1903), Germ. Abt. S. 309 ff.

2) Ebd. S. 334.

3) Nassauische Annalen, Bd. 45 S. 312 ff.

in seinem Werk einen besonderen Abschnitt[1]). „Von allen Truggebilden Bodmanns", sagt er hier, „ist dies psychologisch wohl das unverständlichste. Man kann schließlich verstehen, wie ein gewissenloser Gelehrter, der über die nötigen Kenntnisse verfügt, sich hinreißen läßt, diese oder jene einzelne Urkunde zu fälschen, die dazu dient, der von ihm vertretenen Ansicht als Beleg zu dienen; aber daß ein Mann, der doch ernst genommen sein will, einen Gerichtshof fingiert und von diesem nun eine große Anzahl angeblicher Entscheidungen, die alle möglichen rechtlichen Verhältnisse betreffen, ins Land gehen läßt, nicht an sich selbst irre geworden ist, vermag man nicht zu verstehen" [2]).

Die Zedlerschen Untersuchungen haben nach ihrer Methode und ihren Ergebnissen Widerspruch gefunden. Auch Herbert Meyer hat sie besprochen[3]) und bei dieser Gelegenheit sein Urteil über den Eltviller Oberhof als einer Erfindung Bodmanns geändert, da er inzwischen bemerkt hatte, daß ein von diesem mitgeteilter Ingelheimer Rechtsspruch, den er früher für eine Bodmannsche Fälschung halten mußte, weil darin von einem Gericht die Rede ist, *daz zu Eltvil sin recht holet*, als echt anzusehen ist. Er erkannte darnach an, daß der Eltviller Oberhof doch wohl bestanden haben dürfte[4]).

Das ist inzwischen durch einige rheingauische Urkunden, auf die O. Zott jüngst hinwies, außer Zweifel gestellt worden[5]). Sie sind in den Originalen erhalten und ausgestellt für die Orte Aßmannshausen, Johannisberg, Hallgarten und Rauenthal, datieren sämtlich von 1407, Februar 24, und stimmen im Wortlaut völlig überein. Der Aussteller, Erzbischof Johann von Mainz, der Landesherr des Rheingaus, erläßt in ihnen zur Abstellung von Irrungen und Mißhelligkeiten zwischen den Schöffen und den Gemeinden jener Orte eine gleichlautende Ordnung in gewissen Gemeindeangelegenheiten und weist dabei als auf eine den Gemeinden völlig bekannte Tatsache hin, daß das Gericht in der Stadt Eltville *das obirste gerichte* ist, *an daz man sich von andern gerichten beruffen mag.*

Zott hat nicht beabsichtigt, sonst noch vorhandenes Material zur Geschichte des Eltviller Oberhofs zu sammeln. Es ist ihm also

---

1) Nass. Ann. a. a. O.

2) Ebd. S. 313.

3) Göttingische gelehrte Anzeigen 1922, Nr. 4—6, S. 121—132. Vgl. auch die Anzeige von W. Dersch, Zeitschr. d. Savigny-Stiftung, 43. Bd. Kanon. Abt. XII (1922) S. 496—497.

4) Gött. gel. Anz. a. a. O. S. 128.

5) O. Zott: Der Eltviller Oberhof, Nassauische Heimatblätter, 28. Jahrg. (1927) S. 14—16.

entgangen, daß im Wiesbadener Staatsarchiv, wo jene vier Urkunden aufbewahrt werden, auch noch eine fünfte, am gleichen Tage ausgestellt und gleichen Inhalts, vorhanden ist[1]). Sie ist der Stadt Eltville erteilt, in der sich dieselben Zwistigkeiten und Übelstände eingestellt hatten wie in den genannten vier Ortschaften, und weicht nur in wenigen, durch die örtlichen Verhältnisse bedingten Punkten von jenen ab[2]). Ob noch für andere Rheingauorte gleiche Urkunden ausgestellt wurden, ist nicht bekannt. Aber auch wenn es nicht der Fall war, ist zu folgern, daß das Eltviller Gericht der Oberhof für die übrigen Gerichte des Rheingaus gewesen ist.

Sogar auf dem linken Rheinufer holte man sich in Eltville Recht, obgleich der Ingelheimer Oberhof hier näher gelegen hätte. Es ist aber doch wohl eine irrige Ansicht, wenn man, wie Zedler[3]) annimmt, daß die Oberhöfe, jedenfalls der Ingelheimer, in einem räumlich genau abgegrenzten Gebiete die Alleinberechtigung zur Rechtsbelehrung gehabt hätten. Ein Blick in das Verzeichnis der in Ingelheim rechtsuchenden Orte bei H. Loersch (Ingelheimer Oberhof, Einleitung S. XXIX), zeigt, wie wenig dies zutrifft. Erst eine genaue ortsgeschichtliche Untersuchung kann freilich diejenigen Orte ermitteln, die dem Eltviller Oberhof auf der linken Rheinseite unterstellt gewesen sind. Daß es deren mehrere gegeben haben muß, zeigt jener Rechtsspruch des Ingelheimer Oberhofs auf den H. Meyer aufmerksam gemacht hat[4]). Hier nämlich wird unterschieden zwischen Weinbergsgütern, die in Gerichten liegen, die in Ingelheim zu Haupte gehen, und solchen *in eime gericht, daz zu Eltvil sin recht holet.* Der Zusammenhang der Stelle und die Person des Rechtsuchenden, eines Einwohners von Wörrstadt in Rheinhessen, beweisen, daß dort unter den Gerichten, die in Eltville ihr Recht holen, nur solche in der Umgegend von Wörrstadt zu verstehen sind. Von einem dieser Gerichte, dem zu Sulzheim in der Nähe von Wörrstadt, ist es sicher. Dort setzte der Landesherr des Dorfes, das Mainzer Domkapitel, im Jahre 1383 ein neues Dorfgericht ein und bestimmte dafür das Gericht in Eltville zum Oberhofe. Damit nun das Sulzheimer Gericht die nötigen Kenntnisse hinsichtlich gewisser Rechtsfragen besäße, wünschte das Kapitel von dem Oberhof ein Weistum und sandte zu diesem Zweck eines seiner Mitglieder, den Domherrn Rüdiger von Gennhofen, mit einer

1) Staatsarchiv Wiesbaden, IX 9 Urkunden, Eltville.

2) S. die Beilage.

3) Nass. Annalen a. a. O. S. 316.

4) Gött. gel. Anz. a. a. O. S. 128.

Anzahl von Fragen aus dem Gebiete des Verwaltungs- und Strafrechts nach Eltville, über die das dortige Gericht, Schultheiß und Schöffen, Auskunft erteilen sollten. Die Vorgänge und das Weistum wurden in einem vom 28. Februar 1383 datierenden Notariatsinstrument niedergelegt, das Bodmann im Wortlaut mitteilt[1]) und das von hier später in die Grimmsche Sammlung der Weistümer übernommen worden ist[2]).

Wer nun freilich von der Ansicht ausging, daß der Eltviller Oberhof nichts anderes als eine Erfindung Bodmanns sei, mußte zwangsläufig auch dieses Notariatsinstrument für eine Erfindung ansehen. Zedler war auch imstande, die Vorlage für das Weistum zu ermitteln, die Bodmann hierzu benutzte[3]); er fand sie in einem Weistum vom Cröver Reich[4]), das der Fälscher aus einer Abhandlung kennen sollte, die er in den Rheingauischen Altertümern gelegentlich an anderer Stelle anführt[5]), nämlich aus einem Aufsatz des zweibrückenschen Hofrats Patrick: „Abhandlung von der unmittelbaren Nachbarschaft des alten Ducatus ripuariorum und des pagus Wormazfeld“[6]). Die Abhängigkeit von dieser Vorlage soll aus den Strafbestimmungen für einzelne Verbrechen und Vergehen klar hervortreten; denn „diese werden genau in der gleichen Reihenfolge behandelt und auch mit den gleichen Strafen bedroht, wie in jenem [Sulzheimer] Weistum: der Mord mit dem Rad, der Diebstahl mit dem Galgen, die Falschmünzerei mit dem Sieden des Übeltäters in einem Kessel, die Notzucht mit dem Pfählen“.

Nun ist so viel wohl richtig, daß von sechzehn Auskünften, die der Eltviller Oberhof nach dem Weistum auf die Fragen des Domherrn erteilte, diese vier, und nur diese vier, mit Sätzen aus dem Cröver Weistum in der Reihenfolge wie in den Strafbestimmungen, keineswegs aber im Wortlaut übereinstimmen. Woher Bodmann die übrigen zwölf zur Fälschung des Sulzheimer Weistums entnahm, hat Zedler anzugeben unterlassen. Daß aber vier unter sechzehn eine auffallend geringe Zahl ist, wird jedermann zugeben. Was sodann die Reihenfolge der Verbrechen anbelangt, in der die Fragen gestellt und die Antworten gegeben werden, so mag darin

1) Rheing. Altertümer, S. 619—622.

2) J. Grimm, Weistümer I, S. 544—549.

3) Nass. Ann. Bd. 45 S. 314.

4) J. Grimm, Weist. II S. 370—383.

5) Bodmann, Rheing. Altert. S. 603.

6) Beyträge zur Sittenlehre, Oekonomie und Geschichte, Mannheim 1770 St. I S. 5 ff.

etwas Herkömmliches liegen. Genau in der gleichen Reihenfolge führt z. B. der Saarbrücker Freiheitsbrief von 1321 [1]), der mit dem Cröver Weistum gewiß in keiner Beziehung steht, die Verbrechen auf, und vermutlich sind auch die Strafbestimmungen nicht grade diesem Weistum allein eigentümlich, sondern im Strafrecht jener Gegend hergebracht, wenigstens wird der Mord auch in einem Bacharacher Weistum mit dem Rade bestraft [2]). Die Gründe für eine Benutzung des Cröver Weistums durch Bodmann sind darnach nur schwache.

Um ihre weitere Widerlegung sich zu bemühen, ist indes eine überflüssige Arbeit; denn alle Behauptungen Zedlers sind in diesem Punkte irrig. Wenn er mit erstaunlicher Sicherheit erklärt, Bodmann habe das Cröver Weistum aus der Abhandlung Patricks gekannt, so kann er diese unmöglich eingesehen haben, weil hier das recht umfangreiche Weistum nicht einmal erwähnt, geschweige abgedruckt ist. Patrick spricht im Text seiner Arbeit davon, daß der Schöffenstuhl des Cröver Gerichts seinen Oberhof in Boppard hatte, und bringt zum Beweise hierfür in den Beilagen drei urkundliche Zeugnisse aus dem Cröver Schöffenbuche, nämlich erstens ein Schreiben der Cröver Schöffen an das Gericht in Boppard, in dem sie sich bei diesem zur Einholung einer Oberhofsentscheidung anmelden, zweitens einen „Extract der neuen Ordnung des Schöffengerichts zu Cröv de anno 1469“ und drittens eine Aufzeichnung aus dem Cröver Schöffenbuch vom Jahre 1495 über eine Belehrung des Bopparder Gerichts betreffend Maß und Gewicht. Das ist alles; von einem Weistum fehlt jede Spur. Aus der Patrickschen Abhandlung kann also Bodmann das Cröver Weistum bestimmt nicht kennen gelernt haben.

Und weiter noch! Befangen von der Meinung, daß der Eltviller Oberhof eine Erfindung Bodmanns sei, also auch das Weistum gefälscht sein müßte, hat Zedler es unterlassen, sich zu vergewissern, ob anderwärts eine Ueberlieferung davon vorhanden ist. Auf eine Spur hätte ihn das ihm sehr wohl bekannte Müllersche Verzeichnis der hessischen Weistümer [3]) — er hat es in den Nassauischen Heimatblättern besprochen [4]) — führen können. Würde er sie verfolgt haben, so hätte er gefunden, daß sich Bodmann auch in diesem Falle einer Fälschung nicht schuldig gemacht hat;

---

1) J. Grimm, Weist. II S. 5.
2) Ebd. S. 226.
3) W. Müller, Verzeichnis hessischer Weistümer. Darmstadt 1916, S. 84.
4) Nassauische Heimatblätter, 20. Jahrg. (1916/17) S. 47.

denn das Notariatsinstrument des Notars Volquinus de Wolfhayn von 1383, Februar 28, mit dem Sulzheimer Weistum befindet sich im Original, auf Pergament geschrieben, wohlerhalten im Staatsarchiv zu Darmstadt. Es ist unzweifelhaft echt und läßt sich beim besten Willen nicht als eine Bodmannsche Erfindung ansprechen. Der Abdruck in den Rheingauischen Altertümern stimmt mit dem Original überein. Damit fällt also die Behauptung von der Fälschung durch Bodmann, deren Nachweis ihr Urheber sich neuerdings noch als besonderes Verdienst angerechnet hat [1]).

Wie aber das Sulzheimer Weistum keine Fälschung Bodmanns ist, so auch eine Sulzheimer Gerichtsordnung nicht, aus der Bodmann einige Stellen mitteilt [2]). Auch sie nennt das Eltviller Gericht als Oberhof und ist darum seinerzeit von Herbert Meyer als gefälscht angesehen worden [3]). Sie ist in einer Urkunde von 1515, März 13, inseriert, die der mainzische Domdechant Lorenz Truchseß von Pommersfelden als Vertreter des mainzischen Domkapitels d. h. des Landesherrn von Sulzheim ausstellte, ist von diesem bestätigt und befindet sich in einer Abschrift aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts ebenfalls im Staatsarchiv zu Darmstadt [4]).

Da das Notariatsinstrument mit dem Sulzheimer Weistum datiert ist, so ist damit zugleich ein chronologischer Anhalt für das Bestehen des Eltviller Oberhofs gewonnen. Seine Tätigkeit als solcher mag freilich schon vor dem Jahre 1383 begonnen haben, aber bisher ist ein früheres Zeugnis nicht bekannt geworden. Ungefähr aus dieser Zeit liegen auch erst die frühesten Nachrichten von dem Ingelheimer Oberhofe vor. Während aber dieser seine Tätigkeit bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ausübte [5]), fand die des Eltviller schon früher ihr Ende. Wenn nicht schon eine ältere Ordnung [6]), so hat spätestens die kurmainzische Untergerichtsordnung von 1534 die Berufung an Oberhöfe in den Ländern des Kurfürstentums untersagt und damit auch die Tätigkeit des Eltviller Gerichts als Oberhof unterbunden [7]).

Auf welche Weise das Eltviller Gericht zum Oberhofe wurde,

---

1) Nass. Ann. Bd 48 S. 124.

2) Rheing. Altert. S. 677—678.

3) Zeitschr. d. Savigny-Stiftung, Bd. XXIV S. 335 Germ. Abt.

4) Staatsarchiv Darmstadt IX 3 Conv. 24 I.

5) H. Loersch, Ingelheimer Oberhof, Einleit. S. CXLI.

6) Bodmann, Rheing. Altert. S. 630.

7) Die Untergerichtsordnung von 1534 liegt vor in einem Druck von 1535, der sich im Staatsarchiv zu Darmstadt befindet.

da es doch nicht von frühester Zeit ein solches gewesen sein kann, läßt sich nicht angeben. Jedenfalls war Eltville, das seit 1332 Stadtrecht besaß und der Sitz der landesherrlichen Verwaltung war, der Hauptort des Rheingaus. Wollte der Erzbischof von Mainz dem Rheingau, der politisch und wirtschaftlich eine Einheit bildete, auch die Einheit des Rechts sichern, so kam, soweit dies durch Rechtsbelehrung zu erreichen war, lediglich das Gericht in Eltville in Betracht. Allerdings weiß Bodmann zu berichten, daß im Rheingau außer in Eltville auch in Rüdesheim und in Lorch Oberhöfe bestanden hätten[1]); allein dies ist eine vollkommen unrichtige Behauptung. Nicht nur, daß er selbst keinerlei Nachrichten über diese beiden Oberhöfe beibringt, auch sonst ist nichts über sie bekannt; ja jene zuvor erwähnte, für Aßmannshausen ausgestellte Urkunde des Erzbischofs Johann von 1407, Februar 24, spricht unbedingt dagegen, weil dieser Ort sein Recht schwerlich in Eltville, sondern in einem jener beiden Orte, Rüdesheim oder Lorch, die in der Nähe gelegen sind, geholt haben würde.

Für die linksrheinischen Orte mag Eltville auf dem Wege der Verordnung durch den Landesherrn zum Oberhof gemacht worden sein, wie das Sulzheimer Notariatsinstrument von 1383 beweist, in dem es ausdrücklich heißt, daß das mainzische Domkapitel das Sulzheimer Gericht dem Eltviller Oberhof unterstellt habe. Als Grund führt die Urkunde an, daß des Erzbischofs Hof [in Eltville] nahe bei dem Gericht liegt. Da die räumliche Nähe nicht das Entscheidende gewesen sein kann, so mag der Grund vermutlich darin gelegen haben, daß eine größere Sicherheit für die Rechtsbelehrung durch geeignete Schöffen in Eltville gegeben war.

Über die Organisation des Eltviller Oberhofs enthalten die Urkunden von 1407 eine sehr interessante Nachricht. Das Eltviller Gericht, das den Oberhof bildete, bestand aus dem Schultheiß und vierzehn Schöffen. In jener Urkunde verfügte nun der Erzbischof, daß ihm, wenn er als Oberhof in Tätigkeit träte, auch der Vitztum, der oberste erzbischöfliche Beamte im Rheingau, und zwei von diesem gewählte Adlige angehören sollten, um auf diese Weise der Partei, die Berufung eingelegt hatte, eine sachgemäße Entscheidung zu sichern. Mag vielleicht auch die Absicht mitobgewaltet haben, dem Landesherrn Einfluß auf die Entscheidungen einzuräumen, so wird die Verordnung doch auch durch die Tatsache mitveranlaßt worden sein, daß den Eltviller Schöffen zuweilen die nötigen Kenntnisse zur Rechtsbelehrung fehlten, ergibt sich doch

1) Rheing. Altert. S. 663.

aus dem Sulzheimer Notariatsinstrument, daß, bevor das Eltviller Gericht die ihm vorgelegten Fragen beantwortete, es den Schultheißen und zwei Schöffen nach Mainz sandte, um Erkundigungen einzuziehen. Insofern erweist sich in diesem Falle als zutreffend, was Bodmann behauptet[1]), daß das Eltviller Gericht sich bei den Schöffen in Mainz Belehrung holte.

Daß die Ortsgerichte die vor ihnen stattgehabten Verhandlungen protokollieren ließen, ist doch wohl allgemein die Regel gewesen, wenn auch nur ein Teil dieser Protokoll- oder Schöffenbücher erhalten geblieben ist. Aus dem Rheingau und dem benachbarten Taunusgebiet seien nur einige Orte erwähnt, von denen Schöffenbücher noch heute vorhanden sind: Lorch, Hattenheim, Kiedrich, Frauenstein, Schierstein, Wiesbaden, Hofheim, Flörsheim, Marxheim, Königstein. Sie reichen teilweise bis in die erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zurück. Nichts ist darnach gewisser, als daß auch das Eltviller Gericht Schöffenbücher gehabt hat. Könnten darin nicht auch Oberhofsentscheidungen gestanden haben? Oder warum sollte der Eltviller Oberhof, der nun doch nicht mehr eine bloße Erfindung Bodmanns ist, sondern in Wirklichkeit bestanden und der, wie das Sulzheimer Weistum zeigt, Rechtsbelehrungen erteilt hat, nicht ebenso wie der nicht weit davon entfernte Ingelheimer besondere Schöffenbücher für seine Oberhofsentscheidung gehabt haben, zumal es die Praxis aus verschiedenen Gründen unbedingt erforderlich machte, Abschriften der ergangenen Entscheidungen zu besitzen? Daß heute keins derselben mehr erhalten ist, spricht nicht dagegen. Mit den Archivalien der Stadt Eltville, bei der diese Protokollbücher zu suchen sind, ist sehr übel umgegangen worden[2]). Alle sind ihr abhanden gekommen, vermutlich vernichtet worden, und nicht etwa in alter Zeit, sondern erst spät, im achtzehnten, ja viele sogar erst im neunzehnten Jahrhundert. Noch heute weiß man in Eltville zu berichten, wie damit verfahren ist. Es kann darnach sehr wohl der Fall sein, daß Bodmann ein Eltviller Schöffenbuch in der Hand gehabt hat, und ich bin keineswegs davon überzeugt, wie es Zedler ist, daß alle die Stellen, die er aus einem „Eltviller Schöpfenbuch", „Eltviller Oberhofsbuch", „alter Rotel von Schöpfenurtheilen" mitteilt, lediglich seiner Phantasie entsprungen sein sollen[3]). Die Zahl der mehr oder minder umfänglichen Auszüge berechnet H. Meyer auf etwa achtzig[4]).

---

1) Rheing. Altert. S. 675. Herbert Meyer a. a. O. bestreitet es.

2) S. Nassauische Heimatblätter, 27. Jahrg. (1926) S. 80.

3) Nass. Annalen Bd. 45 S. 313.

4) Zeitschr. d. Savigny-Stiftung Bd. 24, Germ. Abt: S. 333—334.

Sie alle soll Bodmann nach Ingelheimer und sonstigen Vorlagen gefälscht haben. Zedler weiß sogar, daß er, von den Entscheidungen des Ingelheimer Oberhofs ausgehend, durch die infolge ihres Studiums erhaltenen Anregungen teils zu gleichen, teils zu selbständig weiter ausgedachten Entscheidungen geführt worden ist[1]). Welch eine Arbeitsleistung traut er damit Bodmann zu, wenn dieser, angeregt durch das Studium der Ingelheimer Entscheidungen, juristisch selbständig weiter gedacht und auf solche Weise Eltviller Entscheidungen, in Sprache und sachlichem Inhalt getreu, erfunden haben soll! Einen Beweis für diese Beobachtung ist Zedler schuldig geblieben.

Besteht nun aber die Wahrscheinlichkeit, daß Bodmann ein Eltviller Schöffenbuch gehabt und folglich auch benutzt hat, so ist damit nicht gesagt, daß die Eltviller Oberhofsentscheidungen, die er mitteilt, auch wirklich alle echt sind. H. Meyer hat gezeigt, daß Bodmann gelegentlich selbst nicht weiß, ob er einen Spruch nach Ingelheim oder nach Eltville verlegt hat; er hat auch nachgewiesen, daß eine dieser Entscheidungen mit einer holländischen Keure im Wortlaut genau übereinstimmt; er nimmt demgemäß an, daß Bodmann einen verschollenen Druck alter niederländischer Schöffensprüche benutzt und aus diesem einzelne übernommen und als Eltviller Rechtssprüche ausgegeben hat[2]). Ebenso sind nach H. Meyers neuerer Feststellung einzelne von diesen verändert oder unverändert aus dem Ingelheimer Oberhofbuche entnommen[3]). Was aber Zedler beigebracht hat, um zu erweisen, daß durchweg nur die Ingelheimer Entscheidungen Bodmann als Vorlage gedient hätten, macht keinen überzeugenden Eindruck und schließt die Möglichkeit nicht aus, daß die von Bodmann als Eltviller Entscheidungen mitgeteilten Rechtssätze teilweise einem Eltviller Schöffenbuche entnommen sind. Solange man freilich noch nicht im einzelnen in der Lage ist, echte von verunechteten oder gefälschten zu unterscheiden, wird man H. Meyer, der übrigens seinerseits durchaus nicht alle Eltviller Entscheidungen für Fälschungen ansieht[4]), darin zustimmen müssen, daß sie wertlos sind, weil ihr wahrer Ursprung unkontrollierbar ist.

Bodmann ist sicherlich ein gewissenloser Fälscher großen Stils gewesen, der sich um jede Glaubwürdigkeit gebracht hat; allein

---

1) Nass. Ann. a. a. O.

2) Zeitschr. d. Sav.-St. a. a. O. S. 334.

3) Gött. gel. Anz. 1922, S. 126 ff.

4) Ebd. S. 336.

die Erfahrungen, die man mit seinen Mitteilungen über den Eltviller Oberhof und das Sulzheimer Weistum wie auch sonst vereinzelt gemacht hat, zeigen doch, daß man im Mißtrauen ihm gegenüber zu weit gehen kann. Nicht alles, was man in den Rheingauischen Altertümern findet und sonst nicht überliefert wird, ist durch ihn gefälscht worden, und darum kann doch auch er den Anspruch erheben, daß, will man ihn der Fälschung bezichtigen, man das nicht auf bloßes Mißtrauen oder einige oberflächliche Indizien hin tut, sondern daß man auch ihm gegenüber mit aller Gründlichkeit verfährt, wie es H. Meyer bei dem Nachweis der Fälschung des Rheingauer Landrechts getan hat.

---

## Beilage.

*Johann, Erzbischof von Mainz, erläßt eine Ordnung für die Stadt Eltville betr. Besetzung städtischer Ämter und verschiedene Verwaltungsangelegenheiten. 1407, Februar 24.*

Wir Johann von gots gnaden des heilgen stuls zu Mencze erczbischoff, des heilgen Romischen richs in dutschen landen erczkanczeler bekennen offenlich mit dieczem briefe vor uns, alle unsere nachkommen und stiefft zu Mencze, das wir, umbe irrunge und zweitracht willen, die zwischen den scheffen und der gemeynde unser staid Eltvil enstanden was, zu stillen und die nydderzulegen und umbe schinbaren nůcz und frommen willen der egenanten staid zuzufugen und auch, daz alle sachen in kunfftigen ziiten in der obgenanten unser staid in reddelicher ordenunge gehalten werde, so haben wir mit wol bedachten mude und guden forrade unser frunde, alle sachen zu deme glichesten zu stellen und daz die in kunfftigen ziiten ewigclichen gehalten werden, gesaczt und geordiniret, seczen und ordiniren in dermasze, als hernach geschriben stet. Zum ersten wullen und seczen wir: wan mann jares die bede zu Eltuil uffseczen sal, daz dann die gemeynde undir yn zwelffe erbar manne kiese zu den scheffen, die da zu ziiten sin und daz die selben scheffen und die zwelffe, die also gekoren werden, unsim schultheiszen daselbis an unser staid und der gemeynde lyplich zu den heilgen swere[n], mit der bede getruwelichen umbezugehen und die nach reddelichkeit und deme glichesten uffzuseczen, deme armen als deme richen, igclichem nach syme gebornysze, an geverde, und daz alsdan unser schultheisze, der zu ziiten is, darby sy und helffe, daz die bede nach dem glichesten und reddelichesten uffgesaczet werde. Und sollen auch die obgenanten scheffen und die zwelffe alle jare unserme schultheiszen daselbis und der gemeynde davonn eine offinbare rechenunge thun an geverde. Auch sal die gemeynde alle jare uszir den zwelffen, die sie also kiesende werden, yrer sesse[1]) verandern und andere an ire staid kiesen. Wanne mann auch

1) Orig. shesse.

jares nuwe burgemeistere kiesen wirdet, so sullen dieselben, die dan also zu burgermeistern gekoren werden, unserme schultheiszen zu Eltvil an unser staid und der gemeynde zu den heilgen sweren, mit der gemeynde gelde und siegel getruwelichen umbezugehen nach yren besten synnen und vermogden und auch unserme schultheißen und der gemeynde daselbis alle jare davon rechenunge thun. Auch wollen wir, wann mann heymgeredere seczen und kiesen sal, daz dann die edelnlude, als ferre anders edelelude in der obgenanten unser staid wonende sin, einen kiesen sollen und die gemeynde auch einen kiesen. Werez abir, daz nit edelelude da woneten, so sollen die gemeynde zwene ußir yn kiesen und zu heymgeredirn seczen, bisz also lange daz edelelude da wonende worden. So sal man ez halden, als wir daz hievore gesaczt han. Auch sal mann furtermee uff der staid zu Eltvil keinerley gulte virkoiffen adir verschriben an unser ader unsere nachkommen unnd auch der gemeynde zu Eltvil wiszen, willen und verhengnisze; und von deme, daz mann biszhere uff derselben staid verkoifft hait und auch von der bede, die mann daselbis uffgehaben hait, sollen dieyene, die soliche bede uffgehaben hain und die mit deme verkoiffen umbegangen sin, den, die wir darzu bescheiden werden, und der gemeynde eine offinberyn rechenunge thun; waz sie dan reddelichen und bescheidenlichen berechen kunnen, daz blybe daby; waz sie abir nit reddelichen berechen kunnen, daz sollen sie keren und schuldig sin zu beczalen und die gemeynde davonn entheben. Werez auch, daz ymand, wer der were, eyniche sunderliche eyde den scheffen gethan hette, die sollen abe sin und auch furtmee nicht mee gescheen von ymande, wer der sy; und sal auch die obgenante unser staid Eltvil keinen rait furtermee seczen adir haben heymelichen adir offenberlichen an unser adir unsere nachkommen wiszen, willen und laube oder unsers obirsten vyczdumes von unser wegen. Auch wollen wir, daz nymannd furtermee kein geboid, es sy groß odir kleine, seczen adir machen sal an unser, unsere nachkommen und stiefts oder unsers obirsten vyczthums wiszen und willen. Weres auch, daz ymands, wer der were, geleide breche, daz wir adir unsere nachkommen odir unser obirster vyczthum odir, wem er daz befolhen hette von unsern wegen zu geben [1]), geben hette, den mogen wir straffen und bußen nach dem broche und geleidsrechte an allirmenlichs hindernicze oder intrag. Auch als dieselbe unser staid Eltvil daz obirste gerichte ist, an daz mann sich von andern gerichten beruffen mag, uff daz dan eyme igclichen, der sich also an dazselbe gerichte beruffen wirdet, deste uszrichtlicher und glicher recht gedyhen moge und widderfaren, so hain wir uns eigentlichen betrachtet und seczen, als dicke des noit geschiet, daz mann sich an dazselbe gerichte beruffen wirdet, wann mann dan umbe die beruffe sache recht sprechen sal, daz dan unser obirster viczthum, der zu ziiten ist, mit zweyn edeln mannen, die er zu yme von unser wegen nemen wirdet, daby gehen sollen und den scheffen daselbis zu Eltvil ubir, die sachen recht und orteil helffen sprechen. Werez auch, daz es noit were, eynichen scheffen abezuseczen ader zu verandern, daz mogen wir thun, als dicke des noit geschieht. Worde auch eynich scheffen von todis wegen abegehen, da sullen die andern scheffen mit unsers obirsten vyczthums raide und willen einen andern an des staid kiesen, an wilchem ende des noit geschee. Und werez, daz ymand, wer der were, sich nů oder in kunfftigen ziiten widder diesze unser saczunge und ordenunge seczte oder thun worde, widder dieselben sollen wir, unsere nachkommen und stiefft der gemeynde getruwelichen beraden und behulffen sin und nit gestaden, daz disze unser saczunge von ymands ubirfaren werde. Und uff daz alle voirgeschriben sachen ewigclichen und unverbrochlichen gehalten werden, so hain wir unser in-

gesiegel an dieszen brieff thun hencken. Datum anno domini millesimo quadringentesimo septimo in die sancti Mathie apostoli.

*Original, Pergament. Secretsiegel des Erzbischofs (Posse, Siegel der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, Tafel 10 Nr. 12) an Pergamentstreifen abhängend. Staatsarchiv Wiesbaden IX Kurfürstentum Mainz. Amt Rheingau, Urkk., Eltville.*

---

# Die Schlacht am Kremmer Damm?

Von

**Edward Schröder.**

Vorgelegt am 13. Februar 1825 — in Druck gegeben Ostern 1928.

Wenn man auf der alten Straße, die von Berlin nach Neu-Ruppin oder Reinsberg führt, etwa mittwegs das Städtchen Kremmen passiert hat, so gelangt man nach Überschreitung des Ruppiner Kanals auf den alten Kremmer Damm, der in einer Länge von 1360 m das sumpfige Rhinluch durchzieht[1]).

"Der Damm liegt zwischen dem Ruppiner Kanal und der langen Horst, etwa von km 34,960—km 36,320 der Chaussee Hennigsdorf-Beetz. Eine frühere anderweitige Ausdehnung ist nicht bekannt und auch z. Zt. nicht mehr ersichtlich. Der Damm soll 1818 als Straße ausgebaut sein und ist [jetzt] 11 m breit.

"Das Luch ist beiderseits — bis auf etwa 400 m links der Chaussee Hennigsdorf-Beetz, vom Kanal ab gerechnet — durch die Ausführung der Rhinluchmelioration in den Kriegsjahren derart entwässert, daß es jetzt zu jeder Zeit betretbar ist, was vordem nicht möglich war".

Es war notwendig diese topographische Information vorauszuschicken: sie genügt bereits um zu erweisen, daß "auf dem Kremmer Damme", wie die Konversationslexika und die Geschichtswerke denen sie folgen schreiben, niemals eine "Schlacht" stattgefunden haben kann. Wohl aber stellt der Damm ein strategisch wichtiges Défilé dar, das in den Kämpfen zwischen Brandenburg und Pommern sehr gut eine Rolle gespielt haben könnte. Und

---

1) In den Jahren 1924 und 1926 hab ich das Gelände selbst besucht: die mir fehlenden genauen Daten, die ich oben verwerte, verdank ich dem Herrn Landrat des Kreises Osthavelland, dem ich für seine gefällige Auskunft (vom 15. April 1925) um so mehr verpflichtet bin, als vorher alle Versuche, sie von Personen oder Behörden der Stadt Kremmen zu erlangen, erfolglos blieben. (Ich bemerke nur, daß ich die heute beliebte offizielle Schreibung Kremmener Damm nicht übernehmen mochte.)

um solche handelt es sich in beiden Fällen, wo uns die neuern Geschichtsschreiber den Kremmer Damm als Schauplatz eines Kampfes nennen — denn eigentlich hätt ich in der Überschrift "Die Schlachten" schreiben müssen.

Es kommen zwei kriegerische Vorfälle in Betracht, für die beidemal Jahreszahl und Datum feststeht — beim einen gedenk ich die Örtlichkeit, beim andern die "Schlacht" als irrig zu erweisen. Ich beginne mit dem späteren.

## I

In den Kämpfen welche der Burggraf Friedrich mit dem märkischen Adel und dessen fürstlichen Verbündeten führen mußte, ist es am 24sten Oktober 1412 'auf' oder 'bei' dem Kremmer Damme zu einem Zusammenstoß mit den unter Führung der Herzöge Otto II und Kasimir VI von Pommern-Stettin anrückenden Truppen gekommen, der dem Grafen Johann von Hohenlohe und zweien seiner fränkischen Lehnsleute, Philipp von Utenhoven und Kraft von Leutersheim, das Leben kostete[1]. Der Graf fiel, und mit seiner Leiche wurde der jedenfalls tödlich verwundete Utenhoven nach Berlin gebracht, wo er vier Tage später starb. Beide erhielten ihr Grab in der Klosterkirche: das Epitaphium Hohenlohes ist noch vorhanden, sagt aber über die Umstände des Todes sowenig etwas aus wie das inzwischen verschwundene des Philipp von Utenhoven. Über Kraft von Leutersheim wissen wir übh. nichts weiter. Für Johann von Hohenlohe wurde außerdem an der Stelle wo er getötet war, ein Kreuz errichtet, das der große Kurfürst 1660 erneuern ließ, und das nach abermaligem Verfall in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts König Friedrich Wilhelm IV durch ein gußeisernes ersetzte. Es steht ungefähr in der Mitte des Damms, hart am Westrand, und nicht etwa, wie man nach Theodor Fontane (im "Stechlin" Kap. 10, S. 334) glauben müßte, weit abseits im Luch; und auch das älteste Kreuz hat wahrscheinlich den gleichen Platz gehabt. Es handelte sich dabei nicht um ein "Denkmal", sondern um ein Sühnekreuz, das wahrscheinlich die pommerschen Herzöge im Verlaufe der dem Neustädter Vertrag (s. u.) folgenden Verhandlungen zu setzen verpflichtet worden sind.

Die einzige zeitgenössische Chronik, das Werk des trefflichen Engelbert Wusterwitz, dessen urkundlicher Wert sich nur erhöhen würde, wenn es, wie Sello annimmt, nichts anderes als ein an

1) s. zum folgenden Riedel, Zehn Jahre a. d. Gesch. d. Ahnherrn d. Preuß. Königshauses (1851) S. 106 ff.

einzelnen Stellen erweitertes niederdeutsches Tagebuch war, ist uns leider bloß in den Auszügen zweier Annalisten aus dem Ende des 16. Jahrhunderts erhalten, und seine Rekonstruktion durch J. Heidemann (Berlin 1878) gestattet durchaus keine Festlegung und Interpretation des Wortlautes, auf den hier alles ankommt. Da heißt es S. 87, daß die Gegner *auff dem thamme zu Kremmen ernstlich* (so Angelus — *im kremmischen tham feindtselig* Hafftiz) *gestritten haben, wobei denn unter andern auch umbkommen* Gr. J. zu H., K. v. L., Ph. v. U. Das sieht zum mindesten nicht danach aus, als ob es sich um eine "Schlacht" gehandelt habe, zumal sich die beiden Exzerptoren offenbar bemüßigt sehen, ein verstärkendes Adverbium (und zwar jeder ein anderes) einzuführen, sei es nun daß ihnen der ursprüngliche Ausdruck unverständlich war oder zu matt schien.

Dann haben wir die große Beschwerdeschrift des Erzbischofs Günther von Magdeburg vom 26. Mai 1420 über die in den Fehden des Markgrafen erlittenen Schäden (Riedel, Cod. dipl. Abt. 2, III 264—328) wo es S. 306 heißt: *Item darna an sonte*[1]) *Symonis und Jude avende, alze unser ergenanter her und ohmen gestretin hatte mit den hertzogen von Stettin:* der angemeldete Schaden bezieht sich offenbar auf eine Beisteuer zu den Kosten des Zuges, Schlachtverluste hat der Kirchenfürst nicht zu verzeichnen, der sonst sehr genaue Rechnung aufmacht.

Noch deutlicher tritt das in einem Schriftstück hervor, das Fidicin, Hist.-dipl. Beiträge II (1837) 177 ff. (Nr. CXXV) aus den Abschriften der Nicolaischen Sammlung bekannt gemacht hat — er setzt es zweifelnd ins Jahr 1442, Fr. Voigt dagegen, Märk. Forschgen VII 226 datiert es wohl richtiger auf 1426. Der Rat von Berlin klagt beim Kurfürsten gegen den Rat von Kölln, und unter Punkt V heißt es da:

*Vortmehr geve wy en schuld; alsz sy iuwen furstl. gn. folge deden up den kremmeschen dam, und die folge beyder stede galt tho frommen und tho schaden, dasz wy beyden stede von iuwen gnaden geeischet worden, dar nemen die unser schaden up V schock böm. gr. und die iren namen in der folge frommen. Wolten sy den unsern iren schaden nicht legern und bliven des by iuwen furstl. gnaden rechte, offte sy uns den schaden nicht mit den fromen helpen benemen; da wy den fromen, den dy unsern namen, in beyder stede nutz und fromen gebrucht und gekeret hebben, nach örer sulvest fulbort.*

Hier wie bei dem Erzbischof handelt es sich nur um Geltendmachung eines recht bescheidenen Ersatzanspruchs: das Unter-

1) natürlich = *sunte, sante,* nicht *sontag,* wie Riedel wollte; hier wird also irrig der 26. October angegeben.

nehmen (resp. die Heeresfolge) auf das er sich gründet, führte auf den Kremmer Damm und fand da offenbar seinen Abschluß — mehr erfahren wir nicht.

Dem Ereignis am nächsten liegt der bei Raumer, Cod. dipl. Cont. I 61 ff. (Nr. XXIII) gedruckte Neustädter Vertrag von 1415 (Montag vor Thomas ap., 16. Dez.), in dem Bugslav von Pommern und Ulrich von Mecklenburg teidingen zwischen Markgraf Friedrich auf der einen und den drei pommerschen Herzögen Otto und Casimir sowie Wartislav auf der andern Seite. Ergebnis ist: Herausgabe der Uckermark gegen Erstattung der Kosten, Ausgleich aller Forderungen und Feindseligkeiten beiderseits; Beschluß, künftig neu ausbrechende Zwistigkeiten friedlich beizulegen. Aber mit einem bemerkenswerten Vorbehalt:

*sunderlighen utgenomen dy schicht upp deme damme Kremmen, und was dy erbenomeden heren schelinge underlank hadden von erer beider herschafft, dat schol stan an beidersyt upp unsern gnedigen Heren den Romischen konige, die schal und mag sey dorumme mit fruntschaff vorscheiden.*

Hier erfordert das Wort *schicht* eine vorsichtige Interpretation. Das mittelniederdeutsche *schicht* (= mhd. *geschiht*) hat von Haus aus eine ganz neutrale Bedeutung: Geschehnis, Vorfall, Geschichte, Sache, Affäre. Aber wie in der heutigen Sprache die Wörter 'Geschichte', 'Sache', 'Affäre' leicht einen zweifelhaften Beigeschmack erhalten, sodaß sie auch ohne zugesetztes Adjektiv geradezu bedeuten können: 'böse Geschichte', 'bedenkliche Sache', 'übele Affäre', so ist es dem niederdeutschen Worte *schicht* schon recht früh ergangen. Das Mnd. Wb. IV 85 f. gibt ausdrücklich an: 'Zwist und die in Folge dessen absichtlich verübten Feindseligkeiten'; es zitiert z. B. aus dem Göttinger Urkb. I 116 die Verbindung *schicht und unwille* (so mehrfach), aus dem Braunschweig. Urkb. I 39, 2 *schelinge unde schicht: oc hebben se deme rade ghelovet eyne rechte sone umme alle scelinge unde scicht, de er desser tyd geschen were.* Und der Herausgeber der Braunschweigischen Chroniken (darunter des 'Schichtspel' von 1492 und das 'Schichtboick' von 1514) L. Hänselmann in den Deutschen Städte-Chroniken (Bd. II resp. XVI S. 272) betont, daß mit *schicht* sich früh der Nebenbegriff des Gewaltsamen, Ruchlosen, Verderblichen verbinde. Man beachte auch, daß eben in dem oben angeführten Neustädter Vertrag gleich auf *schicht* das eigentliche Wort für 'Zwistigkeit' *schelinge* folgt, wie in der Braunschweiger Urkunde von 1345 beide formelhaft gebunden sind.

Wenn also nach Erledigung aller beiderseitigen Forderungen, wie sie den Kriegshandlungen zu Grunde lagen oder aus ihnen

erwachsen waren, die "Schicht auf dem Kremmer Damme" als unerledigt bezeichnet und ihre Sühne der königlichen Entscheidung vorbehalten wird, so muß es damit eine besondere Bewandtnis haben, es kann sich kaum um ein Gefecht, keinesfalls aber um eine Schlacht handeln, in der der eine Teil, und das wäre in diesem Falle der Burggraf Friedrich, geschlagen oder auch nur zum Rückzug gezwungen worden wäre.

Wir wissen daß der Brandenburger bei jenem Kriegszuge, der auf oder vor dem Kremmer Damm endete, die Unterstützung einerseits der Städte Berlin und Kölln anderseits des Erzbischofs von Magdeburg, Günther von Schwarzburg, besaß, die aber beide offenbar keine Verluste an Mannschaften erlitten; wir wissen ferner, daß auf dem Damme selbst drei edle Herren aus der fränkischen Heimat des Burggrafen getötet resp. tödlich verwundet wurden. Wir haben Anhaltspunkte dafür gefunden, daß es sich dabei um eine Tat handelte, die außerhalb von Kriegsrecht und Kriegsbrauch stand, die also auch nach abgeschlossenem Frieden noch eine besondere Sühne verlangte.

Wenn die fränkischen Herren sich, allein oder mit kleiner Bedeckung, auf den schmalen Damm vorwagten, zu dessen beiden Seiten zu Ende October das Luch ganz gewiß unter Wasser stand, so kann das ein waghalsiger Rekognoszierungsritt gewesen sein, für den zu büßen sie fürchten mußten — aber der Überfall durch die Pommern war dann eine einfache Kriegshandlung, die keine Brandmarkung als 'Schicht' verdiente und keine besondere Sühne verlangte. Anders war es, wenn dieser Überfall vor der Eröffnung der Feindseligkeiten erfolgte und vielleicht diejenigen traf, die als Unterhändler oder Parlamentäre hinausgeritten waren.

Von irgend einer kriegerischen Aktion, die diesem jedenfalls außer aller Berechnung liegenden tragischen Vorfall und dem Unglückstage weiterhin im Laufe des Jahres gefolgt wäre, erfahren wir nichts. Die Unternehmung hatte 'auf dem kremmischen Damme' ein Ende erreicht, zu einer Schlacht war es nicht gekommen und konnte es in diesem Gelände nicht kommen. Ob die Brandenburger sich abwartend verhielten oder sofort in der Richtung auf Berlin zurückgingen, wir wissen es nicht. Daß die Pommern nachrückten und weitere Fortschritte im Terrain machten, ist deshalb unwahrscheinlich, weil keine einzige pommerische Geschichtsquelle späterhin von der ganzen Geschichte am Kremmer Damm überhaupt Notiz nimmt: man hatte also mit der Tötung der drei edlen Franken keine Heldentat zu buchen und im Zusammenhang mit diesem 24. Oct. 1412 keinen strategischen oder politischen Gewinn zu verzeichnen.

Anders auf brandenburgischer Seite! Hier wurde die Phantasie durch die beiden 'Denkmäler' für den edeln Grafen von Hohenlohe, das Sühnekreuz am Kremmer Damm und das Epitaph in der Klosterkirche zu Berlin, dauernd wach erhalten. Freilich nicht bei den Bewohnern der Gegend, denn die glaubten, daß da draußen ein 'kurfürstlicher General' begraben liege, der von seinem eigenen Diener 'meuchelmörderisch erstochen worden' sei (Buchholz, Brandenburg. Gesch. II 573); wohl aber bei den Historikern. Ich übergeh das 17te und 18te Jahrhundert und führe aus dem 19ten gleich den prächtigen alten Herrn an, der dieser Zeit die ausführlichste Darstellung gewidmet hat. Bei K. F. v. Kloeden, Die Quitzows und ihre Zeit III (1836), 178 ff. heißt es von dieser "Schlacht, die mit dem Rückzug der Brandenburger enden mußte": .. "Aber die feindlichen Trompeten schmetterten, die feindliche Reiterei wälzte sich, wie eine Unheil schwangere Wolke, dicken Staub aufwirbelnd, heran, und das Gefecht begann ... Bald war das Handgemenge allgemein, und alle Haufen tummelten sich in furchtbarer Blutarbeit mit wildem Schlachtenlärm". Da meine Leser alles erfahren haben was wir von der "Schicht am Kremmer Damme" wissen, so sind sie in der Lage den ganzen Abstand dieser Schilderung von der Wirklichkeit zu ermessen. Dabei sind es die Farben eines Neu-Ruppiner Bilderbogens, weiter nichts. Und der Mann der dies geschrieben hat, war zwar gewiß kein Historiker von Beruf, aber doch auch nichts weniger als ein Phantast oder Kolportageschriftsteller, vielmehr ein grundsolider Geograph und ein Meister der Kartographie, der sich auch mit dem militärischen Ingenieurwesen im J. 1813 eingehend beschäftigt hatte. Und er bringt es fertig dies Terrain des Rhinluchs zum Schauplatz einer furchtbaren Reiterschlacht zu machen, deren Heraufziehen sich (am 24. October!) gleich durch dicke Staubwolken ankündigt!

F. W. Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern IV 1 (1843) S. 8 f., der den älteren Kampf von Pommern und Brandenburg auf gleichem Boden, wie wir sehen werden, ganz und gar ins Reich der Fabel verweist, betont — eben darum — um so stärker die Bedeutung des Zusammenstoßes der beiderseitigen Heere am 24. Oct. 1412 und nennt "diesen Sieg der Pommern am Damm von Kremmen eine unumstößliche[1]) Tatsache". "Über die gegenseitigen Streitkräfte erfahren wir nichts; ebensowenig die Einzelheiten des harten Kampfes [?], welcher damit endete [?!], daß Graf Johann von Hohenlohe, der oberste Hauptmann [?] der Märker und Franken, auf der Wahlstatt blieb; ... und die Pommern mit den Quitzows das Feld behaupteten".

1) von Barthold gesperrt.

Dieser fröhlichen Geschichtklitterung gegenüber betonte dann A. F. Riedel, Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherren des Preuß. Königshauses (1851) S. 106 ff. unter der bezeichnenden Überschrift "Conflict auf dem Kremmer Damme" die Dürftigkeit der Nachrichten, die es nicht gestatte, dies Gefecht eine Schlacht zu nennen und obendrein von einer Niederlage der Brandenburger zu reden. Er hat auch bereits die von mir oben erneuerte Vermutung ausgesprochen, daß es sich bei dem Kreuz für den Grafen von Hohenlohe um ein Sühnekreuz handele, zu dessen Aufstellung die Herzöge nachträglich verpflichtet worden seien, daß also die Tötung des Hohenlohers und seiner Begleiter nicht in offener Feldschlacht erfolgt sei. Im Zusammenhang damit möcht er sogar der oben angeführten Lokaltradition soweit ein Recht einräumen, als sie von einem Meuchelmorde spricht. Ähnlich urteilt Riedel in seiner Geschichte d. Preuß. Königshauses II (1861) S. 111 ff.

Aber die Gegenstimmen blieben auch weiter nicht aus: die "Schlacht am Kremmer Damm" saß zu fest in der Vorstellung der märkischen Historiker. F. Voigt spricht nicht nur in seiner Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates I² 123 von dem Gefecht auf dem Kremmer Damm als von einer „Schlacht", die "unentschieden" blieb, sondern hat auch in den Märkischen Forschungen VII (1861) 224—229 "Die Schlacht auf dem Kremmer Damme, am 24 October 1412" noch besonders behandelt; und auch Heidemann in seiner Ausgabe des Eng. Wusterwitz S. 88 N. 1 hält nachdrücklich daran fest: beide mit völlig unzureichenden Gründen.

Eine vorsichtig gemilderte Fassung hat zuletzt O. Hintze, Die Hohenzollern und ihr Werk (8 aufl. 1916) S. 72 gewählt: "Am 24 Oct. 1412 kam es zwischen ihnen und der fränkischen Mannschaft des Burggrafen zu einem Treffen bei dem Kremmer Damm, in dem . . . Hans von Hohenlohe den Tod fand".

Aber auch ihm gegenüber muß ich dabei bleiben: wir wissen von der ganzen Angelegenheit nichts als die Tötung Hohenlohes, und das war allem Anschein nach eine Freveltat und kein Gefechtsakt: sie wird dazu auch nicht dadurch daß sie möglicherweise im Angesicht zweier sich gegenüberstehenden Heere geschah. Mit dieser "Schlacht am Kremmer Damm" oder, gar "auf dem Kremmer Damm", wie die meisten schreiben, ist es wirklich nichts. Und wenn ich mit solcher Feststellung eigentlich nur das verschüttete Resultat eines gründlichen Archivforschers wieder ausgegraben habe[1]), so verstärkt das eben meine Zuversicht — denn ich

1) Korr.-Note. Ich sehe nachträglich, daß doch auch Wehrmann, Gesch. v. Pommern I 190 die Vermutung teilt, daß die Pommern dem Burggrafen beim 'Zu-

war längst fix und fertig, als ich die Darstellung Riedels kennen lernte. Was ich jetzt vor ihm voraus habe, ist die schärfere Interpretation des Wortes *schicht*.

## II

Ebenso zäh wie an die "Schicht" vom 24 Oct. 1412, für die immerhin der Schauplatz unbedingt feststeht, hat sich die Vorstellung und die Bezeichnung einer "Schlacht am Kremmer Damme" an einen kriegerischen Vorgang geheftet, der fast genau 80 Jahre zurückliegt. Einem der ältesten "historischen Volkslieder" der Sammlung R. v. Liliencrons (Nr 9, Bd I S. 35) hat der Herausgeber diese Überschrift gegeben, und der "Wanderer durch die Mark Brandenburg" rechnet bei seinen Lesern so bestimmt mit ihrer Bekanntschaft, daß er (Bd I 2 Aufl. S. 32) von den Grafen von Ruppin ohne weiteres sagen kann: "Sie waren mit am Cremmer Damm (1331) und wurden geschlagen(!)". G. v. Bülow in den Balt. Studien XXV (1874) S. 162 ff. nennt sie geradezu "diese vielbesungene glänzende Waffentat" — von der eingehnden Beschäftigung, die er und sein Archivkollege Dr Klempin sowie ein Assessor Julius Müller in Wiesbaden ihr gewidmet haben wollen, ist m. W. nichts ans Licht getreten. Als eine feststehende Tatsache, über die uns nur die Details fehlen, wird sie auch noch von dem neusten Darsteller der "Geschichte von Pommern", M. Wehrmann behandelt, Bd I (1904) S. 137: "... Dann aber brach plötzlich wieder offener Kampf zwischen Pommern und der Mark aus, von dem wir nicht viel mehr wissen, als daß Herzog Barnim III am 1. Aug. 1332 am Kremmer Damme ein märkisches Heer in die Flucht schlug".

Dem gegenüber hat schon 1842 F. W. Barthold im III Teile seiner "Geschichte von Rügen und Pommern" S. 237 ff. in einer langen Anmerkung nicht das Obsiegen der Pommern, wohl aber "die Tatsache der Schlacht am Kremmerdamm" bestritten, und zwar mit Gründen die ich gesichtet wieder aufnehmen und durch neue verstärken möchte. Denn der fleißige und äußerlich so vielseitig produktive Barthold hat sich zu keiner Zeit eines besondern Ansehens erfreut, und wir selbst haben oben keinen Anlaß gefunden seine kritischen Fähigkeiten anzuerkennen, wenn er die fatale Affäre vom 24 Oct. 1412 zu einem glänzenden Sieg seiner Pommern umwandelte und diesen sofort als eine "unumstößliche Tatsache" hin-

---

sammenstoß auf dem Kremmer Damme' die 'schweren Verluste' 'nicht in ehrlichem Kampfe' beibrachten. — Hans Delbrück hat keine der beiden Kremmer 'Schlachten' auch nur in sein Verzeichnis der mittelalterlichen 'Gefechte' (Gesch. d. Kriegskunst III 689) aufgenommen.

stellte. Mangel an Kritik und gelegentliche Neigung zur Hyperkritik, beides treffen wir bei ihm an, und darum darf sich so leicht Niemand heute auf ihn berufen, wenn es gilt eine Ansicht zu verteidigen die auch die seine gewesen ist. Es kommt hinzu daß Barthold ein sehr unsauberer Arbeiter war: es ist doch ein starkes Stück wenn ein Geschichtsprofessor es fertig bringt, die Brandenburger des frühen vierzehnten Jahrhunderts konstant als 'die Kurfürstlichen' zu bezeichnen. Und schließlich: B. hat die letzte, seit den Tagen Bugenhagens verborgene Quelle nicht gekannt, aus der schließlich alle Nachrichten von dem großen Pommernsiege geflossen zu sein scheinen: sie ist erst ein Jahr nach dem Erscheinen seines III. Bandes wieder aufgedeckt worden.

Es sind das die annalistischen Aufzeichnungen aus dem Zisterzienser-Kloster Colbatz (Kr. Greifenhagen), die bei litterarischem Unwert doch immerhin eine ganze Reihe wertvoller Nachrichten für die Provinzialgeschichte enthalten, um so zuverlässiger als es sich um ein Kloster handelt, das den Stettiner Herzogen besonders nahe stand, in das sich Otto I gern zurückzog und wo er auch begraben liegt. Die erste Nachricht von diesen "Annales Colbazenses" brachte Pertz in s. Archiv VIII (1843) 838; sie sind dann mit einigen Fortlassungen gedruckt in den MGh. SS. XIX 710—720, vollständig im Pomm. Urkb. I (1877) 467—493, mit wichtigen Anmerkungen von Klempin. Die uns hier allein interessierende Nachricht ist wie so viele in jener Zeit und Landschaft, in Memorialversen abgefaßt und lautet (Mon. S. 718, Urkb. S. 489):

*Annis M. ter C. Christique triginta duoque*
*Marchia pro parte depactatur, spoliatur.*
*Dux Barnym de te Wedelensis turba gravatur,*
*Ac devastatur Padahucum grexque necatur*
*Augusti mense profesto*[1]) *vincula Petri.*

---

1) Mit diesem Ausdruck und mit der Datierung haben sich v. Bülow Balt. Stud. XXV 164 und Klempin in der Anm. z. Ausg. umständlich beschäftigt und offenbar dahin geeinigt, daß *(dies) profestus* hier im Sinne des klass. Lateins 'Werkeltag' heiße oder aber 'in poetischer Weise' den Sonnabend als Vigilie des Sonntags bezeichne — denn da Vinc. Petri (1. Aug.) im J. 1332 auf einen Sonnabend fiel, lasse sich nur so der Widerspruch von *Augusti mense* und *profesto* auflösen. Nun heißt es in der gleichen Quelle z. J. 1349 (Urkb. I 490): *in profesto beatorum martt. Crispini et Crispiniani murus in Colbaz est perfectus:* der Tag der Heiligen (25. Oct.) fiel aber 1349 gerade auf einen Sonntag: hier muß also mit *d. profestus* die Vigilie bezeichnet sein, wie das im mal. Latein auch allein üblich ist. Man wird mithin auch oben die Ungenauigkeit, daß in den August zwar Petri Kettenfeier, aber nicht deren Vigilie fällt, unbedenklich hinnehmen dürfen.

Zu V. 4 bemerkt Klempin, daß Paddehuche als Name eines Ratmanns von Pasewalk vorkomme, der 'Padahucum grex' waren also wohl Städter, die sich der 'Wedelensis turba', den von den Wedels geführten Ritterscharen angeschlossen hatten und nun in deren Niederlage mit hineingerissen wurden. Die Herren von Wedel spielten offenbar damals in dem uckermärkischen Grenzgebiet eine ähnliche Rolle wie später die Herren von Quitzow im Havellande: zum J. 1326 (Urkb. I 487) melden die Ann. Colb. die Einäscherung von 5 Grangien des Klosters durch die Grafen von Lindau (Ruppin) und die Herren von Wedel, und derartiges wird öfter vorgekommen sein. Es handelt sich also bei diesem siegreichen Unternehmen Herzog Barnims III aller Wahrscheinlichkeit nach um einen Rachezug, dem die ihm späterhin zugemessene strategische und gar politische Bedeutung schwerlich zukommt. Wie weit er sich ausdehnte, wird nicht gesagt — von dem Kremmer Damm ist mit keinem Wort die Rede[1]), und er paßt auch gar nicht in das Bild hinein das wir uns vorläufig von der ganzen Aktion machen dürfen.

Der einzige spätere Autor dem die Aufzeichnungen der Mönche von Colbatz zugänglich gewesen sind, ist Johannes Bugenhagen. Ich schicke dem Abdruck der beiden Stellen seiner "Pomerania" (geschrieben 1517/18) nach der Ausgabe von O. Heinemann (Stettin 1900) zwei Bemerkungen voraus. Einmal verwechselt B. beständig Barnim III (Magnus) von Stettin mit Barnim IV (Bonus) von Wolgast, und dann hat er sich durch Verlesung der Zahl 1332 in 1342 (vgl. Haag, Balt. Studien XXXIII 215 f.) veranlaßt gesehen, die Fehde die uns hier zunächst angeht, in die Zeit nach der Frankfurter Einigung von 1338 zu setzen. So macht er denn den Markgrafen Ludwig zum unmittelbaren Gegner Barnims, und die Herren von Wedel, die er als 'Weselenses' aus den Memorialversen herübernimmt, nehmen sich jetzt um so eigentümlicher aus, als in dem '*dicant vel ipsi Weselenses*' die Anrede '*de te, Wedelensis turba*' deutlich nachklingt.

Lib. I c. 14 (S. 47) *Inde cum idem Ludovicus marchio istorum immemor multa iniuste tentaret, coegit tandem prefatum Barnim Bonum iusta ira provocatum manu forti prodire in hostem. Unde, suis collectis, igni atque armis Marchiam invadit, vastat, occidit, horrendus nimium hostibus opima refert spolia. Dicant vel ipsi Weselenses, quan-*

1) Man beachte dem gegenüber, wie präzise in einem andern Memorialvers, der sich auf einen Vorgang aus d. J. 1351 bezieht (angeführt von Kantzow ed. Gaebel I 213) gerade die Angabe des Lokals ist: *Ante Loitz bellum campo fuit sabuloso.*

*tum nostris oppressi fuerint anno domini MCCCXLII, festo vinculorum divi Petri. Tunc quędam castra oppidaque, Nova videlicet Angermunde, Sweit, Brossovium, castrum Stolp cum adiecto oppido etc. marchioni iusto bello, ut scribit Carolus quartus, ablata sunt.*

Lib. III c. 16 (S. 131) *Dum enim rursus suis Ludovicus non continetur terminis, cępit magno animo Barnim non hęc modo, verum etiam progenitoribus per marchiones facta in unum conferre et, gravem succensus in iram, evocato forti populo, impetentem adverso cornu aggressus est. Et fęlici Marte depugnans anno domini MCCCXLII, in die vinculorum beati Petri, marchię Brandenburgensi victor opima abstulit spolia, Weselenses gravavit multum damnis inflictis aliaque plura ausu forti intulit. Deinde castra Novum Angermunde, Sweit, Brossow, castrum Stolp cum adiecto oppido aliaque victor possedit.*

Auch Bugenhagen weiß also nichts über den Schauplatz des Kampfes, und es war von dem Herausgeber O. Heinemann mindestens unvorsichtig, wenn er dafür wieder ohne weiteres den Kremmer Damm einsetzt: Einleitung S. XXXII und Register S. 169a.

Hat aber Bugenhagen, wie es den Anschein hat, aus einer zweiten zeitgenössischen Quelle die Angabe geschöpft, daß Barnim in unmittelbarer Ausnützung seines Sieges die Burgen Angermünde, Schwedt, Brüssow und Stolpe besetzt habe [1]), dann bleibt es unverständlich, wie der Herzog bis Kremmen vorstoßen konnte und dabei die in den Händen des Feindes befindlichen Burgen, 75 bis 100 Kilometer nördlich, in seinem Rücken belassen [2]). Aber wie sich die Sache auch verhalten mag, noch Bugenhagen hat, zum mindesten in diesem Zusammenhang, von einem Kampf am Kremmer Damme nichts gewußt: nach seiner Vorstellung jedenfalls hat Barnim den Sieg über die Märker nicht im Havellande, sondern am ehesten in der Uckermark erfochten.

Mit Thomas Kantzow nimmt die Sache ein ganz anderes Gesicht an: jetzt ist aus dem Fehdezug der Colbatzer Memorialverse, der sich bei Bugenhagen (mit starker zeitlicher Verschiebung) zu einem Kampf zwischen Herzog Barnim und Markgraf Ludwig auswuchs, nach und nach eine gewaltige kriegerische Unternehmung geworden, zu der der Pommernherzog schließlich gar die Polen und Böhmen als Bundesgenossen wirbt, während dem Markgrafen sein kaiserlicher Vater selbst Beistand leistet. Und der Schauplatz

1) vgl. dazu Lib. I c. 10 (S. 30 unten).

2) nach Kantzow ist er dem besiegten Gegner sogar bis vor Berlin nachgerückt!

ist der Kremmer Damm! Gewaltige Massen von Kriegsvolk, Tausende von Erschlagenen — und dabei keine Ahnung von dem Gelände und seinen ganz eigenartigen Schwierigkeiten! Es ist schlechterdings undenkbar, daß sich Kantzow selbst dies möglichst ungeeignete Terrain für seine Völkerschlacht ausgesucht haben sollte. Und hier komm ich auf Bartholds Auffassung zurück. Es gab in Kantzows Heimat eine Tradition, wonach einmal Pommern und Brandenburger am Damm von Kremmen aufeinandergestoßen sein sollten: sie bezog sich auf die 'Schicht' vom 24. Oktober 1412. In die pommerische Geschichtsschreibung aber hatte dieser wenig rühmliche Vorgang keine Aufnahme gefunden — der erste Pommer der davon etwas meldet, ist Micrälius 1640, und er schöpft aus dem Märker Angelus. Als nun Kantzow, der durchweg weniger Wert auf Jahreszahlen als auf Ortsangaben legt, das Bedürfnis empfand, seine große Schlacht zu lokalisieren, da erinnerte er sich jener unbestimmten Überlieferung von dem feindlichen Zusammenstoß vor Kremmen und glaubte sich berechtigt, sie auf den Kampf zwischen Barnim und Ludwig beziehen zu dürfen, denn dieser hatte in seiner Phantasie inzwischen einen Umfang und eine Bedeutung gewonnen, daß es unmöglich war, ihn ohne präzise Angabe des Schauplatzes vorzuführen.

Es hat keinen Zweck, die Angaben Kantzows hier ausführlich oder gar wörtlich so wiederzugeben, wie es bei Bugenhagen notwendig war. Kantzow hat bekanntlich sein großes vaterländisches Geschichtswerk rastlos neuen Bearbeitungen unterworfen; in der Hauptsache darf man drei Redaktionen unterscheiden[1]).

Die Reihenfolge und das Verhältnis der einzelnen Redaktionen des nach dem eigenen Bekenntnis Kantzows (der alle seine Manuscripte als "Fragmentum" bezeichnet) niemals zum Abschluß gelangten Werkes hat nach Wiederauffindung des Codex Putbussensis, der die zweite hochdeutsche Fassung enthält, schon Kosegarten erkannt, der vorher irre gegangen war; Gaebel in der Einleitung zu seinem zweiten Bande (der die erste hochdeutsche Bearbeitung bringt) hat dann die Überlieferungsverhältnisse umständlich klar gelegt. Für uns scheidet aus "Fragm. II", ein Sammelband von 59 verschiedenen Stücken, teils Exzerpten teils fragmentarischen Abhandlungen (G. S. XXXV—LIX), von denen keines auf die Vor-

1) Die letzte und die erste hochdeutsche Bearbeitung sind von Georg Gaebel, (Stettin 1897 und 1898) herausgegeben. Möchte es dem verdienten Gelehrten beschieden sein, auch noch eine neue Ausgabe des niederdeutschen Textes zu liefern, für den man sich vorläufig auf die Edition von Wilhelm Böhmer (Stettin 1835) angewiesen sieht.

gänge des Jahres 1332 Bezug hat. Es bleibt "Fragm. I", die niederdeutsche Fassung, welche "frühestens 1537" abgeschlossen wurde (G. S. XIV), "Fragm. III", die erste hochdeutsche Bearbeitung, die Gaebel noch vor Kantzows Aufbruch nach Wittenberg (April 1538) ansetzt, und der "Cod. Putbuss.", mit der zweiten hochdeutschen Bearbeitung, welche unbedingt den Wittenberger Jahren (1538—1542) angehört.

Der niederdeutsche Text (Böhmer S. 87 f.) gibt noch eine verhältnismäßig einfache Darstellung. Markgraf Ludwig, den der bayerische Übermut sticht, bringt ein großes Heer von Bayern, Böhmen, Franken und Märkern auf und zieht gegen die Herzöge von Pommern, die der Kaiser, sein Vater, der Lehenshoheit des Markgrafen unterwerfen will. Herzog Barnim, den der alte Herzog Otto ins Feld geschickt hat, während er selbst den Schutz des Landes übernimmt, weiß seinen Gegner durch Kreuz- und Querzüge und viele kleine Scharmützel zu ermüden, bis er die Gelegenheit ersieht und dem Markgrafen eine schwere Niederlage beibringt. Nun sammeln die Wittelsbacher, Vater und Sohn, abermals ein großes Heer . . . *averst hertoch Barnim liet sick nicht schrecken, und toch en entjegen, und erhaschet sie an dem Kremmer Damme, und sloch vader und sohne uth dem velde, und jagede en nha bet vor den Berlin, und dorchstreiffede und brende de marck hin und wedder ane allen wedderstand, bet dat de marggrafe schickede und liet einen anstand begripen.*

Nach dem ersten hochdeutschen Text (Gaebel II S. 128 f.) sieht die Sache etwas anders aus. Auch hier wird schon beim ersten Heere der Gegner die Zusammensetzung erwähnt: Bayern, Rheinländer, Lausitzer und Märker [man beachte daß die Böhmen fehlen, und wird gleich sehen warum]. Barnim, dem der im Kloster Colbatz weilende Vater alles überlassen hat, operiert mit großem Geschick, überfällt Ludwig mit seinem Heere, erschlägt sein Volk, macht viele Gefangene; der Markgraf entrinnt mit Not und ruft seinen Vater um Hilfe an. Dieser bringt nun ein Heer zusammen, stark genug zu einem Vernichtungskrieg, sodaß Barnim zu zagen beginnt und vergeblich zu unterhandeln sucht — dann aber greift er zum Äußersten, wirbt um den Beistand des Königs N.[1]) von Polen und des Königs Johann von Böhmen und setzt sich nun zur Widerwehr. *So qwemen beide Heer zusamen bey dem Kremmer Dam in der Marck.* Lange Zeit liegen sie einander gegenüber, dann ordnen der

1) K. hat den Namen, der ihm hier fehlte, auch im letzten Text nicht eingestellt.

Kaiser und sein Sohn ihr Heer, und Barnim tut das gleiche. *Da erhub sich ein mortlich Treffen, und wurden in dem ersten beidersyds viel erslagen* — Barnims Bundesgenossen bewähren sich nicht: erst ergreifen die Polen die Flucht, dann steht es bei den Böhmen schlecht. Aber der junge Pommernfürst ist mit anspornendem Befehl und tätiger Hilfe überall zur Stelle wo es Not tut. So bringt er die Schlacht zu siegreicher Entscheidung: von den Kaiserlichen und Märkern werden 8000 erschlagen und viele gefangen; das Lager wird genommen und große Beute gemacht. Der Kaiser und sein Sohn fliehen; Barnim gedenkt (!) ihnen in der Hitze nachzusetzen [ein Zusatz, der sich nicht recht einfügt, besagt wieder: *und folgten inen bis vor Berlyn*]. Aber nun greifen die Fürsten, besonders auch die nachbarlichen, ein, und es kommt zu einem friedlichen Anstand. — Man sieht deutlich: hier ist keine neue Quelle benützt, sondern freie Phantasie hat die "Schlacht am Kremmer Damme" zu einer Heldenleistung Herzog Barnims und seiner Pommern gestaltet.

Und dabei bleibt es, mit einiger Abschwächung, auch in der zweiten hochdeutschen Fassung (Gaebel I 197 ff.), die aber im Einzelnen wieder ganz neu gestaltet ist. Schon der erste Feldzug, zu dem Ludwig Bayern, Lausitzer und Märker aufbietet, ist jetzt lokalisiert: der Sieg Barnims wird zwischen Angermünde und Vierraden erfochten, die Verfolgung dehnt sich bis Eberswalde aus. Dann folgt nach einer mehrjährigen Pause die neue, gewaltige Rüstung des Kaisers; die Verhandlungen scheitern an der Weigerung Barnims, die Lehenshoheit des Markgrafen anzuerkennen, er erlangt Hilfe von dem König von Polen "und andern seinen Freunden" [der Böhme fehlt] und überträgt den Krieg sofort in Feindes Land, indem er dem Kaiser und seinem Sohne entgegenzieht: *und seint bey dem Kremmer Dham zusamen khomen und haben sich hart geslagen.* Die Details über den zweifelhaften Anteil der Bundesgenossen und über Barnims Heldenrolle fehlen: er erringt schließlich den Sieg, Kaiser und Markgraf fliehen, gegen 8000 werden *erwurgt und gefangen*, das Lager geplündert, große Beute gemacht. Raubend und brennend durchzieht Barnim die ganze Mark bis vor Berlin und gedenkt die Stadt zu belagern. Da setzen die Vermittelungsversuche ein und es kommt zu Anstand und friedlichen Vertrag.

Wichtig sind ein paar Randnotizen Kantzows (s. die Anmerkungen Gaebels S. 198). Zu "andern seinen Freunden" hat er bemerkt: *Ime haben geholffen Graff Heinrich von Schwerin und Her Johan von Wenden, seine Swegers, und Graff Johan von Gutzkow.* Dann aber kurz vorher bei der schon einen leisen Zweifel andeu-

tenden Wendung, der Kaiser sei seinem Sohne selbst zu Hilfe gekommen, *wie etliche sagen: Dieses habe ich keine gewisse Historie, allein Bugg., sonder das es ein gemein alt Sagent ist, und scheinet war sein, nachdem der Keiser und Markgraff Ludwig sich mit Hertzog Barnim so haben uff dem Reichstag zu Frankfort vertragen mussen, wie hir angezeigt wirt, des man genugsam Brieff und Nachrichtung hat.* Später hinzugefügt: *D. Buggenhagen sagt, der Vater sey wol mit im Felde gewest, aber ist so from gewest, das er mit seinem Hauffen still gehalten hat* — davon ist aber in der "Pomerania" nichts zu finden!

Wir sehen deutlich: Kantzow, der in der mittlern Fassung seiner Phantasie freien Spielraum ließ, ist nun doch wieder mehr zurückhaltend geworden, hat wesentliche Züge seiner ausschweifenden Darstellung gestrichen und gibt zuletzt am Rande sogar kritischen Bedenken Raum. Man hat den Eindruck, daß er die Größe von Barnims Erfolg und damit die Bedeutung der Schlacht (von 1332) aus dem weitgehenden Entgegenkommen des Kaisers (1338) folgern zu dürfen glaubte.

Aber auch wenn wir Kantzows wechselnde Darstellung auf die einfachste Form zurückführen — wie weit ist doch der Abstand dieser "Schlacht am Kremmer Damm", die bei ihm ohne Jahr und Tag geschlagen wird und mit einem entscheidenden Sieg über den Kaiser und seinen Sohn den Markgrafen endet, von dem Sieg Barnims über die 'Wedelensis turba' und den 'Padahucum grex' am 31. Juli 1332! Wie kann man überhaupt noch die bescheidene annalistische Notiz des 14ten Jahrhunderts mit der hemmungslosen Schilderung des späten Geschichtsschreibers zusammenbringen und sie direkt als deren Stütze verwerten wollen?! —

Kantzows unabgeschlossenes Werk, dessen gesamte Originalüberlieferung auf uns gekommen ist, blieb ungedruckt und war bis in die Neuzeit hinein immer nur einzelnen Gelehrten, in der einen oder andern Fassung, bekannt. Der erste und der allergründlichste Kenner war Kantzows Freund Nikolaus von Klempzen, den er selbst schon, wie besonders Fragm. II verweist, als Mitarbeiter herangezogen hatte: er ist jetzt als Verfasser der "deutschen Pomerania" gesichert, die gleichfalls Gaebel (Stettin 1908) herausgegeben hat, nachdem sie schon früh eine weite handschriftliche Verbreitung gefunden hatte, vgl. Gaebel in den Pomm. Jahrbb. III 49—158: 34 Manuskripte, davon die Hälfte noch heute in Pommern. Klempzen, dessen Hauptquelle der nachweislich längere Zeit hindurch in seinen Händen befindliche Cod. Putb., Kantzows zweite hd. Fassung war, setzt (Gaebel I 263 f.)

"*die Schlacht bei dem Kremmer Damme*" ins Jahr 1334 und folgt seiner Vorlage teilweise wörtlich, aber doch mit Vorsicht und nicht ohne Kritik, wie er denn die Anwesenheit des Kaisers als zweifelhaft betrachtet und den Zug bis vor Berlin ganz fortläßt. Als Bundesgenossen Barnims nennt er neben den drei in der Anmerkung Kantzows zu Cod. Putb. aufgeführten noch den Bischof Friedrich von Cammin und Graf Hermann von Naugard *(Neugarten)*.

In den drei Jahrhunderten die auf Bugenhagen, Kantzow und Klempzen folgten, hat in Pommern lebhaftes Interresse für die heimatliche Geschichte geherrscht und eine litterarische Produktion auf diesem Gebiete hervorgerufen, mit der sich nur wenige deutsche Landschaften messen können: man unterrichtet sich darüber noch heute recht gut aus dem Aufsatz von W. Böhmer, Baltische Studien III 1 (1835) S. 66—126. Die Mehrzahl dieser Werke blieb freilich ungedruckt, einen starken litterarischen Erfolg erzielten und verdienten des Stettiner Gymnasialrektors Joh. Micrälius "Sechs Bücher vom alten Pommerlande" (Stettin 1640). Für die Darstellung des Mittelalters freilich zog man kaum jemals neue Quellen heran, sondern begnügte sich immer wieder Bugenhagen, Kantzow und besonders die meistverbreitete deutsche "Pomerania", das Werk des Nikolaus von Klempzen, aus- und umzuschreiben: so auch Micrälius S. 329 f. Das 18te Jahrhundert brachte 1723 einen Neudruck des Micrälius, 1728 die erste Ausgabe von Bugenhagens "Pomerania" (von Balthasar) und 1742 die Begründung der "Gesellschaft der Collectores historiae et juris patrii" in Greifswald; eines ihrer tätigsten Mitglieder, der Professor Albert von Schwartz hatte schon im J. 1726 eine vollständige Abschrift des Codex Putbussensis teils selbst angefertigt teils herstellen lassen, auf die sich durch mehr als ein Jahrhundert die Bekanntschaft mit der ausführlichsten Fassung des Kantzow allein stützte. Nach Auflösung der "Pommerschen Gesellschaft" plante man 1763 eine Neugründung von ähnlichem Charakter.

Der Professor Joh. Karl Dähnert, welcher 1750—1754 die "Critischen Nachrichten" und von Januar 1765 ab die "Neuen Critischen Nachrichten" herausgab, ist sowohl der Verfasser des ersten "Platt-Deutschen Wörter-Buchs nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart" (Stralsund 1781) wie der Herausgeber eines wichtigen Urkundenwerkes (1765—1769). So war denn in Pommern und besonders in Greifswald ein günstiger Boden auch für die Aufnahme von neuen Mitteilungen zur vaterländischen

Geschichte, und obendrein im heimischen Platt, als im 21. Stück des ersten Jahrgangs der "Neuen Critischen Nachrichten" (S. 175 f.) das

Lied auf die Schlacht am Kremmer Damm

erschien, das neben Kantzow als einziges selbständiges Zeugnis für den kriegerischen Vorgang und seinen Schauplatz dasteht und nicht wenig dazu beigetragen hat, beides in der Geschichtscheibung wie in der Vorstellung des Publikums (soweit es sich für diese Dinge interessiert) zu festigen. Ich muß den ganzen Artikel hier abdrucken.

Schreiben
an die Verfasser
über ein altes Stück zur Pommerschen und Brandenburgischen Geschichte.

Vor einigen Tagen habe einen alten Gesang, der einen Theil der brandenburgischen und pommerschen Geschichte erläutert, gefunden. Er ist demjenigen sehr ähnlich, welchen ich in den berlinischen wöchentlichen Relationen vom Jahr 1753. 29 St. S. 228 zuerst abdrucken ließ, und den Herr Doct. und Prof. Pauli dem ersten Bande seiner allgemeinen preußischen Staatsgeschichte S. 521 einzuverleiben für gut gefunden. Von dem gegenwärtigen Liede kann ich nichts anders behaupten, als daß es noch nie gedruckt worden sey. Die Begebenheit des 1334. Jahres, welche hier nach dem Geschmack der damaligen Dichter vorgetragen wird, bestehet kürzlich darin, daß der Churfürst von Brandenburg, Ludwig der ältere, seine prätendierte Lehnsherrlichkeit über die pommersche Lande von neuem durch die Waffen geltend machen wollte. Herzog Barnim kam ihm mit vielem Kriegsvolk unweit dem langen Damm bey Kremmen entgegen, und, wurde vom Ludwig, durch dessen Trompeter, welcher Peter hies, zum Treffen herausgefordert. Die Schlacht war sehr blutig; weil aber Barnim dem Churfürsten an Mannschaft weit überlegen war, so wurde dieser mit beträchtlichem Verlust zurückgetrieben. Der Herzog wollte die brandenburgischen Völker noch weiter verfolgen, und kam mit seinem Heer vom Damm herab in den engen Weg, welcher zwischen Morästen und dem Stadtgraben vor dem Heidetor sich befindet. Dieser Schritt brachte den Pommern grossen Schaden. Das Churmärkische Volk setzte sich daselbst, und Herzog Barnim ward, nach einem starken Gefechte, mit Verlust zurückgeschlagen. Bey diesem letztern Umstande gehet unser Gesang von dem Bericht verschiedener Geschichtschreiber ab. Er ist aber folgenden Inhalts:

1. Als Barnim, de fast lütke Mann,
averst im Krige nicht quade,
am langen Damme kåm heran,
ging he flietig tho Rade.

2. He sprack: dat is en garstig Lock,
da mitten wie nich dorchrieden,
es mögt uns kosten unsen Rock,
wie willen man hir blieven.

3. Wie willen schrieven ut die Står;
de uns die nich will geven,
den wille wie bråden mit dat Får,
un nach det Veh em strewen.

4. Det Rath gefehl en allen wol,
sie fingen an tho grawen,
sie mackten in die Erd en holl,
brachten dat unnerste bawen.

5. Marggraf Ludwig de tappre Held
hielt up den Cremmschen Huwen,
un dachte, dat sick da int Feld
die Pamern schöllen truwen.

6. Da averst kener kam hervår,
liet he rupen sinen Peter
un sprack: krig diene Trumpet her
rit hen, als en Trumpeter.

7. Det segge Hertzog Barnim an,
ick hedde grot Verlangen,
em als den Gast un sinen Mann
im Felde tho empfangen.

8. Wo awerst em det nicht behagt,
so will ick em thospräcken
un ock im Luge syn unverzagt
die Lantz mit em tho brecken.

9. De Hertzog sprack: He wäre da
un lichtlich ock tho finnen,
det Spöt det stünde op die Wah
wolle siehn, we wird gewinnen

10. Drup ging et up den Damm hinab
de was voll luter Köppe,
et gaf da manchen harten Knap,
de Schall ging in die Zöppe

11. De Märker kunden nich bestahn
de Lug was er Verderben,
da muste mancher liggen gahn,
un ohne Wunne sterwen.

12. Drum weken sie op diese Siet
un menen da tho fechten.
de Pamer folgt in vullen Trit,
schlog Herren met den Knechten

13. Zu Cremmen ging em det nich an,
he muste buten blieven,
det Futvolk stund da Man vör Man,
hulp em turücke drieven.

14. Se schaten up de Strat henut,
de man van Pamern krewelt,
un fühlen em so up de Hut,
dat em dat Harte wewelt.

15. Det, sprak Schwerin, dut hier ken gut,
lat uns den Damm erfaten,
oder wie werden unser Blut
hie alle möten laten.

16. Se treckten wedder hen tum Damm
un samlten äre Büte.
Damit de Krieg en Ende nam,
davor uns Gott behüte.

Ich bin zweifelhaft, ob unter dem Anführer der pommerschen Völker der Graf Heinrich von Schwerin, dessen Micrälius gedenket, oder einer aus dem pommerschen adlichen Gechlecht zu verstehen sey.

J. F. Sprengel[1]).

Ich mußte das Ganze oben abdrucken: den Text weil die Ausgabe bei Liliencron Hist. Volkslieder Nr. 9 (I 35 f.) recht willkürlich gestaltet ist, das Begleitschreiben weil es auch da auf den Wortlaut ankommt.

Der Einsender, der auf dem Lande in der Nähe von Anclam lebte, hat natürlich von den N. Critischen Nachrichten, die allwöchentlich in Greifswald herauskamen, keine Korrektur erhalten, und so haben sich in den Abdruck des Liedes allerlei Druckfehler eingeschlichen, die dann auch Liliencron nicht bemerkt hat. So muß es in Str. 9 Z. 2 heißen *to finnen* (finden!) st. *finnen* und Z. 3 *det Spöl det stünde op die Wah* (d. h. 'das Spiel'!) st. *Spöt*. Warum ich hierin Lesefehler des Greifswalder Setzers und nicht solche des Boldekower "Finders" erblicke, wird sich weiter unten ergeben.

Daß das Gedicht, so wie es im Drucke hervortrat, nicht einer alten, annähernd gleichzeitigen Handschrift entnommen sein kann,

1) Das links von diesem Namen stehende Datum: "Greifswald, den 25. May 1765" rührt nicht vom Einsender her, sondern bezeichnet, wie regelmäßig am Ende der wöchentlich ausgegebenen Hefte, den Redaktionsschluß.

ist jedem aufmerksamen Leser klar. Barthold, der dies zuerst betont hat, erklärte das 16te Jahrhundert für die frühstmögliche Zeit unserer Niederschrift, war aber für seine Person nicht abgeneigt, in dem Ganzen eine Fälschung Sprengels zu erblicken, weil er eben die Geschichtlichkeit dieser "Schlacht am Kremmer Damm" überhaupt bestritt. Liliencron ist diesem Verdacht aufs bestimmteste entgegengetreten. Sein Einwand, daß gerade die eingemengten hochdeutschen Formen gegen Sprengels Autorschaft sprächen: "wenn nämlich Sprengel einmal ein niederdeutsches Lied dichtete, hätte er es auch wol rein niederdeutsch geschrieben", setzt unbedenklich voraus, daß Sprengel das konnte. v. L. rückt freilich "die vorliegende Fassung frühestens ins 17. Jahrhundert" und rechnet dabei obendrein mit der Möglichkeit, daß Sprengel "das Lied aus dem Volksmund aufzeichnete". Dem letztern widerspricht aber Sp.s eigene Angabe: "Vor einigen Tagen habe einen alten Gesang . . . gefunden" — so kann er doch nur von einem handschriftlichen Fund reden, zumal wenn er dann fortfährt: "Von dem gegenwärtigen Liede kann ich auch nichts anders behaupten, als daß es noch nie gedruckt worden sey". Zugestanden immerhin daß ein solcher Fund, wenn auch nicht im Pfarrhaus von Boldekow, so doch etwa auf dem Schlosse Putzar (das zur gleichen Pfarrei gehörte) möglich war, wie konnte der gewiß auf nur bescheidene litterarische Hilfsmittel angewiesene Landpfarrer den geschichtskundigen Greifswalder Professoren gegenüber "einige Tage" nachdem er "den Gesang gefunden" hatte, "behaupten" (!), daß er "noch nie gedruckt worden sei"? Als Sprengel 12 Jahre früher in den von ihm herausgegebenen Berlinischen wöchentlichen Relationen das sicher echte Lied auf "Busse von Erxleben" (Liliencron Nr 24)[1]) zum Abdruck brachte, da ließ er sich von anderer Seite versichern, daß es noch nicht gedruckt sei. Und damals lebte er in Berlin!

Joachim Friedrich Sprengel[2]), geb. am 20. Febr. 1726 gest. am 10. Jan. 1808, stammte aus Altbrandenburg, studierte Theologie, woneben er sich aber von vornherein viel mit den Naturwissenschaften und mit ökonomischen Fragen abgab, und wurde 1749 Collega an der Realschule zu Berlin; 1753 gieng er als Rektor an die Stadtschule von Anclam und siedelte 1756 in gleicher Eigenschaft in die Neustadt Altbrandenburg über. 1760 übernahm er die Pfarrstelle von Boldekow und Putzar bei Anclam, ein gräfl.

1) Ich werde demnächst an anderer Stelle in Kürze darüber handeln.

2) Vgl. Hamberger-Meusel, Gelehrtes Teutschland Bd VII (1789) 582 f.; XV (1808) 515; dazu Jen. Allgem. Litteratur-Zeitung 1808 Bd I 287 f.

Schwerinsches Patronat[1]), und hier ist er bis über sein 80stes Lebensjahr geblieben; 1806 legte er das Amt nieder und zog zu seinem Schwiegersohn nach Kotelow in Mecklenburg-Strelitz, wo er zwei Jahre später gestorben ist. Er war besonders in seinen jüngern Jahren überaus betriebsam und offenbar ehrgeizig: schon im J. 1752 erreichte er seine Aufnahme in die Göttinger Deutsche Gesellschaft, der er den ersten Jahrgang (1752) seiner "Wöchentlichen Relationen der merkwürdigsten Sachen aus dem Reiche der Natur, der Staaten und der Wissenschaften" (Berlin 1753) gewidmet hat. Die darin enthaltenen kurzen Abhandlungen betreffen hauptsächlich "Naturlehre und Wirtschaftskunst", und dazu hat Sp. selbst reichlich beigesteuert: ich zählte im ersten Jahrgang 20 Aufsätze von ihm. Für das Historische interessiert er sich nur soweit es die Geschichte der Wissenschaft und Technik angeht, sodaß die Mitteilung des Liedes auf "Busse von Erxleben" in St. 29 des Jahrgangs 1753, des letzten den er (vor seinem Abgang nach Anclam) herausbrachte, eine Ausnahme bildet. Sp. war offenbar stolz darauf, daß sein damaliges Ineditum bald darauf unter Angabe des ersten Druckes in C. F. Paulis Allgem. Preuß. Staatsgeschichte I (1760) S. 521 Aufnahme gefunden hatte, und wenn er für das Lied auf die "Schlacht am Kremmer Damm" eine ähnliche Ehre erhoffte, so hat er sich nicht getäuscht: schon im gleichen Jahre druckte es Sam. Buchholtz in seinem Versuch e. Geschichte d. Churmark Brandenburg II (1765) S. 383 wieder ab — und damit war auch d i e s e Schlacht am Kremmer Damm für die märkische Geschichte gesichert. — Sp. selbst hat, soviel ich sehe, historische Interessen nur noch einmal getätigt: 1791 erschienen in Meiners und Spittlers Neuen Götting. hist. Anzeigen Bd I 3, S. 532 ff. von ihm "Nachrichten vom Geschlechte derer von Schwerin", die wissenschaftlich wertlos sind. Wir werden gleich sehen, daß auch sein Beitrag zu den Greifswalder Neuen Crit. Nachrichten nicht ganz ohne Zusammenhang mit diesem Interesse an der Geschichte seiner Patronatsfamilie ist.

Die einzige handelnde Persönlichkeit die der Dichter neben den beiden fürstlichen Gegnern nennt, und der er auch eine Rede in den Mund legt, ist Str. 15 "S c h w e r i n". Sprengel in der Beischrift läßt es unsicher, ob es der von Micrälius genannte Graf Heinrich von Schwerin oder einer aus dem pommerschen Adelsgeschlechte sei, er weist also doch deutlich auf die Familie hin, auf deren Patronatspfarre Boldekow er saß. Der Ausdruck "Schwerin"

1) Vgl. Gollmert und v. Schwerin, Geschichte d. Geschlechtes von Schwerin I 21 ff. 27 ff.

schlechthin ist absichtlich mehrdeutig gewählt — er entspricht ganz und gar nicht der Gepflogenheit des Mittelalters, das *der her* (oder *grave*) *von Schw., der von Schw., her N. von Schw., N. von Schw.*, dagegen schwerlich jemals kurzweg *Schwerin* sagte oder schrieb. Wohl aber war das die Ausdrucksweise des 18. Jahrhunderts: so etwa in Gleims "Preußischen Kriegsliedern von einem Grenadier" S. 13 *Der Held Schwerin*, S. 14 *Glückseliger Schwerin!* Und die Situation in der bei Sprengel "Schwerin" beim letzten Angriff erscheint, ist offenbar der nachempfunden, die damals in der Vorstellung der Zeitgenossen lebte: der Feldmarschall vor Prag, die Fahne ergreifend mit dem Rufe: "Wer ein braver Kerl ist, der folge mir nach!" Oder bei Gleim: *Und sagte: "Kinder, Berg hinan, Auf Schanzen und Geschütz!"* Und hier die ganz hochdeutsch empfangene Strophe **15**:

Det, sprak Schwerin, dut hier ken gut,
lat uns den Damm erfaten,
oder wir werden unser Blut
hie alle môten laten.

Im Mai 1765 brachte Sprengel seinen angeblichen Fund zum Druck, wobei er die Möglichkeit offen ließ, daß der darin gefeierte Schwerin ein Ahnherr des am 6. Mai 1757 vor Prag gefallenen Feldmarschalls Grafen Kurt Christoph von Schwerin gewesen sei — im nächsten Jahre taufte er seinen am 3. Aug. 1766 geborenen Sohn, den später als Arzt und Geschichtschreiber der Medizin wie der Botanik so berühmt gewordenen Hallenser Professor († 15. März 1833), auf die Namen Kurt Christoph Sprengel!

Es läßt sich nicht leugnen daß schon die Herkunft und die 'Fundumstände' recht bedenklich stimmen. Dazu treten nun aber die sprachlichen und auch weitere sachliche Verdachtsmomente.

Dabei schalte ich aus die hochdeutschen Schreibungen: ihre Zahl ist, wie man sieht, größer als es nach Liliencrons Ausgabe scheint, aber sie könnten auf verschiedenen Stationen eingedrungen sein: durch den von Liliencron angenommenen Schreiber des 17. Jahrhunderts, durch die Abschrift Sprengels, durch den Greifswalder Setzer — das Hochdeutsche an sich braucht also keinen Anstoß zu erregen, anstößig wird es nur da wo es sich als Niederdeutsch gibt. Denn das Gedicht soll ja ein niederdeutsches sein und, muß es auch sein wenn es anerkannt wird: mag man nun seine Abfassung ins 14. Jahrhundert setzen, womit es dann ein entscheidendes Zeugnis für die "Schlacht am Kremmer Damm" wäre, oder ins 16$^{te}$, was Barthold allenfalls zugeben wollte. In diesem Falle würde es eine Auffassung vertreten die erst durch Kantzow Verbreitung fand, aber allenfalls doch auch schon vor ihm in münd-

licher Überlieferung existiert haben könnte: denn wenn K. sich in einer Randnote zum Cod. Putb. für die Anwesenheit des Kaisers auf "ein gemein alt Sagent" berief, so könnte ja allenfalls auch das Lokal der Schlacht auf dieser Quelle beruhen.

Es würden also je nachdem zwei oder vier Jahrhunderte zwischen der Entstehung und der "Auffindung" liegen, die zu dem ersten Druck führte. War das nun, ganz oder teilweise, eine Zeit mündlicher Überlieferung? oder ist das Gedicht in dieser Zeit nur eben ein oder zweimal abgeschrieben worden? Denn gerade bei den historischen Liedern muß sehr wohl auch mit dieser Möglichkeit gerechnet werden, die für die eigentlichen Volkslieder kaum in Betracht kommt.

Gegen eine Jahrhunderte umfassende mündliche Fortpflanzung spricht nun ganz entschieden die vollständige Erhaltung aller Reime resp. Assonanzen: keine der 32 Bindungen ist verloren gegangen, keine weist eine Verderbnis auf, welche Heilung durch Emendation oder Konjektur verlangte oder nahelegte. Der Wechsel resp. die Kreuzung der stumpfen und klingenden Reime ist treu bewahrt.

Aber anderseits: was sind das für Reime! **1**, 2 wo *quât* verlangt wird, ist dem Reim (: *rade*) zu Liebe *quade* eingestellt — **5**, 2 : 4 *Huwen : truwen* würde als nd. Reim *höven : trûwen*, als hd. *huoben : triuwen* ergeben — **6**, 1 : 3 *hervâr : her* (huc)! — **7**, 4 Inf. *empfangen* (st. *untfân*) auf *verlangen* gereimt, ist nie und nimmer niederdeutsch! — **9**, 1 : 3 *da : Wah*, ergäbe allenfalls nd. *dâr : wâch*, allein der den Reim schmiedete (und von dem auch die Schreibung *Wah* herrührt), der meinte: da neben *nâch* ja *nâ(h)* stünde, so könnte man für *wâch* auch *wa(h)* schreiben und dies mit *da* binden! — **10**, 1 : 3 was sich der Dichter bei *hinab : Knap* gedacht hat, errat ich nur halb, jedenfalls ist es keine nd. Bindung — **12**, 1 : 3 *siet : in vullen trit*, für nd. *trede* — **16**, 1 : 3 *tum Damm* (st. *damme*) : *nam* — und zum Schluß noch 2 : 4 *Bûte : behûte*, wo es mnd. *bute : behode* (resp. *bůte : behôde*) heißen müßte.

Aus der Orthographie greif ich nur eines heraus was besonders auch in den Reimen zu Tage tritt: der Schreiber weiß, daß für ein hochdeutsches *b* des Wortinlauts im Niederdeutschen ein spirantischer Laut eintritt, und nun setzt er dafür neben *v* mit Vorliebe *w* ein, und daß hier der Schreiber mit dem Dichter identisch ist, das zeigt eben das Reimbild *huwen : truwen* **5**, 2 : 4.

Der Versbau ist etwas roh und klapperig, aber doch nicht derart entstellt, daß man sich versucht fühlen könnte, ihm kritisch aufzuhelfen. Umgekehrt: sobald man beginnt die Verse in besseres

Niederdeutsch zu übertragen — und dazu reizt jede Strophe, ja fast jede Zeile — werden die Verse schlechter: schlechter jedesfalls im Sinne dieses Dichters. Ich will mich auf die allererste Zeile beschränken: *Als Bārnim dē fast lütke Mānn* — wofür das pommersche Niederdeutsch etwa noch Kantzows verlangen würde: *Alse Bārnim de vāste lütke mān.*

Sprengel hatte den größten Teil schon seines bisherigen Lebens in niederdeutscher Umgebung verbracht, wenn er auch vielleicht erst in Boldekow mit der Bevölkerung niederdeutsch verkehren mußte. Man wird ihm jedenfalls eine gewisse Vertrautheit mit der Mundart zugestehen dürfen. Hier aber wollte er zugleich derb volkstümlich und litterarisch sein, und daraus ist dann dies abscheuliche Stilgemisch geworden, dergleichen in der echten Überlieferung kaum jemals vorkommt. Man lese einmal die Strophen **10** und **14** und dann die dazwischen stehende Str. **11**: *De Mārker kunden nich bestahn de Lug was er Verderben, da muste mancher liggen gahn, un ohne Wunne sterwen.* Nicht nur viele Zeilen, sondern ganze Strophen sind hochdeutsch empfunden und offenbar hochdeutsch konzipiert, wie z. B. die vorletzte. Und wie etwa **2**, 4 *wie willen 'man' hir blieven* modernes Platt, aber kein mittelniederdeutsch ist, so verstößt **6**, 1 *kener* gegen beides und ist der Gebrauch von 'anfangen' (**4**, 2), 'denken' (**5**, 3), 'meinen' (**12**, 2) wieder zum mindesten der alten Sprache abzustreiten. In allen diesen Fällen aber kann es sich unmöglich um Verderbnisse der Überlieferung handeln: dies Sprachgemisch hat vor Sprengel niemals existiert und ist auch nicht durch mündliche oder schriftliche Tradition zu Stande gekommen, es ist das Produkt eines Mannes der ein Idiom zu beherrschen glaubte (es vielleicht auch beherrschte), aber beim Versemachen litterarisch wurde — und nun natürlich überall ins Hochdeutsche zurückfiel: so auch wenn er **9**, 4. **15**, 3 das Futurum mit *werden* braucht. Als Gegengewicht gegen die immerhin wohl dunkel empfundene Gefahr dienen ihm dann einerseits die aufdringlichen Vulgarismen und anderseits Formen die offenbar altertümlich sein s o l l e n, wie die schwachen(!) Präterita *schöllen* **5**, 4, *wolle* **9**, 4, *menen* **12**, 2 und *fühlen* (?) **14**, 3.

Auf die Erfindung des als Parlementär ausgesandten Trompeters Peter (Str. **6**) ist der Einsender-Dichter offenbar besonders stolz gewesen — wenn er diese Reimtaufe für einen originellen Einfall hielt, so hat er sich geirrt, vgl. z. B. Burkard Waldis Buch I Fab. 55; das Mittelniederdeutsche aber hätte mit *trummitter* od. ähnl. diesen Reim schwerlich vertragen.

Die zweifellose Fälschung, mit welcher der Pastor von Boldekow die Greifswalder Professoren — und viele neuere Gelehrte gründlich genasführt hat, ist nicht etwa einer kecken Improvisation entsprungen, sondern mühsam zusammen gequält worden. Man hat den Eindruck daß jede einzelne Strophe für sich konzipiert sei: daher denn auch kein richtiger Fortschritt, ja kaum ein Zusammenhang; und auch die vorangeschickte Einführung hilft uns nicht darüber hinweg. Daß das Ganze schließlich wie das Hornberger Schießen ausgeht, sieht eigentlich mehr wie Unbeholfenheit als wie Raffinement aus: aber Sprengel hat sein Ungeschick schließlich geschickt ausgewertet, indem er ausdrücklich darauf hinweist, daß die Darstellung des Liedes von der der Geschichtschreiber abweiche. Was er aber ganz übersehen hat, ist dies: daß ein jedes derartige Zeitgedicht (und ein solches soll es doch sein!) von einer Partei ausgeht, und daß sich das immer verrät, absichtlich oder unabsichtlich. Hier aber weiß man schlechterdings nicht, ob der Verfasser als Pommer fühlt, oder als Brandenburger der es mit 'Markgraf Ludwig dem tapfern Helden' hält. Aber auch das hat seinen Grund: der Verfasser war eben ein guter Brandenburger, der auch als schwerinscher Patronatspfarrer nicht aus seiner Haut konnte.

Hätten wir es mit einem echten alten Gedicht zu tun, so brächte dies nicht nur die frühste Bezeugung der "ersten Schlacht am Kremmer Damm"; es würde auch eine andere Angabe späterer Historiker bestätigen: daß nämlich Herzog Barnim "der Große" ein kleiner Kerl gewesen sei. Denn mit den Worten Str. 1, 1 *de fast lütke Mann* soll Herzog Barnim III (der hier ohne jeden Titel eingeführt wird) offenbar als klein von Statur bezeichnet werden; so jung war er ja nicht mehr: war er doch bereits seit 12 Jahren Mitregent seines Vaters. Nun ist uns von keinem Zeitgenossen oder Spätern einschließlich Kantzow überliefert, daß der Herzog kleinen Wuchses gewesen sei, und es spricht auch zweierlei dagegen. Einmal waren die pommerschen Herzöge im allgemeinen ein hochgewachsenes Geschlecht: Bogislaw X war geradezu ein Riese, und sein Sohn Georg gab ihm nur wenig nach. Die Kleinheit wäre also wohl aufgefallen — aber Barnim III hieß doch schon früh, vielleicht gar bei Lebzeiten "Magnus" (Bugenhagen), "der Große" (Kantzow, ed. Gaebel I 212. 219, II 138 f.), und wenn auch die Möglichkeit nicht geleugnet werden darf, daß damit seine überragende politische Bedeutung gegenüber seinem gleichnamigen Vetter (oder Neffen) Barnim IV "Bonus" oder "dem Guten" von Wolgast betont werden sollte, so hätte es doch jener Zeit un-

bedingt widerstrebt, einen Fürsten 'groß' zu nennen, der in seiner Familie durch Kleinheit auffiel. Und doch scheinen diese Bedenken zunächst wieder hinfällig.

Jene Verse stehn nämlich im engsten Zusammenhange mit einer Strophe, die man bei Micrälius I 339 f. findet und die dieser, wie schon vorher (1552) Valentin von Eickstet in seiner "Epitome" (S. 73 der von Balthasar 1728 besorgten Ausgabe), der "Pomerania" Klempzens (ed. Gaebel I 280) — entnahm, ja sie sind ihnen geradezu nachgedichtet:

| Micrälius | Sprengel |
|---|---|
| Hartog Barnam | .. Barnim de fast lütke Mann, |
| Id iß ein kleyn Mann van Lyve, | averst im Krige nicht quade, |
| Averst ein Held im Kyfe. | |

Man hat deutlich den Eindruck: der *kleyn man van Lyve* soll durch *de fast lütke Mann* doppelt überboten werden: altertümelnd und plattdeutsch — und dabei ist das prächtige *ein Held im Kyfe* verdrängt worden durch das fatal prosaische *im Krige nicht quade*, was nicht niederdeutsch und nicht hochdeutsch ist. Aber die Kleinheit des großen Barnim scheint doch gesichert? Nein, soweit sind wir noch nicht! Hier liegt eine neue und nicht obenhin zu erledigende Schwierigkeit vor.

An Stelle jener von Klempzen überlieferten Verse bietet nämlich seine Vorlage, der Cod. Putb., einen ganz andern Namen. Zu einem Vorgang des Jahres 1327 hatte Kantzow, der auch sonst gerade in dem letzten hochdeutschen Texte gelegentlich historische Lieder und Spottverse in der niederdeutschen Landessprache anführt (Gaebel I 251. 304), schon in der ersten hochdeutschen Fassung (Gaebel II 127 Anm.) auf einem Zettel zwei niederdeutsche Strophen beigelegt, die er nachher in die Darstellung der zweiten hd. Fassung einschaltete, mit einigen bedeutungslosen Änderungen, die ich unten immerhin notieren will:

So stehet in einem alten Liede, do Hane zu dem Fursten von Mekelburgk gekhomen, das ine der Furst gefragt hette:

> 'Hane, wol heft thoreten dynen kham?'
> 'Her, dat hefft gedhan Graff Johan.
> Id is ein klein Man van Lyve,
> Averst ein Held im Kyve.'

v. 1 heft di — v. 2 Her *fehlt* — Gr. J. de khune Man — v. 3 Minsch.

Wie kam nun Klempzen zu dieser einschneidenden Änderung? Kantzow selbst hat ihn dazu geführt, ja geradezu gedrängt. Er hatte nämlich am Rande notiert (s. Gaebel I 195 Anm. 1): *Mit*

*Hanen ists eine andere Historie, und ist geschehn, wie hernach stehet, MCCCLI.* Das soll heißen: "Die Geschichte mit Claus Hahn liegt anders und muß zu 1351 umgestellt werden". Bei diesem Jahre hat nämlich Kantzow (Gaebel I 213 Anm. 2) lateinische Memorialverse notiert, die deutlich mit der obigen Strophe zusammenhängen:

Annis M ter CCC[1]) Domini L et I superadde
Sanctorum die Crispini et Crispiniani
Ante Loitz bellum campo fuit sabuloso;
Tunc cristam galli lacerauit ungula grifi.

Es handelt sich nämlich um den sog. Kampf am Schuppendamm, wo der mecklenburgische (werlische) Führer Klaus Hahn von dem zum Entsatz der Feste Loitz herangeeilten Herzog Barnim III aufs Haupt geschlagen wurde; dabei fand der auf pommerscher (!) Seite kämpfende jüngere Graf Johann von Gützkow — an seinem Hochzeitstage? — den Tod. Diesen Tatsachen würde also die Fassung Klempzens (wie die Memorialverse) entsprechen: Klaus Hahn berichtet dem Herzog Albrecht (oder dem Fürsten Nikolaus von Werle?) seine Niederlage durch Herzog Barnim[2]).

Aber wie kam denn Kantzow[3]) zu seinem Namen? Mit "Graff Johan" kann bei ihm nur eben ein Graf Johann von Gützkow gemeint sein, und Kantzows Lesart hängt natürlich mit der Einreihung der Verse beim Jahre 1327 (1326) zusammen, die er in der Randnote widerruft. Auch damals handelte es sich um die Festung Loitz, und beteiligt war (aber auf mecklenburgischer Seite!) Graf Johann (Hans) von Gützkow der ältere, der Vatersbruder dessen der dann 1351 auf Seite der Pommern fiel. Hat nun Kantzow die Verse hier eingestellt weil er in ihnen den "Graff Johan" fand? oder hat er *Hertoch Barnam*[4]) in *Graff Johan* umgewandelt, weil er eben so die Strophen hier unterbringen wollte?

1) zu lesen ist: 'ter C'!

2) v. Liliencron Nr 17 "Klaus Hane vor Loitz" (I 61), der das Stück nur in der Fassung der deutschen "Pomerania" kennen konnte, hat es danach richtig eingestellt.

3) über die Verwirrung Kantzows sowie über die beiden Grafen Gützkow und die wechselnde Parteistellung des ältern vgl. Barthold III 399 f. und W. Strecker Jahrbb. d. Ver. f. mecklenburg. gesch. 78 (1913) S. 81 Anm. 11.

4) An dem im Reime stehnden *Barnam* ist kein Anstoß zu nehmen: diese Form (wol an *Bartram* u. ä. angelehnt) ist zwar nicht offiziell, kommt aber, wie mich das Stettiner Staatsarchiv belehrt, nicht ganz selten vor: z. B. 1321 Mai 5 (Pomm. Urkb. VI 30) in einer durch den Cod. Rugianus (14 Jh.) überlieferten Urkunde; 1323 Juli 19 (Pomm. Urkb. VI 175) in e. Urk. d. mecklenburg. Kanzlei; vgl. auch die Register zum Mecklenburg. Urkb. sowie zu Riedels Cod. dipl. Brandenburgensis.

Der Leser wird vielleicht geneigt sein, die zweite Frage zu bejahen; aber da täte er gewiß Kantzow Unrecht. Zunächst ist doch zu beachten, daß dieser die beiden Strophen zweimal niedergeschrieben und sie beim ersten Male nur als Einlage gegeben hat: seine Darstellung war fertig als er die Verse erhielt, und nun hat er auf Grund gerade ihres Zeugnisses nur eben noch den Namen des Grafen im Text eingeschaltet (Gaebel II 127 Z. 10 f.: in Klammern!). Es entspricht auch gar nicht der Art Kantzows, und ich traue es ihm schlechterdings nicht zu, daß er ein ihm zugängliches Dokument irgendwelcher Art in dieser Weise umgeändert hätte. Wo ihm die Quellen ausgingen, da ließ er seine Phantasie frei schalten, und glaubte dazu nach der Art jener Tage ein Recht zu haben. Das haben wir bei der Schilderung seiner Schlacht am Kremmer Damm gesehen, für die er aber den Schauplatz nicht aus der Luft griff, sondern der Kombination mit einem jüngern Vorgang entnahm, sei es daß er diese selbst vollzog oder sie bereits in der "gemeinen Sage" vorfand. Wo ihm aber Quellen zur Verfügung standen, da hat er sich redlich bemüht, ihnen gerecht zu werden: immer wieder macht er auf Widersprüche aufmerksam, und so hat er ja auch diesmal seine Gewissenhaftigkeit bewährt, indem er eine nachträgliche Umstellung von 1327 auf 1351 ins Auge faßte. Wäre er dazugekommen, sie wirklich auszuführen, so würde er gewiß nicht stillschweigend, wozu sich Klempzen ermutigt fühlte, den Herzog Barnim für den Grafen Johann eingesetzt haben: er hätte wahrscheinlich auf den Widerspruch hingewiesen.

Ich weiß also nur folgenden Ausweg: Thomas Kantzow lernte, nachdem seine Arbeit an der ersten hochdeutschen Chronik (im Frühjahr 1538) in der Hauptsache getan war, ein historisches Lied kennen, in welchem ein Graf Johann [von Gützkow] als Mann von kleiner Statur bezeichnet war. In diesem Gedichte handelte es sich, wie bei so vielen historischen Liedern (besonders Soldatenliedern) bis in die neuste Zeit hinein, um Vermischung zweier Vorgänge aus verschiedener Zeit: beidemal Kämpfe zwischen Mecklenburg und Pommern um oder vor Loitz, und beidemal unter Beteiligung eines Grafen Johann von Gützkow. Vielleicht kannte schon Kantzow davon nur die beiden Strophen, die er (zweimal) aufgeschrieben hat, sicher dürfen wir das annehmen für Klempzen, der sie dem Cod. Putb. entnimmt, ohne eine Zeile hinzuzufügen. Eine historische Quelle war diese Kontamination nicht: das erkannte schon Thomas Kantzow, aber zu spät um seine Darstellung danach zu korrigieren, wie er plante. Klempzen führte die Absicht

des toten Freundes aus und hielt sich dabei berechtigt, den Namentausch vorzunehmen: so wurde durch ihn Barnim der Große zu einem Manne von kleinem Wuchs, und damit ging der Herzog in die spätere Geschichtschreibung über, vor allem in das Werk des Micrälius, das unserem Sprengel, womöglich als einziges litterarisches Hilfsmittel, zur Hand war.

Meine Untersuchung hat zu folgenden Ergebnissen geführt:

I Der am 24. Oktober 1412 erfolgte Zusammenstoß zwischen Brandenburgern und Pommern auf dem Kremmer Damme, bei dem es durch Verrat, Überfall — oder Misverständnis zur Tötung des Grafen Johann von Hohenlohe und zweier fränkischer Ritter kam, verdient keinesfalls die Bezeichnung einer "Schlacht" und kaum die eines "Treffens".

IIa. Es ist nicht ohne weiteres angängig, die in den sog. Colbatzer Annalen aufbewahrten Memorialverse von einem kriegerischen Erfolg Herzog Barnims am 31. Juli 1332 auf eines der Gefechte zu beziehen, die er dem Markgrafen Ludwig direkt geliefert haben mag. Und man ist keinesfalls berechtigt, jenen fest datierten Sieg des Pommernherzogs als "Schlacht bei dem Kremmer Damme" zu lokalisieren.

Wir haben also überhaupt keine zuverlässige Kunde von einer Schlacht auf (oder bei) dem Kremmer Damme!

IIb. Das bisher als zeitgenössisches Zeugnis für die ältere der beiden "Schlachten" (wie für den kleinen Wuchs Barnims des Großen) gewertete Lied bei Liliencron Nr. 9 ist, wie schon Barthold geargwöhnt hat, ein Produkt des Pfarrers von Boldekow Joachim Friedrich Sprengel: aus dem Jahre 1765 in dem es gedruckt wurde.

---

